Merc. 92

11. R

<36624579390016 S
<36624579390016
Bayer. Staatsbibliothek

Hiſtoriſches
Handbuch
für
Kaufleute
oder

R

darſtellendes Gemählde

der Handlung und des Verkehrs, die jetzt Europa mit den übrigen Welttheilen unterhält.

Lübeck,
bey Chriſtian Gottfried Donatius,
1793.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Vorbericht.

Hier erſcheint nun die in öffentlichen Blättern angekündigte Ueberſetzung von dem Buche: Tableau géneral du Commerce, de l'Europe, avec l'Afrique, les Indes Orientales et l'Amérique etc. à *Londres* 1787. Es hat den Handelsleuten bis jetzt an einem ſolchen Werke, wie dieſes hier, gefehlt, denn die philoſophiſche und politiſche Geſchichte der Niederlaſſungen ꝛc. vom Abt Raynal muß für Geſchäftsmänner wohl zu gedehnt ſeyn. Dagegen iſt das Handbuch, welches wir hier liefern, dem Bedürfniß des Kaufmanns angemeſſen, als der gemeiniglich weder Luſt noch Muße haben kann, große und weitläuftige Werke zu durchgehen. Er findet hier in gedrängter Kürze alles beyſammen was nöthig iſt, ſich einen hinlänglichen Begriff von der Lage und Natur des Verkehrs, von dem Charakter der Völker in jenen Weltgegenden, ſo wie auch von der Menge und Beſchaffenheit der da ein= und auszuführenden Produkten und

Waa-

Waaren abzuziehen. Der Handelsmann und Armatör bekömmt, was die gedachten Gegenſtände anbetrift, vollſtändiges und getreues Licht, ſo daß er auf die hier enthaltenen Data mit aller Sicherheit ſeine Spekulationen gründen, und die Unternehmungen des Handels beſtimmen kann.

Es werden darinne zugleich die Angaben und Bemerkungen des berühmten Verfaſſers der Geſchichte der Niederlaſſungen beſtätiget, oder wo dieſer fehlgegriffen hat, berichtiget und widerlegt, da viele von dieſen jetzt nicht mehr paſſen, und vornehmlich durch den Friedensſchluß vom Jahr 1783 und die Revolutionen der neuern Zeit, andere Lagen und Verhältniſſe eingetreten ſind.

Auch wichtige Zuſätze und Ergänzungen hat der Ueberſetzer beygefügt, denn er fand in dem Original ganze Länder übergangen. Das Buch ſelbſt wird dieß dem Leſer am beſten zeigen.

J. C. S.

Afrika.

Afrika.

Die Entdeckung Amerikas, und des Vorgebürgs der guten Hoffnung, welche zu Ende des 15ten Jahrhunderts erfolgte, ſind glänzende Epochen in der Geſchichte des Handels, und darauf folgten Revolutionen, die ſeinen Gang völlig veränderten; Magellans Reiſe um die Welt, die zu derſelben Zeit ihre Endſchaft erreichte, und welches Unternehmen, ſeitdem öftere Male von Andern erneuert worden iſt, hat die Begriffe und Unternehmungen der Europäer ſehr erweitert und vergrößert.

Vorher hatte der ganze Verkehr, den Europa mit Aſien unterhielt, ſeinen Gang durch Afrika, und vornehmlich durch Aegypten. Die Reichthümer und Waaren Arabiens, Aethiopiens, der öſtlichen Küſten von Afrika, aus dem perſiſchen Meerbuſen und aus Oſtindien, wurden übers rothe Meer nach den Häfen in Aegypten, und beſonders nach dem Hafen von Alexandrien hingebracht. Die Schiffahrer aus dem Mittelländiſchen Meere, die von Konſtantinopel, den Inſeln des Archipelagus, von Piſa, Livorno, Florenz, Venedig, Genua, Marſeille, kamen dahin ſie abzuholen, und hernach in ganz Europa wieder zu vertheilen. Aber nachdem das Kap der guten Hoffnung entdeckt worden war, nahmen dieſer Handel und dieſe Schiffahrt einen andern Weg. Die Fahrt übers atlantiſche Meer, welche eine gerade Straße nach Oſtindien öffnete, wurde vorgezo-

gen; und dieſe iſts, der ſich auch noch jetzt die europäiſchen Schiffahrer bedienen.

Dieſer Weg mag wohl eben nicht der kürzeſte ſeyn; aber man iſt auf ſolchem weniger Gefahren ausgeſetzt: findet da weniger Beſchwerniſſe, bringt darüber kürzere Zeit zu; er iſt alſo in dieſer Rückſicht vorzüglicher. Die Schiffahrt im rothen Meere hingegen, wird durch die darinne befindlichen Klippen ſehr erſchwert, ſo wie durch die unfruchtbaren Eilande, welche an beyden Ufern dieſes Meers liegen, und die größern Schiffe verhindern, in die Häfen an der Küſte einlaufen zu können. Noch mehr, die mauriſchen und arabiſchen Seeräuber, und die mohammedaniſchen Fürſten, die auf den öſtlichen Küſten von Afrika regieren, berauben und placken die Handelsleute aufs grauſamſte; die letztern ſind hier in dieſen Gegenden allen möglichen Gewaltthätigkeiten und Erpreſſungen ausgeſetzt, und ſolche üble Umſtände hat man bey der Fahrt ums Vorgebürge nicht zu beſorgen; ſie fallen da weg.

Die Fahrt im rothen Meere würde aber doch weniger Gefahren ausgeſetzt ſeyn, wenn eine Begebenheit, die ſich neuerlich zugetragen hat, die Folgen hätte, welche ſich manche davon verſprechen. Die Engländer ſind nehmlich kraft eines Traktats, der unterm 7ten März 1775 zwiſchen dem vornehmſten unter den Beys in Aegypten und Hrn. Haſtings dem vorigen Gouverneur in Bengalen geſchloſſen wurde, authoriſirt worden, ins Innere von Aegypten alle Waaren, die ſie nur wollen, einzuführen und darinne umlaufen zu laſſen, wenn ſie ſechs Procent für die bezahlen, welche von Madras und den Ufern am Ganges herkommen, und acht Procent für diejenigen, welche zu Surate und Bombay eingeladen worden ſind. Dieſer Vertrag iſt ſchon in Vollziehung gebracht worden, und der Erfolg ſoll größer ſeyn, als man ſich vorſtellen können. Wenn die ottomanniſche Pforte

Pforte und die Araber, wie auch die Fürſten, welche die Länder an den öſtlichen Küſten von Afrika beherrſchen, die Plackereyen und Erpreſſungen einſtellten, die ſie gegen die Handelsleute auszuüben pflegen; wenn der Hafen von Suez, der jetzt völlig verſandet iſt, geräumt würde; wenn die Europäer die Erlaubniß bekämen, ihre Schiffe in den alten Hafen zu Alexandria einlaufen zu laſſen; ferner auch, wenn die innerlichen Unruhen, durch welche noch jetzt die Gegenden, die der Nilfluß durchſtröhmt, erſchüttert werden, aufhörten; dann würden wir wohl ſehen, daß der Verkehr zwiſchen Europa und Aſien vielleicht wieder ins alte Gleis zurückkäme.

Wenn man die Abſicht hätte, einen Umſtand wie dieſer, der für den europäiſchen Handel ſo nützlich und wünſchenswerth wäre, zu beſchleunigen, ſo müßte man ohne Zweifel eine Gemeinſchaft zwiſchen dem rothen Meere und dem levantiſchen eröfnen. Dieß zu bewerkſtelligen, hatte man ſchon vor langer Zeit den Gedanken gefaßt, die Erdzunge von Suez zu durchſchneiden. Das Projekt wurde oft aufs Tapet gebracht, allein man hielt es für unausführbar, und gab es endlich völlig auf. Nun frägt es ſich noch, ob es auch eben ſo unmöglich ſeyn ſollte, daß man einen Kanal vom Hafen zu Suez an bis an den öſtlichen Arm vom Nilfluſſe, der ſich ins Mittelländiſche Meer zwey Meilen von Damiette ergießt, anlegte? Dieſes Werk würde ohngefähr denſelben Vortheil gewähren, den man vom Durchſtechen der Erdzunge von Suez erwarten konnte, und würde Aegypten keiner Gefahr ausſetzen, wie das der Fall bey jenem Unternehmen war. Man hat nehmlich die Bemerkung gemacht, daß das Mittelländiſche Meer, weil es höher iſt, als das rothe Meer, ganz Aegypten überſchwemmen müßte, wenn man ihm einen Durchgang durch die Erdenge von Suez verſchaffte.

Da Afrika faſt in allen Gegenden mit reichhaltigen Goldminen verſehen iſt, einen fruchtbaren Boden hat, der zur Erzeugung der koſtbarſten Naturprodukte geſchickt iſt, und dieſer Welttheil auf allen Seiten Meere hat, die ihm eine leichte Gemeinſchaft mit allen übrigen Theilen des Erdbodens öffnen, ſo hätte es an und für ſich ſelbſt den nützlichſten und ausgedehnteſten Handel treiben können; allein ſeine Bewohner ſind zu allen Zeiten in der dümmſten Unwiſſenheit verſunken geweſen, und haben ſich dem gröbſten Aberglauben überlaſſen. Durch die Hitze des Klima entnervt, unter der Regierung grimmiger Tyrannen ſchmachtend, wollen ſie lieber die Hände in den Schoos legen, mit ausgeſtreckten oder übers Kreuz gelegten Beinen auf der Erde liegen oder hocken, und unter dem Schwerdt der Deſpoten ſich biegen und ſchmiegen, als die Erde bauen, und ſich im mindeſten bemühen, ihr Loos erträglicher zu machen. Sind ſie endlich doch aus ihrer Heimath herausgekommen, ſo haben ſie andere Nationen, nehmlich die Europäer mit Gewalt dazu gebracht; man beſchwert ſie mit Eiſen und Banden, ſchleppt ſie in die härteſte Sklaverey, wo ſie in einer andern Hemiſphäre den Boden anbauen, und ihn unter dem Schweiße ihres Angeſichts, oft unter Thränen und Quaalen fruchtbar machen müſſen.

Aber wir wollen es dem Abt Raynal und allen, die ein gefühlvolles Herz gegen ihre Nebenmenſchen beſitzen, überlaſſen, dieſen Unfug zu rügen, und müſſen uns hier darauf einſchränken, einen ſchnellen Blick auf die Handelsverbindungen zu werfen, welche Europa mit Afrika errichtet hat. Dieſer unermeßlich weite Erdtheil, der viel größer als Europa iſt, hängt mit Aſien durch die Erdenge von Suez zuſammen, liegt faſt ganz unter dem heißen Erdgürtel, und ſtellt die Geſtalt eines unregelmäßigen Dreyecks vor Augen. Alle Länder, die in dem

Innern

Innern dieſes Dreyecks ſich befinden, ſind faſt ganz unbekannt: die Seite, welche nach Norden zu liegt, dehnt ſich von der Meerenge von Gibraltar bis an die Erdenge von Suez aus, begreift eine Strecke von 900 Landmeilen, die überall vom Mittelländiſchen Meere umfloſſen wird. Die Oſtſeite fängt bey der Erdenge von Suez an, und endiget am Vorgebürge der guten Hoffnung; ſie macht im Süden die Spitze des Dreyecks: dieſe Oſtſeite hat zu Gränzen das rothe Meer und den mittäglichen Ocean: endlich die weſtlich gelegene Seite erſtreckt ſich von der Meerenge von Gibraltar bis ans Vorgebürge der guten Hoffnung, längs am atlantiſchen Meere oder dem weſtlichen Ocean.

Mitternächtliche Küſten von Afrika.

Dieſe Küſten begreifen Aegypten, die Staaten der Barbarey *Tripolis*, Tunis, Algier und das Reich Marocko. Die handelnden Nationen, welche im Mittelmeere Geſchäfte und Schiffahrt treiben, geben ſich allein mit dem Handel der Länder auf den gedachten Küſten ab, die ihnen in der Nähe liegen. Die Engländer aber, die ſich überall da einfinden, wo irgend ein Verkehr ſtatt finden kann, nehmen an dem Handel dieſer Gegenden ſoviel möglich Antheil, inſonderheit an dem in Aegypten, welches Land für ſich allein mehr Hülfsquellen des Handels anbieten kann, als alle barbariſchen Staaten zuſammen beſitzen. Außer den Erzeugniſſen, die es ſelbſt aufbringt, findet man hier auch noch alle Handlungsartikel und Waaren, welche Arabien, Aethiopien und die öſtlichen Küſten von Afrika da übers rothe Meere zuſchicken.

Aegypten.

Aegypten.

Es giebt gewiß nur wenig Länder auf dem Erdboden, die durch die Macht ihrer Beherrſcher, durch die Weißheit der Geſetze, den Gewerbfleiß ihrer Bewohner, und den ausgebreiteten Handel berühmter geweſen ſind, als Aegypten. Sein Gewerbfleiß und Handel blieben im höchſten Flor, bis das Vorgebürge der guten Hoffnung entdeckt worden war. Allein nachher kamen beyde in Verfall, und heutzutage iſt kaum der Schatten vom vorigen Wohlſtande übrig. Die Regierung des Landes, welche vormals ihrer weiſen Geſetze wegen ſo ſehr im Rufe geweſen, iſt in ſchrecklichen Despotismus ausgeartet: das Volk lebt in der dickſten Unwiſſenheit, der gemeine Mann iſt betrügeriſch, lügenhaft, feig und dabey träge zur Arbeit. Nur das platte Land hat ſeine vorige Fruchtbarkeit unverändert fort behalten, und wie groß dieſe ſeyn muß, kann man daraus abnehmen, daß die Felder, obſchon ſie entweder nur ſchlecht oder doch ſchwach kultivirt werden, nicht nur zum Verbrauch der Landeseinwohner ſo viel nöthig iſt, liefern, ſondern auch dem auswärtigen Handel wichtige Ausfuhrartikel verſchaffen. Indeſſen iſt Aegyptens Kommerz von ſeiner ehemaligen Größe außerordentlich gefallen, und befindet ſich heutzutage in ſehr enge Schranken eingeſchloſſen.

Die Häfen Aegyptens, welche dem Handel offen geblieben, ſind Alexandria, Roſette, Damiette und Bequies. Dieſer letztere Hafen iſt vortrefflich in ſeiner Art, aber ſehr klein, und die Schiffe laufen da nur ein, wenn Winde und Stürme ihnen nicht erlauben nach Alexandria zu gehen, oder ſie die Mündungen vom Nilſtrohm nicht gewinnen können.

Roſette, welches nur eine Meile von der nördlichen Mündung des Nilſtrohms abliegt, empfängt die Güther und Waaren, welche den Fluß hinab verſchifft wer-

werden, und ſchickt ſolche den Schiffen, die nicht weit ab vor Anker liegen, auf Böten zu: aber vermittelſt der öſtlichen Mündung des Nils findet eine noch weit beträchtlichere Niederlage zu Damiatta oder Damiette ſtatt. Hier mag einſt ein Hafen geweſen ſeyn, aber heutzutage müſſen die Schiffe im freyen Meere auf zwey Meilen von der Küſte, doch aber in guten Grunde Anker werfen. Wenn ſtürmiſches Wetter einfällt (ein hier ſehr gewöhnlicher Fall) ſo ſind ſie gezwungen ſich zu entfernen, und nehmen ihre Zuflucht nach den Rheeden an der Inſel Cypern, und kommen an die vorige Stelle wieder zurück, ſobald die Stürme ſich gelegt haben, und die Gefahr vorüber iſt.

Alexandria hat zwey Häfen, welche, wie es heißt, vormals mit einander Gemeinſchaft gehabt haben, jetzt aber durch eine ſehr ſchmale Erdzunge geſchieden ſind. Der neue, nach Oſten zu befindliche Hafen, iſt von leichterm Zugang, als der andere, aber faſt völlig verſandet, indem hier die See beſtändig Geſtein und Sand einſchleppt, und auch die Schiffer, die hier den Ballaſt auszuwerfen die üble Gewohnheit haben, zur Verderbung des Hafens beytragen. Es ſind noch keine hundert Jahre, daß man die Schiffe dicht am Kay anlegte: allein heutzutage liegen ſie mehr als 200 Klaſter oder Ruthen davon ab. Der Raum, der ihnen hier übrig bleibt, iſt ſo enge, daß ſie mit mehreren Ankern feſt gemacht werden müſſen, damit ſie nicht aneinander ſtoßen. Aber auch dieſe Vorſicht langt nicht immer hin: oft genug, wenn Stürme entſtehen, werden die hier vor Anker liegenden Schiffe auf die andern, die ihnen zunächſt ſind, geworfen, ſo daß ſie dieſe entweder in Untiefen ſchleudern, oder beyde mit einander in Stücken gehen und verlohren ſind.

Der alte oder nördlich liegende Hafen iſt geräumig und bequem; ſowohl Kriegsſchiffe als Kauffarteyſchiffe kön-

können da in größter Sicherheit vor Anker ſeyn, allein die Europäer ſind davon ausgeſchloſſen, und die Pforte giebt ihnen dazu keine Erlaubniß. Die Türken, die bekanntlich von Natur ſehr argwöhniſch ſind, haben ſich eine Prophezeyung in den Kopf geſetzt, nach der die Stadt in die Hände der Chriſten fallen ſoll, wenn ihre Schiffe auf dieſer ſchönen Rheede zugelaſſen werden.

Der Sommer iſt die ſchicklichſte Zeit im Jahre, wo die Schiffe aus Europa nach Aegypten fahren. Die Nordwinde und Weſtwinde, welche dann faſt ununterbrochen wehen, machen, daß die Fahrten nur kurz dauren. Die Rückreiſen müſſen im Frühling oder Herbſt geſchehen. Den Winter hindurch aber iſt die Schiffahrt an dieſen ſo niedrig gelegenen Küſten ſehr gefährlich, denn man ſiehet noch kein Land vor ſich, wenn das Schiff auch nur noch ein paar Meilen von der Küſte entfernt iſt, falls etwa das Wetter nur halbweg dunkel, und der Himmel mit Wolken verſchleyert ſeyn mag.

Für alle Waaren, die hier die Europäer verkaufen, nicht weniger für die, ſo ſie einkaufen, müſſen drey Procent Zollgebühren bezahlt werden: der Kaffee iſt zu ſechs vom Hundert impoſtirt, und der Reiß zu zehn; auch iſt die Ausfuhr dieſes letztern Artikels nach den chriſtlichen Ländern verbothen. Der Betrag dieſer Zölle kömmt ein paar Schiffen zu gut, die alle Jahre von den Dardanellen hieher geſchickt werden, zum Kriege ausgerüſtet ſind, und den Auftrag haben, die Seeräuber von der aegyptiſchen Küſte abzuhalten. Nur Schade, daß eben dieſe Wachtſchiffe die Handelsleute gar gewaltig in Kontribution ſetzen, und den Schleichhandel begünſtigen.

Die Waaren, welche nach Aegypten gebracht werden, beſtehen vornehmlich in Tüchern und Zeugen, gold- und ſilbernen Fabrikwaaren, ſeidenen Zeugen, Eiſen, Bley, Zinn, Papier, Koſchenille, kurzen Waaren und

Glas-

Glasarbeiten. Die Kaufleute, die ſolche zuführen, tauſchen dafür hieſige Produkte, inſonderheit Reiß, Getraide aller Art, Kaffeebohnen, Safflor, Elfenbein, Gummiwaaren, Baumwolle, Senesblätter, Purgierkaſſien, Balſam, rohe Häute, geſponnenes Garn und Salmiak ein.

Der größte Theil des Handels in Aegypten wird durch die Türken und die Bewohner der barbariſchen Küſte betrieben, welche dazu jährlich im Durchſchnitte ſieben bis achthundert Fahrzeuge gebrauchen. Ihre Ladungen werden eine in die andere auf 7500 Rthlr. in ſächſiſchen Gelde geſchätzt. Wenn man nun ſiebenhundert und funfzig Schiffe aufs Jahr annimmt, ſo zeigt es ſich, daß Aegypten jährlich für 5,625,000 deutſcher Thaler an Waaren verbraucht, welche dieſe Schiffahrer mit ſich bringen; allein man ſchätzt, daß das Land noch einmal ſo viel an eigenen Erzeugniſſen liefert; mithin müſſen ihm die gedachten Handelsleute alle Jahre einen Zuſchuß von gleicher Summe an baarem Gelde bezahlen.

Die Handelsgeſchäfte, welche die Europäer mit Aegypten unterhalten, ſind bey weitem nicht ſo beträchtlich. Der Belauf der Waaren, die dieſe im Jahr 1776 hieher brachten, ſtieg nicht über 1,724,077 Thlr.

Die Venezianer lieferten bei dieſem Verkehr für	188 758 —
Die Toskaner und Engländer, welche beyde von Livorno aus hieher handeln, zuſammen,	535,915 —
Die Franzoſen	999,404 —

Wenn einſt Aegypten aus der Anarchie ſich herauswindet, in welche es jetzt verſetzt iſt; wenn da eine Regierung, die auf weiſen Grundſätzen beruhet, eingeführt wird; das Volk gewerbfleißig werden und gute Sitten annehmen möchte, ſo könnte das Land freylich wieder

wieder das werden, was es vor Zeiten geweſen iſt, nehmlich eines der induſtriereichſten und fruchtbarſten auf der Welt. Allein wie darf man ſich wohl eine ſo außerordentliche Revolution verſprechen? Wenn man auch vorausſetzt, daß ſie nicht unmöglich ſey, wie viele Jahrhunderte würden nicht dazu gehören, zu dieſer Veränderung die Anläſſe zu ſchaffen? Wenn dieß Land ſeinen alten blühenden Zuſtand wieder erlangen ſoll, in welchem es wie die Geſchichte erzählt, unter ſeinen erſten Königen ſich befand, ſo muß es die Schule der Sitten, der Wiſſenſchaften und Künſte ſeyn, die es damals geweſen iſt. Aber man darf eben kein Oedipus ſeyn, wenn man da vorher ſagt, daß dieß nie wieder der Fall ſeyn wird. Ein ſolches Glück ſcheint Aegypten nicht mehr beſchieden zu ſeyn.

Staaten auf der barbariſchen Küſte.

Tripolis.

Wenn man aus Aegypten gegen Oſten zu heraustritt, kommt man aufs Gebieth von Tripolis. Dieſes nimmt eine Strecke von 230 franzöſiſchen Meilen (Lieues) an den Küſten des Mittelländiſchen Meers ein: der Boden an der Seeküſte iſt ziemlich fruchtbar; aber das Innere dieſes Landes ſtellt nur eine weite und öde Wüſteney vor, welche von einigen hier und dort zerſtreuten mauriſchen oder arabiſchen Familien bewohnt wird.

Unter allen Seeräuberſtaaten auf der barbariſchen Küſte, iſt Tripolis lange Zeit der geweſen, der die meiſten Raubſchiffe in See gehabt hat. Und dieſe waren auch zugleich am beſten ausgerüſtet, und den Seefahrern am furchtbarſten. Durch die Unruhen, welche in dieſem unglücklichen Lande fortwährend geherrſcht haben,

ben, ſind erſtlich ſeine Seemacht und Handlung in Abnahme gekommen, und endlich gar in Verfall gerathen. Heutzutage ſind ſeine Handelsgeſchäfte mit den europäiſchen Staaten von geringem Belang; nur die Toskaner und Venezianer unterhalten noch Verkehr mit dieſem Lande; aber die Waaren, die dieſe und jene hieher ſchicken, betragen jährlich im Durchſchnitt nicht über 100,000 Rthlr.

Die Toskaner müſſen ſich bey dieſem Handel viele Formalitäten gefallen laſſen, die das Zollamt vorſchreibt. Die Venezianer haben ſich davon freygemacht, daß ſie jährlich eine Summe von 13,875 Thalern nach ſächſiſchem Gelde bezahlen. Einen ſolchen Vertrag haben die Franzoſen, weil ſie denken, daß er ihrer Ehre entgegen ſey, von der Hand gewieſen, obgleich Frankreich nicht aufgehört hat, auf dieſem Platze einen Konſul zu halten.

Hauptgegenſtände des hieſigen Handels ſind Saffianleder, Mandeln, Schaafwolle, Datteln, Senesblätter, Wachs und Honig, Seide und Galläpfel: man findet in dieſem Lande auch die ſchönſten Pferde, die die barbariſche Küſte aufzieht. Sie werden vorzüglich in der Provinz Derne gezogen. Die Franzoſen haben zu Darnis, dem Hauptorte dieſes Diſtriktes, einen Vicekonſul, deſſen Gerichtsbarkeit ſich bis nach Bengazy, eine Seeſtadt in dieſer Provinz, erſtreckt.

Zu Suara ſind Salzwerke, welche die Venezianer ſeit Jahren in Pacht genommen haben. Roh taugt dieſes Salz zum Einpöckeln nicht, aber, wenn es geläutert worden iſt, fällt es beſſer und ergiebiger aus, als ſpaniſches, portugieſiſches oder italiäniſches Salz. Venedig ſchickt den größten Theil von dieſem nach der öſterreichiſchen Lombardey, wo es inſonderheit zum Bedüngen der Felder, und zum Einſalzen des Lodeſankäſe verbraucht wird.

Tripo-

Tripolis hat auch Salzwerke näher nach der Levante zu, deren Salz noch beſſer als das von Suara ſeyn ſoll; es iſt weißer, kann aber wegen der ſchlechten Rheden bey Mazurat und Bengazy nicht wohl mit Schiffen von dort abgeholt werden, weswegen Suara der ſicherern Rhede halben den Vorzug behauptet.

Der Landhandel von Tripolis will nicht viel bedeuten; aber der Seehandel iſt ſchon beträchtlicher. Die Kauffahrer aus dem Orient finden ſich bisweilen auf den hieſigen unſichern Rheeden ein, und laden da die Produkte des Landes. Die meiſten gehen nach dem Hafen drr Hauptſtadt, weil ſie da den beſten Markt finden.

Der Verkehr mit Europa iſt geringer, als der mit dem Oſten.

Tunis.

Der Staat Tunis liegt in einem ſchönen Erdſtrich, und man genießt da eine ſehr reine und heitere Luft. Das Land erſtreckt ſich von Oſten nach Weſten hin, längs am Mittelländiſchen Meere, auf eine Weite von 60 bis 80 Meilen, die ſeine Küſte einnimmt. Man findet in demſelben Erdreich von vortrefflicher Güte, das aber ſchlecht gebauet wird, und die Hälfte des ganzen Landes liegt unkultivirt. Indeſſen bemerkt man doch, daß ſeit funfzig Jahren die Bewohner dieſes Landes arbeitſamer geworden, und ihre Sitten ſanfter ſind, als die der Tripolitaner und Algierer, auch iſt mehr Sicherheit im Verkehr mit ihnen, als mit ihren Nachbarn. Sie haben Neigung zum Handel, zum Acker- und Feldbau, ſo wie zu andern friedfertigen Gewerben, und würden die Seeräuberey gewiß aufgeben, wenn ſie nicht durch ein abergläubiſches Vorurthell daran feſt hiengen. Sie glauben nehmlich, daß ihnen ihre Religion die Pflicht

Pflicht auflege, in beſtändiger Fehde mit den Chriſten zu leben. Die Tuneſer haben den beſſern Charakter dem Einfluß einer klügern Regierung zu danken. Der Bey, welcher gegenwärtig das Haupt derſelben vorſtellt, iſt ein mauriſcher Fürſt, dem eine weiſe und gemäßigte Rathsverſammlung beyſteht. Plackereyen und Erpreſſungen haben ſeitdem ein wenig abgenommen: man bauet das Land beſſer und fleißiger; und die Manufakturen haben ebenfalls zugenommen.

Tunis, die Hauptſtadt dieſes Landes, liegt nahe an dem Orte, wo ehemals das alte Carthago geſtanden hat, und zwar am Fuße und auf dem Abhang eines Hügels. Obgleich darinne keine reine Luft herrſcht, weil die Stadt von Moräſten umgeben iſt, und es an reinem Waſſer fehlt, ſo daß man das Trinkwaſſer von zwey oder drey Meilen weit herholen muß, ſo enthält Tunis doch gegen einmal hundert und funfzig tauſend Einwohner, und dieſe ſind unter allen Afrikanern am wenigſten barbäriſch. Die Stadt liegt 120 Meilen von Tripolis, 150 von Algier, 66 von der Inſel Sardinien, und 40 von Sicilien. Sie wird, ſo wie der übrige Theil der barbariſchen Staaten, von Mauren, Türken, Juden, Renegaten, und Sklaven von allen chriſtlichen Nationen bewohnt. Die Wollmanufakturen, in denen Beruxiszeuge, Batanias und Mützen verfertiget werden, geben gegen 30,000 Menſchen Unterhalt.

Tunis hat mit dem Meere durch einen See Gemeinſchaft, der nur flache Fahrzeuge tragen kann, die man hier Sandals nennt. Aus dieſem See geht bis an die Feſtung Goletta ein ſchmaler Kanal, den man mit jener gewiſſermaßen für die Rhede dieſer Stadt anſehen kann. Dieſe Rheede iſt weitläuftig, dabey ſehr ſicher, und hat einen guten Ankergrund; ſie iſt bloß den Nord-Oſtwinden offen, an den übrigen Seiten abe durch zwey Bergketten verwahrt, die ſich an die Erdſpitze

ſpiße Bon, und das Zebibvorgebirge gegen Norden anſchließen.

Auf eine gewiſſe Weite von der Stadt iſt der Erdboden mit Wäldern von Oehlbäumen bepflanzt, welche eine erſtaunliche Menge Oehls liefern. Dieſer Artikel wird ſehr häufig verladen, vornehmlich nach Frankreich und England.

Aus dem Hafen von Tunis laufen jährlich 800 bis 1000 Schiffe ein und aus, die für Rechnung des Kommerzes befrachtet ſind.

Der Staat Tunis hat ehemals eine ſtarke Seemacht gehabt; dieß iſt der Fall nicht mehr, ſeitdem die Regierung Verträge mit den Mächten im Norden von Europa geſchloſſen hat, und die Inſel Corſica unter franzöſiſche Bothmäßigkeit gekommen iſt. Vermuthlich hat man hier eingeſehn, daß der Wehrt der zu machenden Priſen kaum die Koſten der Ausrüſtungen gut mache, daher hält man jeßt nur ſo viel Fahrzeuge in See, als zur Beſchüßung der Küſte gegen die Malteſer erfodert werden.

Bey den merklichen Fortſchritten, die hier in der neuern Zeit Handel und Gewerbe gemacht haben, ſiehet man doch nicht, daß der Verkehr mit den innern Gegenden von Afrika zugenommen habe. Dieſer ſchränkt ſich auf den Tauſch einiger wenigen Waaren ein, wofür man Goldſtaub erhält, der durch unermeßliche Sandwüſten und unbewohnte Einöden zugebracht wird. Hingegen der Seehandel nimmt anſehnlich zu. Man führt jeßt mehrere Produkte nach dem Morgenlande aus, und auch die Handlung mit den europäiſchen Staaten hat ſich ſehr vergrößert.

Unter dieſen Staaten haben England, Holland, Dännemark, Schweden, die Republik Raguſa, in gewöhnlichen Zeiten auch Venedig (doch in den leßtern Jahren nicht), manchmal auch Toskana, zu Tunis ihre

Ken-

Konſuls. Die Ein- und Verkaufe der vorgedachten Nationen ſind indeſſen doch von keinem ſonderlichen Belang. Die Engländer treiben hier keinen Handel; ſie halten da ihre Agenten mehr in der Abſicht, ihre Flagge im Mittelländiſchen Meere zu ſichern, als aus anderm Beweggrunde. Die Franzoſen allein, treiben da gröſſere Geſchäfte, als die übrigen Nationen zuſammen genommen; indeſſen führen auch dieſe, ein Jahr ins andere gerechnet, nicht über eine halbe Million Thaler im Wehrt, an Waaren in die Beſitzungen der Republik ein. Der Handel hier ſcheint ſeit langer Zeit unter den franzöſiſchen hier etablirten Handelshäuſern, und den Juden, welche tuniſiſche Unterthanen ſind, getheilt geweſen zu ſeyn. Die Umſtände beſtimmen es gemeiniglich, wer von dieſen Mitwerbern mehr oder mindern Theil an dieſem Handel zu nehmen hat. In Friedenszeiten iſt indeſſen der Handel der franzöſiſchen Kaufleute noch einmal ſo beträchtlich, als der der Hebräer. Mehr als ein Umſtand trägt dazu bey, jenen den Vorzug zu ſichern. Die Zollgebühren betragen nur drey Procent bey allen Waaren, die unter franzöſiſcher Flagge eingebracht werden, wenn ſie gleich nicht aus franzöſiſchen Produkten beſtehen (denn für dieſe iſt durch Verträge zwiſchen Frankreich und Tunis eine ſehr mäßige Taxe feſtgeſetzt worden, die nie verändert wird); dagegen müſſen die Juden eilf Procent von den Waaren bezahlen, die ſie aus Italien zuführen, denn aus Frankreich können ſie keine beziehen. Dieſe Gefälle müſſen ſie auch nach einem viel höhern Tarif bezahlen, und Erleichterungen werden ihnen überhaupt ſehr wenige zugeſtanden. Rechnet man hierzu noch den großen Vorſchuß, in dem ſie zu ſtehen ſich müſſen gefallen laſſen, ſo kann einer leicht abnehmen, wie ſehr der Vorzug auf Seite der Franzoſen ſeyn muß. Dagegen iſt der Handel dieſer nur gering, wenn ſie Krieg haben; zu der Zeit haben

die

die Juden die Oberhand; ſie verſchreiben die Waaren, welche Frankreich ſonſt liefert, aus Genua und Livorno und gewinnen damit ſo viel, daß ſie den Handel unterhalten können, wozu im übrigen ihre ſparſame Lebensart, und der wenige Aufwand, den ſie machen, auch beyträgt. 1788 ſind auch Spanien dieſelben Vergünſtigungen als Frankreich, zugeſtanden worden.

Von alten Zeiten her hat eine Kompagnie Juden alle Häute und alles Wachs, die im ganzen Reich gewonnen werden, gepachtet, wofür ſie jetzt der Regierung jährlich eine Summe von 170,000 Piaſtern nach tuniſiſcher Münze bezahlen. Sie ſind außerdem verbunden, für einen beſtimmten Preis, der aber immer geringer, als der Marktpreis iſt, alle Tücher, reiche, ſammetne und ſeidene Zeuge zu liefern, die am Hofe des Bey verbraucht werden. Indeſſen was ſie hierbey verliehren, das gewinnen ſie wieder auf den Häuten und dem Wachs, welche die Unterthanen des Staats verbunden ſind, ihnen für Preiſe, die den Abnehmern ſehr vortheilhaft ſind, zu liefern.

Uebrigens iſt unter allen Nationen, die mit Tunis im Frieden leben, keine, die nach dieſem Lande einen beträchtlichen Handel unterhält; indem nicht eine hier etablirte Komtoire hat, ausgenommen Frankreich und Genua. Aus dieſem letztern Freyſtaate ſind hier ein paar Handlungshäuſer, die unmittelbar unter dem Schutze des Bey ſtehen, und mit ihm in Anſehung des Zolls ſich verglichen haben. Sie bezahlen nach den Umſtänden 8 oder 9 Procent, und der Tarif, nach dem die Juden bezahlen, liegt auch da zum Grunde. Der Handel der Genueſer beſteht in ohngefähr 150 Ballen Wolle, etwas Seide, Galläpfeln, Strausfedern, Datteln und einigen andern Artikeln, die ſie wegführen. Dieß iſt nun alles, was den unmittelbaren Handel, den die europäiſchen Länder mit Tunis treiben, betreffen mag,

außer

außer daß aus Spanien einige hundert Ballen Wolle für die Mützenmanufakturen eingeführt werden.

Die Stadt Tunis nimmt für die Waaren, die ſie an Frankreich liefert, inſonderheit ſpaniſche Wolle, languedokſche Tücher, Scharlachkörner, Zucker, Pfeffer, Gewürznägelein, Wein, Brantwein, Papier, kurze Waaren und Clincaillerieartikel, wie auch Eiſen und Stahl zurück. Auch führen die Franzoſen jährlich gegen 30,000 Centner Soda in Stücken weg, und einige Ladungen ungewaſchener Wolle.

Was den Handel mit der Levante anbetrifft, ſo konkurriren darinne die Türken, Mauren, franzöſiſche Kaufleute, Griechen und Juden; doch haben die Türken und Mauren den Vorzug. Von Konſtantinopel und Smyrna erhält Tunis eine Menge Zeuge aller Art, geſponnene Baumwolle und dergleichen. Der Zuſchuß geſchiehet mit Zermabub-Dukaten. Von Cairo erhält Tunis über *Konſtantinopel* eine Menge anderer Zeuge, *Muſſeline*, Leinwand, eine Menge Reis, und Zechinen, welche in Bezahlung für die Tuniſiſchen Mützen gegeben werden, und fürs Oehl und die Seife, die man dahin ſchickt, wenn reichliche Oehlärndte geweſen iſt.

Die Fracht, welche man hier den Schiffen ſolcher Mächte, die mit Tunis im Frieden leben, beſonders im Handel nach der Levante zu bezahlen pflegt, iſt ſehr anſehnlich. In Friedenszeit ſind die Franzoſen und Engländer, und von den letzteren die aus Mahon und Gibraltar die ſtärkſten Mitwerber. Doch bedienen ſich die Tuniſer jetzt auch immer mehr und mehr venetianiſcher Schiffe, ſeitdem dieſe Nation im Frieden mit den barbariſchen Staaten lebt. Weil Dännemark, Schweden und Holland ihren Seeleuten hohen Lohn bezahlen, mithin ihre Schiffe für keinen wohlfeilen Preis Fracht fahren, ſo ſucht man ſie für Tunis nur im Nothfall, und wenn keine andern zu haben ſind.

Alles was ins Land eingeführt wird, bezahlt nur 3 Procent vom Wehrt, wenn es geradezu aus den Gegenden, wo es gezeugt iſt, herkommt. Aber für die Produkte aus dem nördlichen Europa und von irgend ſonſt woher, wenn dieſe zu Livorno niedergelegt geweſen ſind, müſſen 8 Procent bezahlt werden. Eben ſoviel entrichtet man für die, welche aus dem Tuniſiſchen nach dem vorgedachten Haſen verſchifft werden. Und eilf Procent iſt der Satz, wenn die Ladung oder eine Partey davon an ein jüdiſches Haus geſchickt oder konſignirt wird.

Vormals hatte ſich die Regierung von Tunis den ausſchließenden Handel mit Baumöl, welches aus dieſem Lande nach Europa zum Gebrauch für die Fabriken und Manufakturen, wie auch nach Aegypten, Algier und Tripolis zu anderm Bedürfniß geholt wird, vorbehalten. Heutiges Tages iſt der Handel frey gegeben; es müſſen aber anſehnliche Ausfuhrgefälle bezahlt werden.

Die franzöſiſchen Fahrzeuge bezahlen außer den gewöhnlichen Gebühren, auch noch andere, die ſie beſonders angehen, und die der erſte Deputirte ihres Kommerzes erhebt. Dieſe beſtehen im Ankergelde, in Haverey- Cotimo- und Konſulatsgebühren. Das Ankergeld hat in der letzten Zeit 17½ Piaſter für jedes Schiff betragen, und darein haben ſich der Aga oder Schloßhauptmann, die Chiaux und der Droguemann oder Dollmetſcher des Konſuls getheilt. Die Havereygebühr dient dazu, daß davon die Bedürfniſſe des Handelsſtandes auf dem Platze beſtritten werden. Dieſes Bedürfniß fodert nach den Umſtänden mehr oder weniger, die Gebühr iſt darnach höher oder niedriger. Cotimo iſt eine andere Abgabe, die von allen franzöſiſchen Fahrzeugen erhoben wird, welche von Tunis nach Italien, oder aus Italien nach Tunis fahren, und ihr Pa-

tent

tent dafür erhalten, das zwey Jahr gültig iſt, und hernach wieder erneuert werden muß. Jedes von den Schiffen, die in zahlreicher Menge zu dieſer Fahrt dienen, bezahlt nach franzöſiſchem Gelde 31 Liv. 10 S. fürs Ankergeld, und eben ſoviel wieder, wenn es die Ladung löſcht. Der Betrag von dieſer Gebühr wird zu Ausbeſſerung des Hafens zu Marſeille angewandt; das Konſulatgefälle beträgt zwey Procent von allen Waaren, die zu Tunis eingeladen werden, und dieß hat ſeine Beſtimmung, daß davon der Konſul und die Kanzley des Konſulates beſoldet werden. Der Einnehmer dieſer Gefälle legt von ſeiner Einnahme alljährlich in Beyſeyn des Konſuls, des Kanzlers und vor vier Marſeilliſchen Kaufleuten Rechnung ab.

Obgleich die Hauptſtadt des Landes einen großen Theil des hieſigen Handels an ſich gezogen hat, ſo werden doch die andern Rheeden und Ankerplätze, die an dieſer langen Küſte ſich befinden, von den fremden Fahrzeugen auch beſucht. Bizerta, war vormals ein ſehr berühmter Ort, als es noch eine große Anzahl Galeeren unterhielt. Es wurden aus dieſem Haſen viele Kaperſchiffe ausgerüſtet, die hernach mehrentheils mit reicher Beute wieder zurückkamen. Nach und nach iſt aber der Kanal, der von der Rheede nach der Stadt führt, mit Schlamm und Unrath angefüllt worden, ſo daß er jetzt nur Sandals tragen kann. Selbſt Kauffarteyſchiffe können da nicht mehr einlaufen, ſondern ſind gezwungen an einem gefährlichen Platze Anker zu werfen.

Porto Farina, das auf den Ruinen, oder doch wenigſtens in der Nähe des alten Utica liegt, war ehemals einer der geräumigſten, ſicherſten und bequemſten Häfen am Mittelländiſchen Meere, und könnte dieß noch heutzutage ſeyn, wenn man hier mehr fürs Beſte des Landes ſorgte. Er wird durch vier kleine Kaſtelle geſchützt,

ſchützt, und hat jetzt nur noch eine ſchmale Einfahrt, durch welche ſehr kleine Schiffe aus- und einkommen, die aber auch in kurzem, wenn man keine Vorkehrung dagegen treffen ſollte, von dem ſich anhäufenden Meerſande zugelegt werden wird.

Sfax iſt durch ſeine Handlung und Schiffahrt im Rufe. Die hieſige Rheede hat Ebbe und Fluth, und die Schiffe liegen da ſo ruhig, wie in einem Baſſin. Der Grund iſt thonartig; die Tiefe ſo gering, daß auch die kleinſten Schiffe entweder in der Ferne ſich vor Anker legen, oder ihre Leute außerordentlich anſtrengen müſſen, und wenn ſie das nicht wollen, große Koſten für Lichter und andere Hülfsmittel auszugeben haben. Das Gebiet von Sfax giebt wenig mehr, als Baumöl und Getraide zur Ausfuhr, aber es ſind in der Stadt, welche meiſtens von Arabern bewohnt wird, einige und zwar ziemlich anſehnliche Manufakturen wollener Zeuge, Mützen oder Tücher zu Turbanbinden und dergleichen. Das Oehl von Sfax und Tunis geht in großer Menge inſonderheit nach Mecka und Medina, wo es in den Moſcheen zum Lampenbrennen angewandt wird. Man verſchifft dieſes Oehl nicht in hölzernen Gebinden, ſondern in irdenen Gefäßen, die man in Italien und der Levante Giarre nennt.

An der Mündung der Zaine, welche den Staat Tunis von Algier ſcheidet, iſt das Eiland Galite, auf dem zahlreiche Schaafheerden und vortreffliche Mauleſel gezogen werden, die in der ganzen Levante ſehr geſucht ſind. Die Bewohner deſſelben ſind alle entweder Weber oder Schwammfiſcher. Nahe dabey liegt die Inſel Tabarca, welche die Familie Lomellini zu Genua ein paar Jahrhunderte im Beſitz gehabt hat. Sie wurde ihr endlich 1741 abgenommen. Die Genueſer fiſchten an dieſer ſonſt unfruchtbaren Inſel eine ſchöne Menge vortrefflicher Korallen, die ſie mit großem Vortheil

verar-

verarbeiten, und hernach im Morgenlande abſetzen konnten.

Zu la Calle, 36 Meilen von der Hauptſtadt, iſt bis 1791 das Hauptkomtoir der franzöſiſchen Afrikaniſchen Geſellſchaft geweſen. Die Korallenfiſcherey war ehmals das vornehmſte Gewerbe dieſer Kompagnie; ſeit einiger Zeit hat aber dieſe ſo abgenommen, daß ſie gar nicht viel mehr einträgt.

Algier.

Die Staaten der Republik Algier haben zu Gränznachbarn gegen Oſten den Staat Tunis; gegen Weſten das Reich Marokos, gegen Süden die Wüſten Sahra und gegen Norden das Mittelländiſche Meer. Ihre Küſten erſtrecken ſich auf 150 Meilen. Das Klima hier iſt gemäßigt: die Bäume verliehren nie ihr Grün: es giebt hier und dort einige Wüſteneyen und unangebauete Gegenden; aber doch findet man überhaupt in dieſem Staate weitſchichtige fruchtbare Ebenen, die alle Arten Getraide tragen, wie auch vortreffliche Waiden und ſchönes Weinland.

Ungeachtet aller dieſer Naturgaben, iſt doch der Handel, der in dieſem Lande getrieben wird, nicht von großer Bedeutung; und viele Kaufleute, die ſich hier niedergelaſſen haben, in der Hoffnung, da gute Geſchäfte zu machen, ſind darinne getäuſcht worden. Da faſt aller Handel auf Monopolienfuß in den Händen der Regierung ſich befindet, ſo hat das Kommerz hier wenig Sicherheit, und eben ſo wenig Vortheil zu erwarten, wenn es ſich in Verkehr einläßt.

Obgleich die Engländer, Holländer, Dänen, Schweden und Venezianer auf den Rheeden der Republik keine Ungebühr erfahren, ſo machen ſie hier doch nur wenig Geſchäfte. Drey Viertheile des hieſigen Han-

Handels ſind den Franzoſen in die Hände gefallen, und von dieſen drey Viertheilen wurde das Mehrſte von einer Kompagnie betrieben, die den Titel der Afrikaniſchen Geſellſchaft führte, und deren Hauptgeſchäfte darinne beſtanden, die Provence mit Getraide zu verſorgen. Sie führte jährlich im Durchſchnitt gegen 100,000 Marſeilliſche Charges Weitzen, Gerſte, Bohnen und Hirſe ein. Dieſe Kompagnie iſt unterm 21 Julii 1791 aufgehoben, und der Handel nach der Barbarey für alle Franzoſen frey erklärt worden. Die Retourwaaren dürfen nun nach allen Häfen Frankreichs eingeführt werden.

Da die Franzoſen an dieſer Küſte weniger von ihren Waaren abſetzen, als ſie ausführen, ſo muß das Fehlende mit baarem Gelde bezahlt werden. Dieß geſchiehet mit beſchnittenen ſpaniſchen Piaſtern, welche um zehn Procent leichter ſind, als ſie die Münze in Mexiko liefert. Dieſer Betrug macht den Europäern keine Ehre!

Die Waaren, welche man nach Algier bringt, beſtehen in reichen Zeugen, Damaſten, feinen Tüchern, Eiſen, Zinn, Bley, Queckſilber, leinenen und hanfenen Geweben, Schießpulver, Kugeln, Tauwerk, Segeltüchern, Ankern, Koſchenille, Gummilack, Alaun und Materialwaaren verſchiedener Art, in Papier, Reiß, Zucker, Kaffee, und Clincaillerriewaaren. Die Waaren des Landes, welche man dagegen eintauſcht, ſind Straußfedern, Korallen, Wachs, rohe und ungewaſchene Wolle, Häute, Datteln, brodirte Tücher, ſeidene Gürtel und wollene Decken. Was Getraide anbetrifft, ſo erlaubt jetzt die Regierung nur ſelten die Ausfuhr.

Die Anzahl der Schiffe, welche jährlich in den Häfen des Algierſchen Staats ankommen, ſteigt oder fällt, nachdem es die Umſtände mit ſich bringen, iſt aber doch nie ſonderlich ſtark. Ein franzöſiſch Schiff, es

es mag nun groß oder klein, ledig oder beladen ſeyn, zahlt für die Ankergebühren 143 Liv. 8 Sols nach franzöſiſcher Währung. Dieſe Taxe iſt für die übrigen Nationen noch höher: alle ohne Unterſchied hätten für die Waaren, die ſie herbringen, drey Procent vom Wehrt zu erlegen, allein durch Verabredung die man mit den Zollbeamten nimmt, wird das Gefälle bis auf zwey Procent heruntergeſetzt. Die Produkte des Landes dürfen bey ihrer Ausfuhr nichts bezahlen, indem die Regierung den Verkäufer macht.

Die Algierſchen Küſten bieten den Schiffahrern viele Häfen und Rheeden dar, wo die Handelsleute anlanden dürfen, aber alle haben ihre Unbequemlichkeiten. Die Ein- und Ausfahrt aus dem Hafen der Hauptſtadt ſind gleich beſchwerlich: der Hafen hat felſigten Grund, und wenn Stürme einfallen, vornehmlich bey heftigen Nordwinden und Nordoſtwinden, werden die Schiffe gar oft an einander getrieben, und ſind Gefahren ausgeſetzt: die Rheede, obſchon ſie eine Untiefe hat, iſt doch denſelben Winden auch ausgeſetzt, und die Schiffe laufen da die nehmlichen Gefahren.

Der Hafen Collo liegt 80 franzöſiſche Meilen von Algier. Es iſt eigentlich eine bloße Rheede, die ebenfalls dem Nordwinde und Nordoſtwinde offen liegt. Die Franzoſen haben hier einen Agenten, der die rohen Ochſenhäute aufkauft. Die Leute vom umliegenden Gebirge bringen hier auch etwas Baumwolle, Oehl, Honig und Wachs zu Markte.

Bonne liegt am Ufer des Meers, an der Mündung des Seibouſefluſſes. Es wird durch eine Feſtung und ein anſehnliches Schloß geſchützt. Der Fluß iſt breit, hat aber ſo viel Sand, daß er nur große Kähne oder türkiſche Sandals tragen kann. Wenn die Regierung nur halbweg die Koſten daran wendete, könnte das Waſſer viel befahrbarer gemacht werden. Das franzö-

ſiſche

ſiſche Komtoir zu Bonne kauft Wachs, Getraide, Häute und Wolle ein, wofür dem Bey zu Conſtantine eine anſehnliche Summe bezahlt wird.

Bugia hat eine ſtarke Niederlage von Oehl und Wachs, aber die hieſige Rheede iſt dem Nordwinde ausgeſetzt. Serſelles, fünf oder ſechs Meilen von Algier, hat eine kleine Bucht, wo viele Kähne und Böte einlaufen: das Land iſt da niedrig, und die Gegend ſehr ſchön. Arſew, das Arſenarius der Alten, beut den Schiffen eine ſichere und bequeme Rheede dar; auch hier ließe ſich mit wenigen Koſten ein Hafen anlegen, der die größten Schiffe aufnehmen könnte. In der Gegend um Bugia ſind ziemlich beträchtliche Eiſenminen im Betriebe, und die Einwohner verfertigen von Eiſen allerley Acker- und Hauswerkzeuge.

Maſcara, iſt eine Stadt, die ſich durch nichts, als die ſchöne Gegend, die um ſie herum liegt, bemerkenswehrt macht. Sie wird von einem Bey beherrſcht, der vom Dey zu Algier abhängt.

Oran, liegt 60 Meilen von Algier. Es iſt eine große Stadt, die 1791 von den Spaniern verlaſſen, und dem Bey von Maſcara abgetreten worden.

Der Staat von Algier iſt heutzutage den meiſten Seefahrern ſehr furchtbar. Seine beſtändigen Händel und Streitigkeiten mit den europäiſchen Mächten, der übermüthige und gebieteriſche Ton ſeiner Bewohner, und die zahlreichen Kaperſchiffe, die er in See ſchickt, ſind der Fahrt im Mittelländiſchen Meere höchſt hinderlich, uud ſtöhren den Handel vieler Nationen. Dieſe Seeräuber greifen die Schiffe aller Staaten ohne Unterſchied an, die keine Traktaten mit Algier haben. Dieſe Umſtände ſind zugleich Urſache, daß dieſer Staat furchtbar und übermüthig geworden iſt. Die andern Mächte auf der barbariſchen Küſte, fürchten ſich alle vor Algier, und ſelbſt der Kaiſer von Marokos zittert vor ſeinen

Dro-

Drohungen, und ſchmiegt ſich. Auch der Bey von Tunis, obſchon er nicht von Algier abhängt, ſchickt dem Dey doch alle Jahre Geſchenke, um ſeine Gewogenheit fortzubehalten. Es iſt ein Wahlreich, und die Häupter vom Militär wählen den Regenten, und zwar mehrentheils einen von den Miniſtern des verſtorbenen Fürſten. Aber auch der gemeinſte unter den türkiſchen Soldaten kann ſich dazu Hoffnung machen, wie denn zum Exempel der jetzige Dey vor ſeiner Erhebung nur ein gemeiner Soldat, und ſeiner Profeßion ein Schumacher zu Collo geweſen iſt. Aber ungeachtet ſein Herkommen ſo niedrig geweſen, regiert er doch ſeine Staaten nach Grundſätzen, die ſelbſt der erſten römiſchen Könige nicht unwürdig wären.

Marocco oder Marokos.

Dieſes weitſchichtige Reich, welches die vier Königreiche Marocco, Fez, Tafilet und Sus in ſich ſchließt, gränzt gegen Norden ans Mittelländiſche Meer, im Süden an die Wüſte Sahra, im Oſten an den Algierſchen Staat, und hat im Weſten das atlantiſche Meer zur Gränze. Die Theile, welche an die Wüſte Sahra anliegen, und an den Berg Atlas, werden von den Berbers, ein wildes Volk, das durchaus keine Sitten annehmen will, bewohnt: dieſe Gegenden ſtellen auch nichts dar, woran etwa dem Handel gelegen ſeyn könnte. Der übrige Theil des Landes iſt, überhaupt genommen, ſehr fruchtbar. Man findet darinne in großer Menge vortreffliche Weiden, worauf zahlreiche Heerden Ochſen, Pferde und Schaafe ihr Futter haben. Die Ebenen und Thäler bringen eine große Menge Getraide mancherley Art, inſonderheit Weitzen, Gerſte und dergleichen hervor. Man findet darinne Kameele, Dromedare, und Straußvögel. Es giebt in Menge Datteln und andere Baumfrüchte, Zuckerrohr und Baumwolle: auch

auch gewinnt man in demſelben viel Wachs und Honig. In der Provinz Hana, welche vom Königreich Marocco abhängt, bereitet man die ſchönen Felle, welche unter dem Namen des Maroquins, Korduans und Saffians in ganz Europa berühmt ſind. Die Stadt Fez iſt durch ihre Seiden- und Baumwollenmanufakturen ſehr im Rufe; ſie ſollen gewöhnlich gegen 20,000 Arbeiter halten. Die Küſten bieten den Schiffahrern gute Häfen und ſichere Rheeden an, die faſt zu jedweder Jahrszeit den Fahrzeugen zum Aufenthalt und zur Zuflucht gegen Stürme dienen können.

Wie viel Gutes ließe ſich bey dieſen Hülfsquellen nicht für die Handlung erwarten! Was muß ſchuld ſeyn, daß das Kommerz von einem Lande wegweicht, wo es durch Lage und natürliche Bequemlichkeiten ſo ſehr eingeladen wird? Sicher iſt nichts ſonſt daran ſchuld, als die ſchreckliche Tyranney des Regenten, welche hier allen Handel und Verkehr unterdrückt. Ein einziger Deſpot beherrſcht heutiges Tags dieſen weitläuftigen Staat, und zwar nach ſeinem wilden Eigenſinne, und mit einem eiſernen Scepter. Er iſt durch ſeine tollen und blutdürſtigen Thaten allen Unterthanen ein wahrer Schrecken. Die fremden Handelsleute fürchten ſich mit Grunde vor ihm, und wollen Leben und Guth in einem ſolchen Lande nicht aufs Spiel ſetzen, wo die Leute ohne Unterlaß den ſchändlichſten Plackereyen, ja ſelbſt Mord und Todtſchlag ausgeſetzt ſind; wo keine Treue und kein Glaube unter den Einwohnern herrſcht, und dieſe die grauſamſten Seeräuber unter allen Korſaren auf der barbariſchen Küſte ſind.

Es iſt alſo gar nicht zu verwundern, wenn Maroko nur wenig fremde Schiffe auf ſeinen Rheeden ſiehet. Der deſpotiſche Fürſt, der dieſen Staat beherrſcht, hat ſeine Häfen vielen Nationen verſchloſſen. England und Toskana, die doch Verträge mit ihm ge-

ſchloſſen haben, wagen es nicht ſich derſelben zu bedienen, und Nutzen davon ziehen zu wollen. Dieſem Handel etwas Nachdruck zu geben, hatte Dännemark vor Jahren eine Kompagnie errichtet, die aber, nachdem ſie einige Verſuche zu Handelsunternehmungen gewagt hatte, das Werk wieder aufgab. Seit 1767 haben die Franzoſen einigen Verkehr mit dieſem Staate, doch ſind die Unternehmungen auch noch nicht ſonderlich bedeutend. Die Einkäufe, welche ſie im Lande machen, belaufen ſich im jährlichen Durchſchnitt auf etwa 300,000 Rthlr. nach ſächſiſchem Gelde, und die Waaren, die ſie dahin bringen, betragen den dritten Theil dieſer Summe. Dieſer Handel würde ohne Zweifel ausgebreiteter ſeyn, wenn man hoffen dürfte, daß die Seeräuber zu Marocco und Salee ihre Räubereyen und Gewaltthätigkeiten einſtellten, wenn man ſich auf die Treue und den Glauben eines Tyrannen verlaſſen könnte, und hier eine Regierung ſtatt fände, die ſich mit den Sitten der Europäer beſſer vertrüge, und das Zutrauen der Handelsleute erhielte.

Im Jahr 1791 hat der Kaiſer von Marocco den Holländern den Hafen Santa Cruz zu ihrer Handlung eröffnet. Dieſer liegt in der Provinz Sus, und iſt der letzte Seeort unter denen im Staate: die Rheede iſt bequem und ſehr ſicher, und zwar ſogar für Linienſchiffe, verſteht ſich aber, nur über Sommer. Es war hier vor Zeiten ein ziemlich großer Markt, wo die Schiffahrer alle Erzeugniſſe eines weitſchichtigen, wohlangebaueten Landes beyſammen fanden, und wo alles Gold, das der Staat aus Afrika empfängt, hingebracht wurde: allein durch verſchiedene Unglücksfälle, und beſonders durch einen jähen Ausbruch des Zornes beym Kaiſer, deſſen Veranlaſſung nicht bekannt geworden iſt, hat der Platz ſeinen Wohlſtand verlohren. Vor etwa vierzig Jahren verjagte Muley-Mohammed, einer der grimmigſten

migſten Tyrannen, die Marocco beherrſcht haben, alle Einwohner aus dem Orte, und beſetzte ihn wieder mit einer Negerkolonie, mit welchen Leuten die Europäer bis zu dieſer Zeit keinen Handel haben eröffnen können.

Die Rheede von Tetuan iſt unter allen im Staate, Algier am nächſten, auch ſicher genug für die Schiffe, wenn nur nicht etwa ſtarke Stürme einfallen. Larrache hat einen ſehr guten Hafen, aus dem man eine leichte Kommunikation mit der Provinz Algar haben kann, welches eine der größten und fruchtbarſten von dieſem Reich iſt.

Salee liegt an der weſtlichen Küſte von Afrika unter 34 Gr. 4 M. Breite, und 9 Gr. 6 M. Länge, und iſt eine der anſehnlichſten Städte des Königreichs Fez. Ein Fluß Namens Geru theilt ſie von Oſt nach Weſt in zwey Theile, wovon der letztere Rabath genannt wird. Die Mündung des Geru bildet zwiſchen beyden einen Hafen für Kauffarteyſchiffe, aber die Einfahrt iſt ſehr beſchwerlich, wegen der davor liegenden Barre oder Sandbank, die ſich längs an der Küſte von Afrika erſtreckt, und gegen die das Meer ſich mit unglaublicher Gewalt erhebt, ſo daß man ſie nicht ohne große Gefahr überſegeln kann. Vor allen übrigen Häfen in Afrika iſt es hier für die Schiffe am mißlichſten, indem faſt eine Meersſtille dazu gehört, wenn man über die Sandbank kommen ſoll. Der geringſte Seewind macht die Ueberfahrt ſehr beſchwerlich. Die Nordweſtwinde ſind da am meiſten zuwider. Im September und October nöthigen hingegen die ſüdlichen Windſtöße die Schiffe, ihr Heil in offener See zu ſuchen. Ein ſchon etwas anſehnliches Handelsſchiff, iſt genöthiget an freyer Küſte zu ankern, und außer der Unſicherheit dieſer offenen Rheede, die man bey jedem Windſtoß verlaſſen muß, wird auch oft geraume Zeit erfodert, das Schiff zu löſchen. Nur vom Ende des Aprils bis zu Ablauf des Septembers iſt die

hieſige

hieſige Rheede ſicher, daher die Schiffer dieſe Zeit wahrzunehmen haben.

Der vornehmſte Handel mit den Saleern beſteht in Baumöl, Wolle, Honig, Wachs und Korduanleder, dagegen erhalten ſie nur Kriegsbedürfniſſe, als Schießpulver, Kanonen, Flinten, Säbel, vor allen Dingen aber Geld, welches ſie ſehr gern aus der Fremde ziehen, aber doch nicht erlauben, daß es wieder ausgeführt wird.

Jafry hat für die Schiffe eine weite Rheede, die einen Theil des Jahrs durch ſicher iſt; aber über Winter iſt ſie den Südwinden, und Südweſtwinden ausgeſetzt. Die Lage von Jafry in einer fruchtbaren, reichen und ſtark bevölkerten Provinz, hatte dieſe große Stadt zum faſt allgemeinen Marktplatze fürs ganze Reich gemacht, aber durch einen Eigenſinn des Kaiſers iſt dieſer Markt nach Mongador verlegt worden. Der Hafen dieſes neuen Niederlagplatzes iſt nur ein Kanal, den eine Inſel bildet, welche auf 500 Klafter vom Lande abliegt. Es iſt wahr, man kann da bey jedem Winde aus- und einfahren; allein der Kanal iſt nicht tief genug, daß er für große Schiffe wäre, und bey ſchlimmen Wetter und ungeſtümer See iſt der Ankerplatz nicht ſicher. Obgleich der Boden um dieſen Ort nichts weniger als leicht anzubauen iſt, ſo hat es doch der Eigenſinn des Tyrannen dazu gebracht, daß die Gegend bewohnt und bebauet wird, und er hat mit Gewalt hier den wichtigſten Markt im ganzen Staate angelegt.

Das Mittelländiſche Meer, welches die Küſten des Reichs Marocco beſpühlt, ſo wie alle die von Nordafrika, wird unaufhörlich durch die Seeräuber beunruhiget, welche aus den Häfen und Buchten an der barbariſchen Küſte herauslaufen, alle Gegenden dieſer Gewäſſer durchkreuzen, und auf die chriſtlichen Schiffe Jagd machen. Sie nehmen dieſe, wo ſie die ſtärkern

ſind,

ſind, mit Gewalt weg, und ſchleppen die Mannſchaft in die härteſte Sklaverey. Es iſt ſicher, daß es den europäiſchen Seemächten ein leichtes ſeyn würde, die Handlung und Schiffahrt im Mittelländiſchen Meere von dieſem Joche zu befreyen, wenn ſie mit Ernſt ſich dazu vereinigen wollten; allein es wird dieß wohl noch lange bloß ein frommer Wunſch ſeyn. Aus allen Umſtänden läßt ſich ſchließen, daß man dieſe Wohlthat im gegenwärtigen Jahrhundert noch nicht erwarten darf.

Oeſtliche Küſten von Afrika.

Die weitſchichtigen Strecken Landes, welche ſich von Suez an bis ans Vorgebirge der guten Hoffnung hindehnen, werden vom rothen Meer, und zwar von Suez an bis ans Kap Guadarfui, und von dieſem wieder bis ans Vorgebirge der guten Hoffnung durch das orientaliſche und Südmeer benetzt. Das Innere der Länder, die zwiſchen den beyden Wendezirkeln liegen, iſt faſt unbekannt, und alles was man davon weiß, kann nur die Neugierde der Liebhaber von Reiſebeſchreibungen vergnügen, nicht aber den Forſcher. Die Miſſionaire, welche in dieſe barbariſchen Gegenden gekommen ſind, vornehmlich nach Habyſſinien, haben die Bewohner derſelben ſo ſchlecht behandelt, daß ſie nicht mehr dahin zurückkehren, ſondern die wilden Afrikaner ihrem Leichtſinn und ihrer Treuloſigkeit überlaſſen. Die Küſten beſtehen da mehrentheils nur aus dürren und unfruchtbaren Felſen, oder aus Haufen brennendheißen Sandes. Die Theile davon, die noch einige Kultur zulaſſen, haben die Eingebohrnen dieſer Länder, wie auch die Portugiſen und Holländer unter ſich getheilt. Gold, Elfenbein und einige Sklaven, ſind die Hauptgegenſtände, die man hier handelt. Wenn die Europäer bis jetzt keine wichtigern Geſchäfte an dieſen Küſten angeſponnen

ſponnen haben, ſo liegt die Schuld bloß oder doch zum Theil an ihrem unerſättlichen Geitze, an den Grauſamkeiten die ſie verübt haben, und an ihrem tyranniſchen Betragen, womit ſie ſich dieſe wilden und kriegeriſchen Völker zu Feinden gemacht haben, die hernach ihre Freyheit weit beſſer und nachdrücklicher zu vertheidigen wußten, als die Oſtindier und Amerikaner. Die Portugiſen ſind bis dieſen Tag die einzigen unter den Europäern, welche einige Niederlaſſungen auf den öſtlichen Küſten von Afrika beſitzen. Andere werden wohl mit der Zeit den Beſitz mit ihnen theilen wollen: der Zeitpunkt wird dieſer vermuthlich ſeyn, wo die weſtlichen Küſten dieſes Theils der Erdkugel an Sklaven erſchöpft ſeyn werden; dann werden wahrſcheinlich zu urtheilen, die Nationen, die der Durſt nach Golde zu dieſem unmenſchlichen Handel anſpornt, verſuchen ihre Geſchäfte auf den öſtlichen Küſten zu betreiben. Unterdeſſen, daß dieſer Fall eintrete, der vielleicht in kurzem ſtatt finden kann, wollen wir dieſe Gegenden vornehmen, und ſehen, welche Hülfsmittel ſie dem Kommerze darzubieten haben.

Habyſſinien oder Habeſſinien.

Dieſen Namen giebt man dem weitſchichtigen Lande in Afrika, welches bey den Alten unter dem von Aethiopien bekannt war. Es gränzt gegen Norden an Aegypten, gegen Süden ans Kaffernland; im Morgen hat es zu Gränzen das rothe Meer, und gegen Weſten die weiten Wüſteneyen, welche an Nigritien und Guinea anliegen. Man giebt dieſem Lande eine Länge von 300, und eine Breite von 280 franzöſiſchen Meilen.

Habyſſinien hat einen außerordentlich fruchtbaren Boden, der in manchen Gegenden des Jahrs dreymal Aerndte giebt. Die Kornarten, die dieſer Boden trägt,

ſind

ſind Weitzen, Gerſte, Hirſe und eine beſondere Gattung Körner, die man in der Landesſprache Tef heißt, und von denen ſehr gutes Brod zubereitet wird, das den Geſchmack und Geruch des Roggenbrodtes hat. Das Land bringt auch in großer Menge Baumwolle, Zuckerrohr, Honig und Wachs hervor. Senesblätter und andere Pflanzen des Südens findet man hier faſt allenthalben: die Bäume behalten immerwährend das grüne Laub, und würden eine große Menge Früchte tragen, wenn man ſie beſſer kultivirte: die gemeinſten ſind Pomeranzen, Zitronen, Granatäpfel, Mandelbäume, und eine Art Feigen von Geſtalt und Größe der Gurken, aber von vortrefflichem Geſchmack und Geruch. Endlich, die Wieſen und Waiden nähren eine erſtaunliche Menge Vieh aller Art, welche den vornehmſten Reichthum der Bewohner dieſes Landes ausmacht. Sie finden auch in ihren Wäldern wilde Pferde und viel Elephanten, die ſie leicht zahm zu machen verſtehen.

Bey aller Fruchtbarkeit der Felder, iſt doch das Land den übeln Folgen des Kornmangels und ſelbſt der Hungersnoth zuweilen ausgeſetzt. Die Habyſſinier, die ein träges Volk ſind, arbeiten nur in Rückſicht auf das Bedürfniß des heutigen Tages, und wiſſen von keiner Fürſorge auf die kommende Zeit, von Vorrathshäuſern und Magazinen zu Getraide und Viehfutter, nichts; wenn alſo unfruchtbare Jahre einfallen, leiden Menſchen und Vieh die jämmerlichſte Noth, oder müſſen gar umkommen.

Die Gebirge von Habyſſinien, beſonders die der Provinzen Enarea, Dama und Goyam, ſind mit ſehr reichhaltigen Goldminen verſehen. Allein die Habyſſinier, weil ſie befürchten, daß ſie durch dieſen Bau nur den Geitz und die Habgier der Türken und Araber erwecken möchten, laſſen die Minen uneröffnet. Sie ſagen auch, daß ſie Thoren ſeyn müßten, wenn ſie bey

ſich

ſich Reichthümer aufhäuften, wodurch die Europäer angetrieben werden könnten, ſie zu bekriegen. Zufolge dieſes Raiſonnements, das ſo dumm nicht iſt, begnügen ſie ſich damit, daß ſie zu ihren Bedürfniſſen, das Gold aus dem Sande waſchen und aufſammeln, das die Flüſſe und Bäche hier von den Gebirgen in großer Menge herabbringen. Was Silber anbetrift, ſo ſiehet man hier im Lande keins, aber die Küſten am rothen Meere liefern Perlen und Korallen.

Es iſt zu verwundern, daß auf die Anlockung dieſer Reichthümer und Koſtbarkeiten die europäiſchen Handelsleute noch nicht Habyſſinien beſucht haben. Die Portugiſen ſind die einzigen, die da hinein kamen. Sie haben ſich darinne ziemlich lange Zeit, theils durch Hülfe eines kleinen Korps Soldaten, theils durch ihre Miſſionarien behauptet; allein in der Folge betrugen ſich dieſe und jene ſo unausſtehlich, daß ſie von den Eingebohrnen im Jahr 1634 aus dem Lande gejagt wurden, und ſeitdem den Fuß nicht wieder haben hineinſetzen dürfen. Kurz nach dieſer Heraustreibung der Portugiſen, machten die Kapuziner, die ſich zu Cairo niedergelaſſen haben, den Entwurf, daß ſie dieſe Miſſion ihrem Orden zuzuwenden trachten wollten. Ihr Oberer, der P. Agatange, und der Bruder Caſſian, ſein Gefährte, wagten das gefahrvolle Unternehmen, aber kaum hatten die Mönche den Fuß ins Land geſetzt, als man ſie feſt nahm und niedermachte, welches Loos auch noch drey andere dieſer Ordensleute traf, die der Eifer Neubekehrte zu gewinnen verführt hatte. Ihre Köpfe wurden an den Hof des Kaiſers geſchickt, der die Urheber der That reichlich belohnen ließ. Dieſer unglückliche Erfolg konnte den Eifer Anderer nicht erkalten machen. Ein gewiſſer Wagehals mit Namen Poncet, und ein Negoziant von Rouen, der ſich du Roule nannte, verſuchten beyde, die römiſchkatholiſche Religion in Habyſſinien

wieder einzuführen und da Kommerzniederlaſſungen anzulegen. Ihre Ränke und Bemühungen hatten aber keinen Erfolg. Poncet war genöthiget die Flucht zu ergreifen, und rettete ſich nach Perſien, wo er hernach mit Tode abgieng. Du Roule wurde, noch ehe er den Fuß über die Habyſſiniſche Gränze geſetzt hatte, ermordet. Seit dieſen traurigen Verſuchen hat es kein Europäer mehr gewagt, ſein Glück in dieſem Lande zu verſuchen, und man hat endlich das Gerüchte unter die Leute gebracht, daß in dieſen Gegenden weder für die Religion noch auch fürs Kommerz etwas zu machen ſey.

Der Handel, welcher jetzt darinne getrieben wird, iſt in den Händen der Türken, Araber und Armenier, die an den Küſten des rothen Meers und in Aethiopien zerſtreuet ſind. Alle dieſe können, weil ſie eben ſowohl durch die Paſchas in Aegypten, als durch die kleinen Sultane in Arabien geſchützt werden, frey in die Häfen dieſer beyden Meere einkommen, und von da nach Habyſſinien weiter gehen. Zu Baylar, ein Hafen des nördlichen Aethiopiens, iſt es, wo der Hauptſammelplatz dieſer Handelsleute iſt. Sie bringen den Habyſſiniern zu, alle mögliche Arten Zeuge, Gewürz- und Materialwaaren, und hauptſächlich Pfeffer, von dem die hieſigen Völker ſtarken Verbrauch machen. Die letztern geben im Tauſch zurück: außer Goldkörnern und Goldſand, rohe Häute, Wachs, Elfenbein, und Wallroßzähne, die härter und weißer als Elephantenzähne, und auch nicht ſo wie dieſe, gelb werden. Der fremde Handel iſt für die Habyſſinier, wenigſtens nach dem Sinn der Europäer nachtheilig, denn ſie müſſen faſt alles, was ihnen zugeführt wird, mit Golde bezahlen.

Küſten von Adel und Ajan.

Das Königreich Adel iſt vormals von Habyſſinien abhängig geweſen; aber die arabiſchen Fürſten die es hernach erobert haben, beſitzen es jetzt. Die Küſten von dieſem Lande erſtrecken ſich auf 150 Meilen, nehmlich vom Vorgebirge Rasbel, wo die Mündung des rothen Meeres iſt, bis an das Kap Guardafui; und von dieſem hier an bis an den Aequator laufen die Küſten von Ajan in einer Strecke von 240 Meilen fort. Dieſe weitſchichtigen Länder, obſchon ſie unter dem brennenden Erdgürtel liegen, ſind doch fruchtbar an Getraide, haben viel Vieh, und auch Früchte aller Art. Man findet da Ambra und Kokosfrüchte. Die Einwohner ſind zum Theil frey und unabhängig unter dem Schutze der Krone Portugall; theils Unterthanen der Mauriſchen oder Arabiſchen Fürſten, treiben aber einen großen Handel mit Goldſtaub, Negerſclaven, arabiſchen Pferden, und *vornehmlich mit* Elfenbein. Es giebt der Elephanten *eine* ſo außerordentliche Menge auf der Küſte von Ajan, daß man mit ihren Zähnen jährlich mehrere Schiffe beladen kann.

Die Portugiſen ſind die einzigen unter den Europäern, die Theil an dieſem Handel nehmen, und ſie laſſen ſich es auch ſehr angelegen ſeyn, die andern Nationen davon entfernt zu halten. Darinne leiſten ihnen die Eingebohrnen des Landes, die ſehr wild und grimmig ſind, *treulich* Vorſchub. Im Jahr 1700 wurde ein engliſches Schiff ins Gewäſſer bey Madagasho, ein Seeort an der Küſte von Ajan, verſchlagen; der Kapitän *hielt* dafür, daß hier Gelegenheit zu einem ſehr gewinnreichen Handel ſeyn müſſe. In ſolcher Hoffnung ſchickte er ſeine Schaluppe mit einem Officier und vier Matroſen ans Land. Der Officier betrat ohne Mistrauen das Ufer mit drey von ſeinen Leuten, und ließ

nur einen Mann zur Bewachung des Fahrzeugs zurück. Nachdem ihm die Araber einige Höflichkeiten erwieſen hatten, bemächtigten ſie ſich ſeiner Perſon und der drey Matroſen, und nahmen ſie mit Gewalt nach ihrer Stadt fort. Wie der in der Schaluppe zurückgebliebene andern Negern den Eintritt ins Fahrzeug erlaubt hatte, nahmen ſie ihn ebenfalls feſt, und ſchleppten die Schaluppe hernach tiefer ins Land hinein. Der Kapitän, der vom Verdeck ſeines Schiffs das beobachtet hatte, was vorging, verſuchte vergeblich alles auf der Welt, ſeine Leute wieder frey zu bekommen, ſie wurden nicht zurückgegeben, und ſind vermuthlich von den Unmenſchen getödtet worden. Er mußte ſich es noch für ein Glück ſchäzen, daß er die Segel aufziehen, in die freye See gehen, und einem ähnlichen Schickſal entrinnen konnte.

Zanguebarſche Küſten.

Melinde, Mombaſa, Monſia und Quilloa.

Die Küſte Zanguebar erſtreckt ſich vom Aequator bis nach Mozambique, auf eine Weite von beynahe 300 franzöſiſchen Meilen. Einwärts erſtreckt ſich das Land bis an Monómugi, allwo die Natur mitten unter unfruchtbarem Boden ſehr reiche Goldgruben angelegt hat. Dieſes koſtbare Metall hat da zuerſt die Araber, und hernach die Portugiſen herzugelockt. Die Städte Lamo, Pate' und Ampaſe, welche die vornehmſten Pläze auf dieſer Küſte, ſind unter die Bothmäßigkeit der mohammedaniſchen Araber gekommen, und werden heutiges Tags durch kleine Könige beherrſcht, die der Krone Portugall zinsbar ſind, und deren Unterthanen ſehr wilde und keineswegs geſellige Menſchen ſind. Die Reiſebeſchreiber ſagen, daß hier ein anſehnlicher Handel mit

Elfen-

Elfenbein, Gold und Negerſclaven getrieben wird, aber daß von dieſem Kommerze alle übrigen europäiſchen Nationen ausgeſchloſſen ſind.

Das Königreich Melinde, das mit dieſen barbariſchen Gegenden gränzt, bietet den Handelsleuten alle Gelegenheit zu einem bequemern und angenehmern Verkehr an; die Menſchheit findet hier wieder ſich in ihrer Sphäre. Alle Reiſebeſchreiber ſtimmen darinne überein, daß die Hauptſtadt gleiches Namens die ſchönſte und am beſten gebauete unter allen Städten ſey, die man auf der öſtlichen Küſte von Afrika findet. Sie hat einen ſehr geräumigen Hafen: die Schiffe können in denſelben mit aller Bequemlichkeit einlaufen, aber der übrige Theil des Geſtades iſt mit Felſen und gefährlichen Klippen durchſäet. Die Stadt hat eine der lachendſten Lagen, in einer Gegend, die mit Palmenbäumen, Pommeranzbäumen und ähnlichen herrlichen Fruchtbäumen bewachſen iſt, die vortrefliche Früchte tragen: die hieſigen Felder bringen Hirſe, Reiß und anderes Getraide: die Wieſen und Auen, die immer grün ſind, liefern einer zahlreichen Menge Viehheerden reichliches und geſundes Waidefutter.

Der Beherrſcher dieſes ſchönen Landes iſt ein mohammedaniſcher Fürſt, der in Melinde einen prachtvollen Hof hält; er und ſeine Vornehmen erlauben den Fremden leichtlich Zutritt, und begegnen ihnen mit größter Höflichkeit. Die Portugiſen ſind ſchon ſeit länger als 260 Jahren Bundsgenoſſen des Königs von Melinde; ſie haben in dieſer Stadt ein ſehr altes Handlungskomtoir, ein Kaſtell, mehrere Kirchen, und theilen ſich in den Handel des Landes mit den Cambayern und Guzaraten. Sie bringen hieher Gewürzwaaren, Kupfer, Queckſilber, und Leinen, welche ſie gegen Gold, Ambra, Elfenbein und Wachs umtauſchen.

Wenn man gegen Süden hinuntergeht, und 20 Meilen von Melinde zurückgelegt hat, findet man Mombaſe vor ſich. Dieß iſt eine Inſel, welche vom feſten Lande nur durch den Arm von einem Fluſſe abgeſondert wird, der ſich durch zwey Mündungen ins Meer ergießt. Der Hafen hier iſt beſtändig mit einer großen Anzahl Kauffarteyſchiffe angefüllt, und wird für ſehr gut und ſicher gehalten: der Eingang wird durch ein kleines Fort vertheidiget, welches ſo angelegt iſt, daß rund um Waſſer ſich befindet. Die Hauptſtadt Mombaſe iſt lange Zeit unter portugiſiſcher Bothmäßigkeit geweſen; aber gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, wurde ſie ihnen von den Arabern weggenommen, die das Handelskomtoir der Portugiſen zerſtöhrten, und auch das von Melinde zu Grunde richteten. Die Portugiſen ſind in dieſe Poſten nicht eher als bis im Jahr 1726 wieder hineingekommen.

Der gedachten Küſte gegen über, und zwar etwas tiefer, als Mombaſe liegt, ſind drey kleine Eilande, die die Namen Pemba, Zanzibar und Monſia führen: jedes von dieſen hat ſeinen eigenen Herrn; aber dieſe kleinen Fürſten ſind Lehnsleute oder Zinsleute der Krone Portugall. Der Hafen von Zanzibar iſt ſehr gut, und kann Schiffe von fünfhundert Tonnen aufnehmen. Die Bewohner dieſer Inſeln, welche Mohammedaner ſind, bringen nach Mombaſe, Sofala und Moſambique die Artikel, von welchen ſie in ihrem Lande Ueberfluß haben, und tauſchen dafür Leinen, Gold und Silber ein.

Wenn man fortfährt, nach Süden fortzuſchreiten, kommt man nach Quilloa. Dieß iſt eine Inſel, die den Titel eines Königreichs führt, und auch von Portugall abhängt. Hier wird ein großer Handel mit Golde getrieben, der eine Menge Kaufleute aus Arabien und Indien herzuzieht. Dieſes Gold, das den vornehmſten Reichthum von Quilloa ausmacht, wird aus den Ländern Mon=

Mongallo und Macuas hergebracht, die an dieſer Küſte, zwiſchen den Inſeln Quilhoa und Mozambique liegen. Dieſe Gegenden, die weit ins Land hineingehen, haben reichhaltige Goldminen, von welchen das Metall durch die Gebirgsſtröhme fortgeſchleppt, und in den Sand gemiſcht wird, aus dem es hernach die Bewohner in ziemlich großer Menge auswaſchen und aufſammeln. Dieſen Küſten gegen über ſind die kleinen Eilande Quirimba, Juan-Martin und viele andere, die in Anſehung des Handels von keiner Bedeutung. Deſto wichtiger ſind in dieſer Rückſicht die Inſeln Mozambique und die von Commiora, und die Küſte Sofala, von denen hier noch die Rede ſeyn ſoll.

Mozambique.

Dieſe Inſel iſt gänzlich unter der Bothmäßigkeit Portugalls. Obgleich da die Luft ſehr ungeſund iſt, ſo hat dieſe Krone doch hier den Hauptſitz ihrer Macht, und alles Handels, den ihre Unterthanen auf den öſtlichen Küſten von Afrika treiben. Die Portugiſen haben hier eine ſtarke Citadelle angelegt, welche den Eingang in den Hafen vertheidiget, der vom feſten Lande nur auf eine geringe Weite abliegt. Es iſt überhaupt der beſte Platz, den Portugall in dieſer Weltgegend beſitzt, und der Hauptort unter ſeinen Beſitzungen in Indien. Dieſe Krone unterhält da eine ſtarke Beſatzung, und einen Gouvernör, der allein den ganzen Handel auf der Küſte in Händen hat. Dieſer beſteht hauptſächlich in Golde und Elephantenzähnen. Mozambique iſt auch noch ein Erfriſchungshafen für die Schiffe, die von Liſſabon nach Goa ſegeln. Sie verbleiben da gewöhnlich eine Zeit von einem Monat, damit unterdeſſen die Soldaten und Matroſen, die entweder krank oder von der Reiſe abgemattet ſind, wieder geneſen und zu Kräften kommen

können.

können. Die hieſigen ſäuerlichen Früchte und die Erdwurzeln ſind vortrefliche Mittel gegen den Skorbut und die übrigen Seekrankheiten. Hier erwarten die portugiſiſchen Schiffe die regelmäßigen Winde, welche zu gewiſſer Jahrszeit unverändert von den afrikaniſchen Küſten nach den Oſtindiſchen zu wehen pflegen.

Mozambkque iſt eigentlich eine ſehr kleine Inſel, die nicht mehr als zwey, höchſtens drey Meilen im Umfange hat. Die Anzahl ihrer Bewohner beträgt gegen zwey tauſend Köpfe, halb Portugiſen, halb Neger. Die letztern ſind groß von Leibe, ſtark von Gliedern und ſehr kriegeriſch, aber träge zur Arbeit. Dieß hindert aber nicht, daß ihre Inſel, die von Natur fruchtbar iſt, häufig allerhand Vieh, Geflügel, Früchte und Lebensmittel aller Art hervorbringe, und von allen dieſen wird ein großer Theil zu Verſorgung der hier anlandenden portugiſiſchen Schiffe angewandt.

Zu verwundern iſt, daß nach der Eroberung dieſer Inſel, Portugall nicht auch die Inquiſition auf Mozambique eingeführt habe, da hier doch eine außerordentliche Menge Mönche vorhanden iſt: der Gouvernör ſchickt ihrer immer einige als Glaubensprediger und Miſſionäre nach dem feſten Lande, wo ihr Hauptgeſchäfte darinne beſteht, ſich bey den Schwarzen einzuſchmeicheln, und ſie zu vermögen, daß ſie ihr Gold und Elfenbein für einen niedrigen Preis ablaſſen. Es hat eine Zeit gegeben, wo dieſe dummen Schaafsköpfe ganze Hände voll Goldſand für eine Schnur Glasperlen darboten; aber jetzt ſind ſie ſchon klüger geworden, und zeigen mehr Beurtheilung im Handel und Wandel.

Comoriſche Eilande.

Dieſer Inſeln, welche im Kanal von Mozambique, zwiſchen der Zänguebarſchen Küſte und Madagaſcar liegen,

liegen, ſind viere, unter denen Comora die vornehmſte iſt. Die Portugiſen, die ſie entdeckten, machten da durch ihre Grauſamkeiten den Namen der Europäer ſo verhaßt, daß alle diejenigen, die ſeitdem den Fuß da ans Land geſetzt haben, entweder niedergemacht, oder äußerſt ſchlecht behandelt worden ſind. Nur die Engländer allein haben ſich die Bewohner von Anjouan, einer dieſer Inſeln, die eines der ſchönſten und herrlichſten Länder auf der Erde iſt, zu Freunden gemacht. Die Schiffe der Britten, welche in dieſen Gewäſſern fahren, legen hier gemeiniglich an, und nehmen Erfriſchungen ein, bringen ihre Kranken ans Land, damit ſie durch die vortreflich geſunde Luft, und die herrlichen Früchte und das ſchöne Waſſer, das man hier findet, wieder hergeſtellt werden. Aber der arabiſche Fürſt, der auf dieſer Inſel herrſcht, verkauft ihnen dieſe Hülfsmittel ziemlich theuer: indeſſen müſſen ſie es doch noch immer für ein Glück halten, daß ſie ſolche für irgend einen Preis in einer Weltgegend erhalten können, wo dergleichen nicht zu entbehren ſind.

Küſte von Sofala.

Sowohl das Königreich als auch die Stadt Sofala haben dieſen Namen von einem Fluß, an dem beyde liegen, und werden von einem mohammedaniſchen Fürſten beherrſcht, der der Krone Portugall zinsbar iſt. Sie ſind lange Zeit Dependenzſtücke vom weitſchichtigen Reich Monomotapa geweſen. Der Fluß Sofala iſt des Goldſandes wegen, den er mit ſich fortwälzt, berühmt: in einiger Entfernung von ſeiner Mündung liegt die Stadt deſſelben Namens. Die Portugiſen haben da eine Feſtung angelegt, durch welche ſie ſich zu Herren über den ganzen Handel in dieſer Gegend gemacht haben. Dieſer beſteht vornehmlich in Gold und Elfenbein.

dein. Sie beſitzen auch noch 5 oder 6 Meilen von Sofala, das Fort Inhaquea, zu demſelben Behuf.

Dieſes Land erſtreckt ſich landeinwärts von Oſten nach Weſten hin, bis auf 80 Meilen, und hat zum Gränznachbar das eigentliche Monomotapa: von Norden nach Süden hin nimmt es eine Strecke von 30 Meilen an der Küſte ein. Die Bewohner dieſes Landes ſind ein Gemengſel von mohammedaniſchen Arabern, abgöttiſchen Kaffern, und ſchlechten portugiſiſchen Chriſten.

Sofala weſtlich liegt das Königreich Mongas. Dieſes Land ſoll, wie die Reiſebeſchreiber ſagen, durch die Menge und Reichhaltigkeit ſeiner Goldminen ſich auszeichnen; die beträchtlichſten darunter ſind die von Maſſapa und dem Opharberge. Man will behaupten, daß da Salomon das Gold habe holen laſſen, womit er den Tempel zu Jeruſalem bereicherte. Dieſes mag wohl nicht ganz ohne Wahrſcheinlichkeit ſeyn, gewiſſer aber iſt indeſſen doch, daß zu Maſſapa, wo das Gold eine ſehr gemeine Waare, dieſer Artikel häufig zu Markte gebracht wird. Die Portugiſen haben da ein Komtoir, unter der Aufſicht eines Beamten, den der Gouvernör von Mozambique zu ernennen hat; ſie haben auch Verſuche gemacht, ſich der Minen von Maſſapa, Ophar und Maninas die im Lande Sofala liegen, zu bemeiſtern und ſolche zu bauen; allein ſie haben nicht glücken wollen; es ſey nun, daß man ſie nicht reichhaltig genug gefunden hat, oder weil Hinderniſſe von Seite der Eingebohrenen des Landes in den Weg gelegt worden ſind.

Der übrige Theil der Küſten, vom Königreich Sofala an bis ans Vorgebirge der guten Hoffnung, begreift nur unfruchtbares und ſandiges Land, welches von Kaffern und Hottentoten bewohnt wird. Dieſe wilden Völker leben auf unſtäten Fuß, und irren bald hier bald dort herum: ihre äußerſte Armuth ſchützt ſie

vor den Unternehmungen der Europäer, indem dieſe wohl wiſſen, daß bey ihnen nichts zu holen ſey. Nur die Hottentoten treiben einigen Handel mit Vieh und Butter, welche Artikel ſie bey den Holländern am Vorgebirge gegen andere Bedürfniſſe vertauſchen. Sie erhalten von dieſen zurück: Wein, Brantwein, Tabakspfeifen, Glaskorallen, kleine Spiegel, und andere Kleinigkeiten mehr.

Der Küſte von Sofala gegen über, findet man Madagaſcar, und öſtlich von Madagaſcar die Inſeln Bourbon und France. Dieſe Inſeln verdienen ſchon deshalb Aufmerkſamkeit, weil die Europäer ſich hier ſehr angeſtrengt, und alles aufgeboten haben, ſich hier feſtzuſetzen.

Madagaſcar.

Iſt eine der größten Inſeln auf der Welt. Sie liegt zwiſchen dem 12ten und 25ten Gr. ſüdlicher Breite: ihre Länge beträgt 336 Meilen von Norden nach Süden, und die Breite 120 Meilen. Sie wird in 23 Provinzen eingetheilt. Die Inſel überhaupt bringt reichlich Früchte und Getraide hervor: die Zitronen-Pommeranzen- und Granatäpfelbäume wachſen da Buſchweiſe auf. Es giebt auf Madagaſcar Gold- und Eiſenminen. Man findet da Kryſtall, Topaſen, Granatſteine, Amethiſte, Aquamarin, wohlriechende Gummiſorten, Benzoin, Ambra, Drachenblut: endlich, wenn dieſes Land (ſagt ein Reiſebeſchreiber) beſſer bekannt wäre, und ſo ſtark beſucht würde, als Oſtindien, ſo würde man von demſelben denſelben Nutzen ziehen können, als von jenem.

Wie groß waren nun nicht die Vortheile, die Madagaſcar durch ſeine vortrefliche Lage, ſeine geſunde Luft, und den Reichthum ſeiner Naturprodukte, zu einer großen

großen Niederlage des Handels, zu einem Erfriſchungsorte für die europäiſchen Schiffe, die nach Oſtindien ſegeln, anboth? Dieß begriff ſchon der Kardinal von Richelieu, ein Staatsmann, der in der Urtheilskraft nicht ſeines gleichen hatte. Unter ſeinem Vorſchub fingen da die Franzoſen im Jahr 1642 eine Niederlaſſung zu gründen an. Nach dem Tode dieſes Staatsmannes verwandte der Marſchall von Meilleraye unermeßliche Geldſummen dazu, die Entwürfe auszuführen. Das Fort Dauphin wurde aufgeführt, und eine Beſatzung darein gelegt; man ſetzte da herum einige Koloniſten an: aber die Agenten, denen die Ausführung des Unternehmens aufgetragen worden war, verſchwendeten die Kapitalien, die man dazu beſtimmt hatte. Sie verübten hernach ſo grauſamen Unfug auf der Inſel, und begiengen ſo ſchreyende Ungerechtigkeiten gegen die Inſulaner, die von Natur kühn und verwegen ſind, daß ſie ſich allgemein verhaßt machten. Es entſtund gar bald ein Aufruhr; die Eingebohrnen fielen über die Unterdrücker her, und metzelten den größten Theil derſelben nieder. Die dem Blutbade entrannen, fanden Niemand, der mit ihnen Verkehr haben wollte. Wie nun die elenden Leute ſahen, daß ihnen hier Haß und Abſcheu überall auf dem Fuße nachfolgten, und ſie noch dazu bemerkten, daß der Vortheil, den ſie aus einer beynahe völlig zu Grunde gerichteten Niederlaſſung zu erwarten hätten, den Aufwand nicht gut machen könne, welcher zur Wiederherſtellung und Unterhaltung dieſer Anſtalt gehören möchte, ſo verließen ſie das Etabliſſement im Jahr 1672, und flüchteten nach der Inſel Bourbon.

Inſeln Bourbon und France.

Die Inſel Bourbon liegt unter 20 Gr. 30 Minuten ſüdlicher Breite, am Eingange ins Indiſche Meer,

den

den Küſten von Afrika im Oſten, und 35 Meilen von Isle de France. Sie hat eine Länge von etwa 25 Meilen und eine Breite von 14; aber keinen ſichern Hafen, ſondern bloß Rheeden, die ziemlich gut ſind; aber ſteile Ufer, und eine gewaltig ſtürmiſche See erſchweren den Schiffen das Anlanden ungemein. Eine ſo gefährliche und zu mancher Zeit gar nicht thunliche Fahrt in dieſen Gewäſſern, macht, daß die Inſel zu Kommerzunternehmungen nichts weniger als geſchickt iſt. Im übrigen hat ſie reine und heitere Luft, geſundes Waſſer und ein gutes Klima. Die vielen Flüſſe und Bäche, die die Felder hier bewäſſern und fruchtbar machen, ſind zum Theil Urſache, daß hier der Aufenthalt reitzend und angenehm iſt. Der Anbau ſchafft da in hinlänglichem Maaße zum Verbrauch des Landes Früchte, Korn und Hülſenfrüchte, aber nicht ſo viel, daß davon ausgeführt werden könnte. Der Gegenſtand der Kultur, auf den ſich die Einwohner am ſtärkſten befleißigen, iſt der Kaffee; es iſt auch faſt das einzige Produkt, das von hier verfahren wird. Mit Reiß, Mais und Hülſenfrüchten kann man nur die Schiffe verſorgen, die an der Inſel Anker werfen.

Vor Jahren ſchickte die Inſel Bourbon eine ſehr große Menge Kaffee (der für den beſten auf der Welt, nach dem Arabiſchen gehalten wird) nach Frankreich. Man kultivirte da 8,493,583 Kaffeebäume, von welchen jeder im Durchſchnitt ein paar Pfund Kaffeebohnen gab. Dieſer Ertrag hat ſich um drey Viertheile verringert, ſeitdem das Erdreich, worinne das Gewächſe gebauet wird, abgenutzt, und den Verwüſtungen des Ungeziefers ausgeſetzt iſt. Man hat es vergeblich verſucht, das Produkt auf der Inſel France mit Vortheil zu bauen; der Boden iſt da zu eiſenſchüſſig und die öftern Orkane, die da herrſchen, laſſen nicht zu, daß die Kaffeebäume gedeihen, die man hier gepflanzt hat. Da

nun

nun auf ſolche Weiſe dieſe Niederlaſſungen mehr beſchwerlich als nutzbar ſind, ſo würde ſie die Regierung ſchon aufgegeben haben, wenn ſie nicht noch die Hoffnung hätte, daß durch Befeſtigung des Hafens Louis auf Isle de France, und des auf der Inſel Bourbon, die Schiffe der Nation einen ſichern Schirmort haben würden, die nach Oſtindien ſegeln, und daß man hierdurch zwiſchen Isle de France und Pondichery eine Gemeinſchaft eröffnen und unterhalten würde, die zum Beſten des franzöſiſchen Handels in dieſem Erdſtriche nothwendig ſcheint. Man arbeitet gegenwärtig an der Ausführung dieſes Vorhabens, zu welchem Frankreich jährlich acht Millionen Livres aufwendet.

Nach einer Zählung, welche im Jahr 1776 vorgenommen wurde, hatte die Inſel Bourbon 6340 Weiße, welche zur Kultur ihrer Ländereyen 26,175 Negerſclaven gebrauchten. Auf Isle de France wurde ungefähr eine gleiche Anzahl befunden.

Die Produkte dieſer letztern Inſel beſtehen in Getraide und etwas Kaffee. So wenig auch die Natur den Boden dieſer Kolonie begünſtiget hat, ſo wird doch da ein beträchtlicher Handel getrieben. Die vielen Schiffe, welche aus dem Hauptlande hier eintreffen, bringen die Erzeugniſſe aller Länder in Europa her, und die eigenen Schiffe der Kolonie gehen nach den Häfen des innern Indiens, und handeln da eine Menge Natur- und Kunſtprodukte ein. Außerdem, daß die Kaufleute von Isle de France ihre Schiffe zum Küſtenhandel im innern Indien gebrauchen, ſchicken ſie ſolche auch auf den Sclavenhandel an den Küſten von Mozambique. Die Negerſclaven werden hernach nach der Inſel Bourbon u. ſ. w. gebracht. Der größte Handel der Inſel Bourbon wird über Isle de France getrieben, allwo auch die Hauptadminiſtration ihren Sitz hat.

Die

Die Einfuhren nach Isle de France beſtehen in Kommeſtibilien aller Art, beſonders in Bordeauxer Weinen, Brantwein und Bier, und zwar in Stückfäſſern oder Flaſchen, Butter und Mehl in Tonnen, in Pöckel- und geräuchertem Fleiſch, Faßdauben, allen Arten von Ausrüſtungsbedürfniſſen für Schiffe, als z. E. in plattem, runden wie auch vierkantigem Eiſen, Eiſenblech, Stahl, Bley in Blöcken und Tafeln, Strick- und Tauwerk, Theer, Harz, Terpentin, Leinen von allen Sorten, in Segeltüchern, Segelgarn, Maſten, Ankern und dergleichen, ſo wie auch in ſpaniſchen Peſos oder Piaſtern in großer Menge, ferner Krahm- und Clincaillerienwaaren, Mode- und Bijouterieartikeln, Waaren zum Sclavenhandel und dergleichen.

Unter den Ausfuhren befinden ſich auch in Menge Waaren aus dem innern Oſtindien, womit hier ein ſtarker Zwiſchenhandel getrieben wird.

Vorgebirge der guten Hoffnung.

Die Küſten von Afrika ſind den Europäern beynahe ſo lange Zeit unbekannt geblieben, als Amerika; es war erſt im Jahr 1493, wie die Portugiſen zum erſtenmal an das äußerſte ſüdliche Ende an dieſem Theil der Erdkugel vordrangen, und da das Vorgebirge der guten Hoffnung entdeckten. Sie begriffen gar wohl, welcher große Vortheil aus dieſer Entdeckung für die Schiffahrt nach Oſtindien zu erwarten war; und doch benutzten ſie ihn nicht. Die Engländer, welche ungefähr um die nehmliche Zeit mehrere Reiſen dahin unternahmen, konnten ſich von dem Nutzen unterrichten, der daraus entſpringen würde, wenn man da Niederlaſſungen anlegte; indeſſen vernachläſſigten ſie dieß doch eben ſo wie die Portugiſen. Nachdem ſie einige ſchlecht entworfene Plane verſucht hatten, die natürlich fehl ſchlagen

muß-

mußten, verlohren ſie das Vorgebirge ganz aus dem Geſicht, und gaben der Inſel St. Helena den Vorzug; dieſe iſt zwar ein ſehr bequemer Ort zum Erfriſchen der Schiffahrer, allein er ſteht was die Kommerzvortheile anbetrifft, dem Vorgebirge ſehr weit nach.

Das Ohngefähr oder vielmehr die Schickung hatte das Vorgebirge den Holländern vorbehalten. Ihre Schiffe landeten da zum erſtenmal zu Anfang des 17ten Jahrhunderts. Nachdem ſie fortgefahren hatten, hier viele Jahre nach einander ſich mit Erfriſchungen zu verſorgen, wenn ſie nach Oſtindien ſegelten, oder aus dieſer Weltgegend zurückfuhren, bemerkten ſie, daß das Land von Natur gut ſey, und daß darinne bequeme und ſichere Häfen vorhanden wären. Da nun noch dazu die Einwohner verträglich ſchienen, ſo beſchloß die holländiſche Kompagnie hier eine Kolonie anzulegen.

Bey Ausführung dieſes Plans betrug dieſe Anſtalt ſich ſo weiſe und billig, daß es kein Wunder war, wenn das Unternehmen Fortgang hatte. Man that den Eingebohrnen nichts zu Leide, ſondern ſuchte ſie durch Wohlthaten zu gewinnen: die Kompagnie kaufte einen Theil von dem Grund und Boden, den ſie bedurfte: ſie ſchickte keineswegs nach dem Vorgebirge den Abſchaum des Mutterlandes, ſchlechte Leute, Miſſethäter, und ſolche Menſchen, die durch Ehrloſigkeit, Verdorbenheit der Sitten, und Gewohnheit des Laſters dem Lande, wohin man ſie verſetzt, eben ſo gefährlich werden müſſen, als ſie es dem Staate, der ſie von ſich ſtößt, geweſen ſind; ſondern ſie bewog durch ſehr gute Verſprechungen, die in der Folge auch treulich erfüllt wurden, fleißige Ackerbauer, und ehrliche Handwerksleute, ſich in dem neuen Lande niederzulaſſen, ließ ſie Koſten frey nach dem Vorgebirge hinfahren, und ſtreckte ihnen ſobald ſie da angekommen waren, die Summen vor, die ſie brauchten, und man ließ ihnen jede Aufmunterung geben, ſich

da

da gut und bequem niederzulaſſen und einzurichten. Noch mehr, man gab ſogar denenjenigen, die ſich nicht an den Himmelsſtrich gewöhnen konnten, alle Erleichterung, nach Europa wieder zurückzugehen, und erlaubte ihnen mit ihren Sachen, wie ſie für gut achteten, zu ſchalten und zu walten.

Der Aufwand, welchen die Kompagnie gemacht hat, weil ſie dieſer Niederlaſſung einen vorzüglichen Beſtand ſichern wollte, iſt außerordentlich groß geweſen; aber die Kolonie iſt auch eine der blühendſten geworden, die in der alten und neuen Welt bekannt ſind. Und man muß es dem Inſtitute zum Ruhme nachſagen, daß die übrigen Nationen keineswegs nach ſo löblichen und menſchenfreundlichen Grundſätzen bey Anlegung ihrer Kolonien gehandelt haben. Ungeachtet dieſes Wohlſtandes war die Kolonie doch noch im Jahr 1713, folglich nach mehr als ſechzig Jahren ſeit ihrer erſten Anlegung, der Geſellſchaft zur Laſt: daraus kann man nun abnehmen, daß zu ſolchen Unternehmungen eine nicht zu ermüdende Geduld, fortwährende Unterſtützung, und ein gewiſſer phlegmatiſcher Geiſt erfodert wird, die nicht jedweder Nation Sache ſind. Nur erſt ſeit einigen Jahren ſchickt das Kap der guten Hoffnung dem Hauptlande zwey oder drey Schiffsladungen Getraide, und anderer Produkten zu, unter welchen der rothe und weiße Kapwein, der Pontak von ebendaher, wie auch der Brantwein die koſtbarſten ſind. Die Kompagnie nimmt von dieſen Artikeln einen gewiſſen Theil, und das übrige wird in den Auktionen die ſie in Europa hält, verſilbert. Von dem weißen und rothen Kapwein wird die Aam in Holland von 160 bis auf 1000 Gulden im Preis, der Pontak zu 7 bis 800 Gulden, und der Brantwein vom Kap zu 150 bis 200 Gulden das Gebind abgeſetzt.

Der Ueberſchuß der Produkten, welche das Land hervorbringt, und derjenigen, welche zum einheimiſchen Verbrauch erfodert werden, iſt mehr als hinlänglich, daß man damit die holländiſchen Schiffe reichlich verſorgen kann, die nach Oſtindien fahren, oder von da zu Hauſe zurückkehren, hier anlegen, und Erfriſchungen einnehmen wollen. Dieſe beſtehen in Mehl, Wein, Butter, Käſen, einer Menge eingeſalzener Hülſenfrüchte und dergleichen, und zwar bedürfen ſie dieſer Proviſionen theils für die Schiffe ſelbſt, theils auch für die holländiſchen Niederlaſſungen in Aſien.

Die weitſchichtigen Pflanzungen, Ländereyen und Wohnplätze, die die Holländer in dieſem Theil von Afrika beſitzen, ſind in verſchiedene Diſtrikte abgetheilt, welche nach und nach formirt wurden: der wichtigſte und älteſte unter dieſen iſt der vom Kap ſelbſt, wo der Mittelpunkt der holländiſchen Macht ſich befindet: hier ſiehet man eine wohlgebauete Stadt, die durch eine gute Feſtung, welche immer in gehörigem Stande iſt, beſchützt wird. In dieſer unterhält die Kompagnie eine Beſatzung von 700 Mann, und eine Menge Vorrathshäuſer, die nicht nur mit Kriegsbedürfniſſen, ſondern auch mit allem reichlich verſehen ſind, was zur Ausrüſtung, Ausbeſſerung, und zum Betackeln und Kalfatern der Schiffe und Fahrzeuge erfodert wird.

Nach der jüngſt geſchehenen Zählung beſtand die Kolonie am Vorgebirge aus 15000 Europäern, welche gegen 50,000 ſchwarze Sklaven zur Kultur ihrer Ländereyen gebrauchten. Unter allen Kolonien und Niederlaſſungen, welche die Europäer in den verſchiedenen Welttheilen angelegt haben, iſt das Kap vielleicht die einzige, wo die Sclaven mit größter Glimpflichkeit behandelt werden. Hier bekommen ſie dieſelbe Nahrung und verrichten die nehmliche Arbeit, als ihre Herren, die ſich nicht ſchämen, im Schweiße ihres Angeſichts

das

das edle Geſchäfte des Acker- und Feldbaues zu betreiben.

Weſtküſten von Afrika.

Das weſtliche Afrika erſtreckt ſich von der Meerenge zu Gibraltar bis ans Vorgebirge der guten Hoffnung, auf eine Länge von 1200 Meilen Küſtenlandes; und die Entdeckung dieſes Erdſtrichs haben wir ebenfalls den Einſichten, den Bemühungen und der anhaltenden Geduld der Portugiſen zu danken. Dieſe Küſten ſind dem Kommerze minder wichtig, weil hier ein anſehnlicher Handel mit Golde, Elfenbein, Wachs, Gummi, Farbehölzern und andern reichen Produkten getrieben wird, als durch den Negerhandel, den ſchändlichſten unter allen, die je die Menſchen erdacht haben, welcher die Quelle unzähliger Verbrechen und Ungerechtigkeiten, ſo wie verabſcheuungswerther Grauſamkeiten iſt, die ſich Unmenſchen gegen arme ſchuldloſe Geſchöpfe erlauben. Hier ſiehet man die barbariſchen Afrikaner allem Gefühl abgeſtorben, ihre Kinder, ihre Weiber, ihre Freunde, ihre Landsleute nach dem Geſtade ſchleppen, und da an andere Barbaren verkaufen, die noch wilder und unmenſchlicher, als ſie, ſind: dieſe hier kaufen die Unglücklichen für ſo niedrigen Preis, als in unſern Ländern kaum die Laſtthiere und Zugochſen verkauft werden. Sie behandeln ſie auch, obſchon ſie ihre Mitmenſchen vor ſich ſehen, mit wenigerer Schonung, als das Vieh bey uns behandelt wird; ernähren und beherbergen ſie auch mit weniger Koſten und Umſtänden als beim Vieh; damit ſie nur ihrem unerſättlichen Geitze, ihrem Prachtaufwande, und jedem Eigenſinne des verdorbenen Geſchmacks ein Gnüge thun können, ſodern ſie von dieſen Unglücklichen unter einem brennenden Himmelsſtrich die härteſten und langdaurendſten Arbeiten, und wiſſen da

von keinem andern Antriebe, als von Schlägen, Peitſchenhieben, Folterbank und ähnlichen Peinigungen. Und wie heißen denn die Nationen, die unmenſchlich genug ſind, einen ſo abſcheulichen Handel zu treiben? Lieber Leſer! es ſind ſogenannte Chriſten, aufgeklärte Menſchen und ehrliche Leute, die ohne Bedenken ſich damit abgeben; die geſittetſten und polizirteſten Nationen entblöden ſich nicht, dieſen verabſcheuungswürdigen Zweig zum Gegenſtande ihrer politiſchen Spekulationen zu machen, und haben ſolchen unter ſich durch die feyerlichſten Verträge beſtimmt, ihm durch Geſetze ihr Siegel aufgedrückt. Ich würde mich mit Abſcheu von den afrikaniſchen Geſtaden wegwenden, wo ſolche unmenſchliche Traktaten vollzogen worden, wenn ich nicht gezwungen wäre da zu verweilen, und darauf Acht zu geben, wie und auf was Weiſe die europäiſchen Nationen unter einander die unglücklichen Geſchöpfe theilen, die ſie alle Jahre von den weſtlichen Küſten Afrikas wegholen, und damit die Stelle der Sklaven wieder erſetzen, die jährlich in den Bergwerken und Pflanzungen in Amerika darauf gehen. Es werden ihrer dazu alle Jahre nicht weniger als 80,000 erfodert!

Zu Anfang dieſes Handels waren die Bewohner der Küſten hinlänglich, die jährliche Lieferung zu beſtreiten: man konnte damals einen Sklaven für ſehr niedrigen Preis haben; allein, ſeitdem die Küſten entvölkert ſind, und man da der Nachfrage der Handelsleute nicht mehr Gnüge thun kann, ſondern tief ins Land hinein die Waare aufſuchen und Reiſen von hundert und zweyhundert auch wohl mehr Meilen deswegen machen muß, iſt der Preis der Sklaven zwey, drey oder gar viermal ſo hoch geſtiegen. Im Jahr 1777 war im Durchſchnitt der Preis eines Negers 146 bis 150 Rthlr. nach ſächſiſchem Gelde, dieß macht für 80,000 Stück eine Summe von 12,000,000 Rthlr. aus, welche die

Afrika=

Afrikaniſchen Küſten für den abſcheulichſten unter allen Handelszweigen jährlich von Europa löſen.

Man bezahlt aber die Menſchenwaare hier nicht mit Metallen, ſondern mit Waaren. Die Portugiſen ausgenommen, geben alle übrigen Nationen ungefähr die nehmlichen Gegenſtände an Bezahlungsſtatt. Unter die Hauptartikel, welche zum Sklavenhandel gebraucht werden, gehören: Anabaſſe, eine Art blau und weiß ſtreifiger Gewebe, allerhand Gewehre, insonderheit gemeine Flinten von Lüttich, die der Franzoſe Argoulets nennt, Säbel, zinnerne, wie auch hart gebrannte irdene Töpfe, die man in Frankreich Cannettes heißt, Glasperlen unterſchiedlicher Art, Korallen, Cauris, Meſſing, Tücher, Brantwein, ſeidene Zeuge, Kattune, Zitze und andere baumwollene Gewebe; endlich auch allerhand Nürnberger, Karlsbader, Yſerlonſche und Ruhlaſche, engliſche und franzöſiſche Clincaillleriewaaren, ſchleſiſche, ſächſiſche und böhmiſche Plattillesleinen, Kanonen- und Flintenpulver, Kugeln, Zucker.

Anabaſſe ſind blau und weiß geſtreifte Leinen, deren Streifen einen halben Daum weit von einander, ihre Breite iſt $\frac{6}{4}$ leipziger Elle, die Länge $\frac{7}{4}$. Sie ſind halb von Garn und halb von Baumwolle. Man zog ſie vorher aus Holland; jetzt aber liefert ſie die Gegend um Rouen beſſer und zugleich wohlfeiler, weswegen man dieſer hier den Vorzug giebt. Dieß iſt einer der unentbehrlichſten Artikel nach der Afrikaniſchen Küſte: ein Guineafahrer muß wenigſtens anderthalb tauſend Stück mitbringen.

Unter den Gewehren ſind Flinten und Säbel die vorzüglichſten Artikel. Die holländiſchen, engliſchen und lüttichſchen Büchſenſchäfter und Gewehrfabriken liefern die beſte Waare für die Schwarzen. Die Flinten, welche nach der Küſte beſtimmt ſind, müſſen ſogenannte Bukanörröhre ſeyn, ſtarke, dicke und ſchwere Läufe,

auch

auch einen guten Glanz haben und von außen nicht brüchig ſeyn. In Anſehung der Schäfte iſt das ſchwerſte Holz das beliebteſte, und die Schwarzen geben der gelben Farbe den Vorzug. Die Schlöſſer müſſen dreyſchraubig ſeyn; auf dieſen Umſtand kommt hier viel an, denn man kann da keine Flinte los werden, wo das Schloß nur mit zwey Schrauben verſehen iſt.

Zu Säbeln, die nach der Küſte beſtimmt ſind, können die gewöhnlichen Soldatenſäbelklingen gar wohl dienen: nur müſſen ſolche durchaus rothe Scheiden haben.

Zinnerne, wie auch irdene ſtark gebrannte Töpfe (Cannettes), heißt man bey den Armatören kleine Waſſertöpfe, die ungefähr eine pariſer Bouteille einhalten. Die irdenen heißt man cannettes de grès. Die zinnernen müſſen mit Deckeln verſehen und glänzig ſeyn. Die irdene Sorte findet noch ſtärkern Vertrieb und iſt hier bey dieſem Handel ein unentbehrlicher Artikel. Auch Schüſſeln von Zinn, die etwa zwey Pfund im Gewicht halten, ſind da gangbar, nicht weniger Schaalen, Suppenkumme und Näpfe von Zinn mit Deckeln.

Aechte Korallen ſind ein ſehr beliebter Artikel an der Schwarzenküſte. Sie dienen den Königen, Fürſten und Vornehmen des Landes, dem Frauenzimmer und den Fidalgos oder Edelleuten zur vornehmſten Zierde. Man braucht dazu nur länglichgeſchliffene oder Olivetten. Die beliebteſten ſind die feinen und ſchön proportionirten, glatten und recht hochrothen. Zwölf Schnuren, die man Chapelets oder Filieres heißt, machen eine Maſche aus.

Cauris, ſind kleine länglichtrunde Muſchelſchaalen, welche im Handel zu Marſeille und anderwärts unter dem Namen Porcelaines und Bouges bekannt ſind. Die kleinſten werden am meiſten geachtet, und

ob es ihrer gleich von verſchiedenen Farben giebt, ſo kann man doch nur die weißen zum Handel nach Guinea gebrauchen. Man kauft ſie ſchon in Schnüre gereihet. Die Holländer treiben mit dieſer Waare den größten Handel. Man findet in ihrem Lande anſehnliche Sortimente und ganze Läden, die damit angefüllt ſind. Sie holen ſolche von den philippiniſchen und maldiviſchen Inſeln. Die Weiber fiſchen ſie da gewöhnlich des Monats zweymal, und ſammeln ſie aus dem Seeſande auf. Sie werden bey den Auktionen in Packen verkauft, worinne 12,000 Stück ſind. Die von den Philippiniſchen Eilanden werden ihrer ſchönen weißen Farbe und Spiegelglätte wegen vorzüglich geachtet. Dieſe Art Scheidemünze dient aber jetzt nicht mehr zum Einkauf der Neger, ſondern nur dazu, daß man dafür allerhand Lebensmittel und kleine Bedürfniſſe auf der Küſte anſchaffen kann. Die Negerinnen von geringem Stande und wenigen Mitteln zieren ſich hier mit dieſem Muſchelwerk.

Was die **Meſſingwaaren** anbetrift, die auf der Küſte der Schwarzen abgeſetzt werden, ſo hat keine ſicherern Vertrieb, als die Schüſſeln oder Becken ohne Henkel, etwa ein Pfund ſchwer. Man verſchreibt ſolche von Hamburg, Namur und Stollberg.

Meſſingene Handleuchter, Schlöſſer, meſſingene und kupferne kleine Waaren kommen auch noch dazu. Man ziehet dieſe von Ville-Dieu bey Granville und Stollberg.

Sogenannte **flämiſche Meſſer**, von Rouen, Birmingham, Soho und aus der Grafſchaft Mark.

Tücher: Die Bewohner der Schwarzenküſte haben feine Tücher recht gern; doch ſchätzen ſie vorzüglich vollblaue, karmeſinrothe und die ächte Scharlachfarbe. Auch Tücher von Carcaſſonne, Serſchen, Kalmanken, wollene Damaſte, Bataviazeuge, Droguette

und

und dergleichen finden guten Vertrieb. Ebenſo die $\frac{6}{4}$ breiten Bayette von Beauvais, in Stücken von 30 Stab Länge.

Brantwein: die außerordentliche Neigung, welche die Schwarzen zu allen ſtarken Getränken haben, kommt den Armatören wohl zu ſtatten. Unter allen Sorten jener iſt der Franzbrantwein am beliebteſten. Man führt dieſe Waare theils in Oxhöften, theils in kleinern Gebinden, die man Anker nennt, und in Flaſchenfuttern zu. Die letztere Art giebt den meiſten Vortheil beym Verkauf. Die Flaſchenfutter beſtehen aus kleinen Käſtchen von weißem Holze, die mit Deckeln und Schlöſſern verſehen ſind. Ein jedes faßt acht Bouteillen. Frankreich zieht dieſe Flaſchenfutter noch zur Zeit aus Holland.

Von **ſeidenen Zeugen**, finden Sammet, Atlas, Damaſt, weiße und bunte Taffente und ähnliche Gewebe hier guten Abgang. Von geblümten und broſchirten Zeugen haben die großgeblumten, und unter den Farben die bunten und grellen den Vorzug.

Unter allen **baumwollenen Zeugen**, die auf der Küſte Vertrieb finden, geben die Schwarzen den Kattunen, Zitzen, Guineas, Salampuris, Baftas, Tapſeils, Nicaneas, Hamans und Ajami den Vorzug.

Dieſe Zeuge werden bey Kavelings von den holländiſchen, däniſchen, engliſchen und andern oſtindiſchen Kompagnien in Auktion erkauft.

Auch die geſtreiften aus Flachs mit Baumwolle gewebten Leinen, inſonderheit die gegitterten ſind hier beliebt.

Bijouterie- und Clincaillleriewaaren: So zahlreich auch bekanntlich das vorgenannte Fach an Artikeln iſt, ſo taugen doch davon nur wenige zum Handel auf der Schwarzenküſte. Dieſe beſtehen in Halsbändern von ächten Granaten, in Ringen, die mit unächten

ächten Steinen beſetzt ſind, überſilberten Leuchtern, plattirten dergleichen, kleinen Handleuchtern, Scheeren, Bändern, Nähnadeln, Stecknadeln, Fiſchangeln, Rebhühnerfedern und dergleichen.

Spiegel: die gangbarſten darunter ſind kleine Nürnberger, Sonnenberger und ähnliche Spiegel mit ſchwarzen Rähmen. Dieſe müſſen 6 Zoll lang und $4\frac{1}{2}$ Zoll breit ſeyn.

Kupferne Glöckchen und Schellen, die einen hübſchen Klang haben.

Schleſiſche, böhmiſche und ſächſiſche Platillas in Viertelſchocken und $\frac{5}{4}$ breit, die man entweder von Hamburg und Amſterdam oder aus den Fabriköꝛtern ſelbſt ziehet, wie auch $\frac{5}{4}$ breite ſchleſiſche Bretagnes, in Stücken, deren fünfe aufs Schock gehen.

Schießpulver: wird nach der Küſte in kleinen Fäßchen von neun Pfund Marſeiller Gewichts gebracht.

Die Armatöre ſind ſo ſchlau, daß ſie zu dieſen Gefäßen außerordentlich dicke Bodenſtücke und Dauben nehmen laſſen: es ſcheint hernach, daß ſie noch einmal ſoviel Pulver faſſen, als wirklich darinne iſt. Im Grunde iſt das ein wahrer Betrug, der den Grundſätzen eines rechtſchaffenen Handels gerade entgegen, aber der gewinnſichtige Handelsmann kehrt ſich nicht daran, und denkt, daß alle Vortheile gelten, wenn einer ſie nur zu gebrauchen weiß.

Man wählt vorzüglich grobkörnigtes Pulver, und zwar ſo ſchwaches, als nur immer möglich iſt. Der Grund iſt dieſer. Die Schwarzen überladen gemeiniglich ihre Schießgewehre, wenn es nun Pulver von ſtarker Art, ſo ſpringen beim Losbrennen die Läufe in Stücken. Dieſer Fall aber iſt allemal dem Verkauf der Waare hinderlich, denn die dummen Leute meſſen es nicht ihrer eigenen Ungeſchicklichkeit im Laden bey, ſondern bilden ſich ein, daß die Läufe nichts taugen.

Schroot und Kugeln geben ebenfalls einen vortheilhaften Artikel ab; doch müſſen die Kugeln zu den Feuergewehren paſſen, die man zu Markte bringt. Schroot muß von der gröbſten Sorte ſeyn, denn die Schwarzen ſchießen das kleine Geflügel, weil es nicht der Mühe werth geachtet wird, nicht. Zu mehrerer Bequemlichkeit und beſſerer Handhabung pflegt man beyde Artikel in Säcke von 10 Pfund im Gewicht zu packen.

Glasperlen: werden von Venedig gezogen, und kommen in 13 Hauptnummern zum Handel. Das Pfund von dieſer Waare koſtet in Parteyen frey am Bord zu Marſeille nicht mehr als acht Sols. Fünf Maſchen oder Bünde wiegen gemeiniglich ein Pfund; jede Maſche beſteht aus zwölf kleinern Bünden, und der Bund aus 10 Schnuren. Es giebt ihrer von allerley Farben, glatt, geſtreift, rund, walzenförmig, olivenförmig, perlförmig u. ſ. w. die ſchwarzen, weißen und durchſichtigen ſind am meiſten beliebt.

Raffinirter Zucker muß in Brodten von 1 bis 3 Pfund ſchwer ſeyn, ſo daß der Klein-Melis am beſten dazu taugt.

Braſilientabak iſt ein Artikel, der auf der Küſte gut abgeht.

Außer den vorbenannten Waaren kaufen und handeln die Schwarzen auch noch Eiſen in Stangen, weiße grobe Filzhüte, Bohnen, Aexte, Beile und Lanzen, die man von Havre de Grace ziehet und dergleichen.

Wir wollen jetzt von Norden nach Süden zu, die verſchiedenen Märkte vornehmen, welche auf der weſtlichen Küſte von Afrika ſich befinden, und wo die Entrepots dieſes Handels angetroffen werden, der heutzutage außerordentlich wichtig für Europa iſt.

Portendic und Arguin.

Der Handel der Europäer hieher wird vom Norden nach dem Süden unter der Linie getrieben. Wenn man von der Meerenge von Gibraltar herauskömmt, und längs an den Küſten des Reichs Marokkos und der Wüſte Sahra die Reiſe fortſetzt, kommt man hernach ans weiße Vorgebirge, nach Portendic und Arguin. Die Portugiſen ſind die erſten geweſen, die ſich dieſer beyden Marktplätze bemächtigten: die Holländer, Engländer, Franzoſen, ja ſelbſt der König von Preußen, machten nach einander ſich dieſe Beſitzungen ſtreitig, eroberten ſie, und ließen ſie ſich wieder wegnehmen, endlich ſind ſie Frankreich kraft des 9ten Artikels vom Friedenstractat, welcher zu Verſailles im Jahr 1783 geſchloſſen wurde, verblieben. Es iſt da nur ausbedungen worden, daß die Engländer die Freyheit haben ſollten, den Gummihandel von der Mündung des St. Johannfluſſes an bis an die Bay und das Fort von Portendic, dieſe mit eingeſchloſſen, zu treiben; wohlverſtanden aber, daß ſie in der gedachten Bay, ſo wie überhaupt an der Küſte, keine bleibende Niederlaſſung von irgend einer Art ſollten anlegen dürfen.

Die Inſel Arguin liegt tief ein an dem Golpho dieſes Namens, 16 oder 18 Meilen vom Cap blanc. Sie iſt vom feſten Lande eine Meile weit durch einen Kanal abgeſchnitten. Ihre Länge beträgt nur anderthalb Meilen, die Breite eine Meile. Gegen Weſten ſind noch ein paar andere Eilande, die unfruchtbar und ohne Holzung; ſie haben ohngefähr die nehmliche Größe. Mit Schaluppen kann man an die Inſel Arguin allenthalben heran; aber der Ort, wo ſich am leichteſten landen läßt, iſt an der Südſpitze: Fahrzeuge, die nur 10 bis 12 Fuß tief gehen, können ſich da bis auf einen Flintenſchuß dem Ufer nähern; und da iſt der Kanal,

der die Inſel vom feſten Lande abſondert; in dieſen kann ſelbſt eine Fregatte von 20 Kanonen einlaufen und unter dem Schutze des Forts ankern. Das Fort Portendic liegt an der Küſte 80 Meilen vom Fluß Senegal. Seitdem die Sklaven und das Gummi, woran den Fabriken und Manufakturen ſo viel gelegen iſt, und die beyde dieſer Küſte Wichtigkeit gaben, den Weg nach dem Niger hin genommen haben, werden die Märkte zu Portendic und Arguin nicht mehr beſucht.

Der Raum an der Küſte, welcher durch den Friedensſchluß vom 20ſten Jan. 1783 den Franzoſen zugeſprochen worden, mag gegen dritthalb hundert Meilen, die Vorgebürge, Meerbuſen und Krümmungen nicht mitgerechnet, austragen.

Nigerfluß.

Dieſer Fluß, den man heutzutage gewöhnlicher noch den Senegalfluß nennt, iſt einer der größten in Afrika: man giebt ihm eine Länge von mehr als 800 Meilen, von welchen er auf 320 Meilen weit befahren werden kann, doch nicht zu jeder Jahrszeit, ſondern nur vom Junius bis in den November. Die Barre, welche vor ſeiner Mündung liegt, erlaubt aber ſolchen Schiffen die Einfahrt nicht, die über 8 bis 9 Fuß tief gehen. Dieſe müſſen nahe an dem Ausfluſſe wo guter Grund iſt, Anker werfen.

Drey Meilen vom Ausfluſſe mitten in dem Bette des Nigers liegt die Inſel Senegal oder St. Louis: dieſe iſt im Grunde eine bloße Sandbank, die aber fruchtbaren Boden hat. Die Inſel wird von mehr als 3000 Schwarzen bewohnt, welche alle dem Dienſt der Weißen ſehr ergeben ſind. Die Franzoſen haben da ein Komtoir und ein ziemlich anſehnliches Fort. Durch den Friedensſchluß von 1763 verlohr Frankreich die Inſel

ſel und das Fort Louis, und ſeinen Handel am Niger. Im letztern Kriege nahmen ihm die Engländer auch die kleine Inſel Gore'e weg, wohin es ſein Kommerz zuſammengezogen hatte, nachdem ihm jene Beſitzungen abgenommen worden waren. Aber es wurde durch den Frieden von 1783 alles an Frankreich wieder zurückgegeben. Durch den 9ten Artikel dieſes Traktats tritt England an Frankreich zu völligem Eigenthume den Fluß Senegal, ſammt den Forts St. Louis, Podor und Galor ab, und giebt auch die Inſel Goree zurück.

Der Handel am Senegal iſt indeſſen aufs Gummi und auf 12 bis 1500 Sklaven eingeſchränkt, welche aus dem Innern des Landes dahin gebracht werden. Von der Inſel St. Louis werden dieſe auf leichten Fahrzeugen den Schiffen zugeführt, die auf der Rheede vor Anker liegen.

Der Baum, von dem man das Gummi gewinnt, iſt eine Art kleiner dornichter Acacien, mit vielen Aeſten, und ſchmalen, mittelmäßig langen, immer grünen, etwas rauchen Blättern. Er trägt kleine weiße Blumen, die aus fünf Blättern zuſammengeſetzt ſind, und die einen Kelch von der nehmlichen Farbe haben, welcher mit Staubfäden angefüllt iſt. Mitten unter dieſen letzteren iſt ein Staubgriffel, der ſich nach und nach in eine drey oder vier Zoll lange Schoote verwandelt, die voll runder, harter und ſchwärzlicher Saamenkörner iſt, welche zur Fortpflanzung des Baums dienen. Alle Jahre werden zwey Gummiſammlungen vorgenommen. Die erſtere, ſo im December vor ſich geht, iſt viel ergiebiger, als die folgende. Die Kugeln, welche man da einſammelt, ſind viel größer, das Gummi reiner und auch beſſer getrocknet. Die Waare iſt zu dieſer Zeit in ihrer Vollkommenheit. Dieſe erſtere Sammlung geſchiehet nach der Regenzeit, und nachdem durch die Kühle der Erde ein häufiger Saft in die Bäume gedrungen iſt,

welchen

welchen die Sonnenhitze Zeit gehabt hat, zu durchkochen und vollkommen zu machen, ohne ihn jedoch auszudörren. Der Monat März iſt die Zeit, wo die zweyte Sammlung ſtatt findet. Da dieſer eine brennende Hitze vorhergegangen, ſo iſt auch das Gummi, das man dann gewinnt, ſchlecht von Güte, und überdem auch nur in kleiner Menge. Die Stämme der Schwarzen, die das Gummi gewinnen, bringen es nach dem Senegal oder Niger hin, und ſetzen es da an Mohammedaniſche Aufkäufer ab, die es hernach wieder an europäiſche Kaufleute verhandeln. Das Gummi kommt aus den Gegenden am linken Ufer, und die Sklaven werden aus denen am rechten Ufer des Strohms herzugebracht. Dieſes leztere allein kann man für bevölkert anſehen, ſeitdem die Beherrſcher von Marocco ihre deſpotiſche Gewalt bis hieher ausgedehnt haben.

Die Inſel Gorée liegt gerade dem Kap Emanuel im Geſicht, und nur eine Meile vom feſten Lande. Das Departement deſſelben Namens fängt am grünen Vorgebirge an, welches die weſtliche Spitze von Afrika ausmacht. Es liegt unter 14 Gr. 42 Minuten nördlicher Breite, und 3 Gr. der Länge. Die Menge immergrüner Bäume, womit es bedeckt iſt, hat ihm dieſen Namen zugebracht.

Gorée liegt ſechs Meilen vom grünen Vorgebirge, und iſt der Hauptort von allen franzöſiſchen Niederlaſſungen an dieſer Küſte. Eine niedrige Erdzunge und ein kleiner ſteiler Berg machen dieſe ganze Inſel, welche nur eine $\frac{1}{6}$tel Meile lang, und etwa 120 Klafter breit iſt, aus. So klein ſie nun auch iſt, ſo wird ſie doch durch ihre Lage zu einem ziemlich angenehmen Aufenthalt. Auf der Südſeite iſt die Ausſicht bloß durch den Geſichtskreis aufs Meer eingeſchränkt, und auf der Nordſeite entdeckt man in der Ferne das grüne Vorgebirge, und verſchiedene andere, die ſich alle zuſammen

von

von weitem ſehr gut darſtellen. Obgleich die Inſel unter der heißen Erdzone liegt, ſo herrſcht doch auf derſelben faſt das ganze Jahr durch eine friſche und gemäſſigte Luft. Das kommt davon her, daß da Tag und Nacht immer ziemlich gleich ſind, und die Luft von den See- und Landwinden, welche unabläßig wehen, erfriſcht wird.

Die Inſel liegt nur eine kleine Meile vom feſten Lande ab, iſt ganz mit Felſen umgeben, und faſt unzugänglich, ausgenommen an der Bucht, die etwa hundert Klafter breit, und auf ſiebenzig tief hinein gehet. Die Rheede iſt ſehr ſicher, und dient anſtatt eines guten Hafens. Der Platz iſt überdem durch Natur und Kunſt gleich gut geſichert. Das Fort St. Michael, welches auf dem Berge liegt, iſt ſehr geſchickt angelegt. Am Fuße dieſes iſt der Flecken Gorée. Die Engländer eroberten dieß Eiland 1758, gaben es aber im Verſailler Frieden 1763 wieder an Frankreich zurück, worauf es dieſem Staat unverrückt verblieben. Im Jahr 1777 bewilligte die Regierung den Einwohnern des franzöſiſchen Guyana, den ausſchließenden Negerhandel auf dieſer Inſel, und an den Küſten von Afrika, vom grünen Vorgebirge anzufangen bis an den Cazamancefluß, in der Abſicht, hierdurch den Anbau der Kolonieländereyen zu befördern.

Zu Anfang des Jahrs 1784 aber iſt durch einen Schluß des Staatsraths das ausſchließende Privilegium zum Sklavenhandel auf Gorée und in den davon abhängigen Gegenden aufgehoben, und dagegen den Konceſſionarien, Theilhabern und Verwaltern des franzöſiſchen Guyana zu einer Entſchädigung auf eine Zeit von 9 Jahren, nehmlich vom 1ſten Julii 84 an gerechnet, der Gummihandel am Senegal und in den davon abhängigen Diſtrikten zugeſtanden worden. Nach Herrn Brue, welcher lange Zeit als Befehlshaber von Seite

der

der oſtindiſchen Kompagnie in dieſen Gegenden geſtanden hat, kann das Eiland Gorée alle Jahre aus dem Königreich Kayor zwey bis dreyhundert Sklaven, 20,000 Häute, und dritthalb hundert Centner Elephantenzähne ziehen.

Von Gorée aus treiben die Franzoſen ihren Handel auf der Küſte vom weißen Vorgebirge an bis an den Gambiofluß oder Gambra. Dieſer Fluß, welcher nach dem Niger der anſehnlichſte in ganz Afrika iſt, und vielleicht eins mit demſelben ausmacht, kann durch eine Strecke von 100 Meilen von ziemlich großen Schiffen befahren werden. Die Europäer haben bis jetzt die Mittel und Wege nicht benutzt, die ſie durch dieſen Fluß haben könnten, nach dem Innern von Afrika zu handeln.

An den Ufern des Nigers, tief ins Land hinein, findet man das Königreich Kaſſou und den Freyſtaat Bambouck. Hier ſollen ſich nach den Berichten der Länderbeſchreiber und Reiſenden, die reichſten Goldminen auf der Welt befinden. Dieß Metall ſoll da ſo reichlich vorhanden ſeyn, daß es faſt auf der Oberfläche der Erde zum Vorſchein kömmt: aber die Bewohner dieſer Gegenden haben nie den Europäern erlauben wollen, darauf ordentlich zu bauen: und für ſich ſelbſt ſind ſie zu ſo etwas theils viel zu träge, theils auch zu ungeſchickt. Sie begnügen ſich damit, daß ſie mit ſo weniger Mühe als es nur immer möglich iſt, das Gold dicht unter der Oberfläche aufſammeln, und ſoviel auf einmal gewinnen, als ſie zu ihren tagtäglichen Bedürfniſſen nöthig haben.

Gambia- oder Gambrafluß.

Obgleich, wie oben geſagt worden, dieſer Fluß auf eine Strecke von hundert Meilen für ziemlich große

Schiffe

Schiffe fahrbar iſt, ſo legen ſie ſich doch alle 8 oder 10 Meilen von ſeiner Mündung, beym Fort James vor Anker, und bleiben da liegen. Dieſe Niederlaſſung, iſt 7 bis 8 Mal in einem Jahrhundert erobert, geplündert und gebrandſchatzt worden, endlich aber den Engländern geblieben, und zwar kraft des Friedens vom Jahr 1783, und in Anſehung der übrigen Küſten von Weſtafrika iſt man übereingekommen, daß die Franzoſen und Engländer fortfahren ſollten, ſie auf den Fuß zu beſuchen und da zu handeln, wie das bis zu dieſer Zeit ſtatt gehabt hatte.

Das Fort James liegt auf einer Inſel, die keine volle Meile im Umfang hat. Der Haupthandel am Gambia- oder Gambra iſt derſelbe, der an den übrigen Küſten von Afrika auch ſtatt findet. Er beſteht in Gold, Elfenbein, Wachs, Gummi und Sklaven. Die Engländer handeln dieſer letztern jährlich gegen 3000, die ſehr weit her gebracht werden. Die Franzoſen haben hier nur das Komtoir zu Abreda, am nördlichen Ufer des Fluſſes, im Lande Bar, 36 Meilen von Gorée, wo die Engländer und die Madingos, eine Art mauriſcher Handelsleute den größten Theil der Geſchäfte in Händen haben. Sie bringen da alle Jahre vom Februar bis zu Ende des Junius 4 bis 5000 Neger zu Markte.

Caboverde-Inſeln.

Unfern von dieſen Ufern wurden ums Jahr 1449 durch die Portugiſen, die 10 Inſeln des grünen Vorgebirges entdeckt, von welchen San Yago das Haupt iſt. Dieſes kleine Archipel iſt ſeitdem beſtändig unter Portugalls Bothmäßigkeit geblieben. Obgleich die meiſten von dieſen Inſeln außerordentlich fruchtbar ſind, und eine Menge Vieh ſich auf denſelben befindet, auch Reiß,

 Korn,

Korn, Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo, ziemlich gute Weine und Früchte aller Art hier wachſen; ſo ſind ſie doch kaum hinreichend die Bewohner, welche theils aus Negern, theils aus Portugiſen beſtehen, zu ernähren. Dieſe ſchönen Inſeln ſind, weil ſie ein träges, unaufgeklärtes und abergläubiſches Volk beſitzt, ohne Induſtrie und Betriebſamkeit. Die Ausfuhren nach Europa ſchränken ſich auf ein Färbekraut ein, welches unter dem Namen Orſeille oder Färbemoos bekannt iſt, hier ohne Kultur wächſt, und zum Scharlachfärben gebraucht wird. Bisweilen ſchicken auch die Inſeln des grünen Vorgebirgs nach Amerika Ochſen und Mauleſel, ſo wie auch den Kolonien in Afrika, die Portugal unterworfen ſind, etwas Zucker und baumwollene Pagnes zu.

Cazamance- und Cacheofluß.

Die Portugiſen, die ſich auf den Caboverdeinſeln niedergelaſſen haben, kamen ehmals und nahmen ihren Wohnplatz an den Flüſſen Cazamance und Cacheo. Ihre Nachkommen ſchlugen hernach ganz aus der Art, ſo daß man ſie heutiges Tags gar nicht mehr von den Schwarzen unterſcheiden kann. Indeſſen haben ſie doch noch ſo viel Ehrgeitz behalten, daß ſie für die gebietenden Herren wollen angeſehen ſeyn. Sie haben im Lande drey Dörfer und ein Paar kleine Forts erbauet. Die andern europäiſchen Nationen kehren ſich aber wenig daran, und ihre Schiffe laſſen ſich nicht abhalten, neben den portugiſiſchen Fahrzeugen zugleich zu handeln, welche von den Inſeln des grünen Vorgebirges, wie auch aus Braſilien und von Liſſabon von Zeit zu Zeit hier eintreffen.

Sierra-Leona.

Obgleich die Länder, die an den Ufern dieſes Fluſſes liegen, nicht unter brittiſcher Bothmäßigkeit ſind, ſo iſt es den Engländern dennoch gelungen, den ganzen Handel hier nach zwey von ihren Komtoiren hinzuziehen, die ſie ſeit ſehr langer Zeit angelegt haben. Außer Gold, Elfenbein, Wachs, grauem Ambra und einigen Perlen, die man da findet, holen ſie auch jährlich von dieſen Ufern und aus den benachbarten Gegenden 4 bis 5000 Negerſclaven. Die Schwarzen in dieſer Gegend ſind groß und wohlgewachſen, und lernen mit vieler Leichtigkeit alles, was man ſie lehren will. Die Elephantenzähne, die zu Sierra-Leona geſammelt werden, hält man für die beſten unter allen die in Guinea fallen; ſie ſind von außerordentlicher Größe und dabey ſchön weiß. Seit einigen Jahren iſt in England eine Sierra-Leonakompagnie geſtiftet worden, die nun hieher handelt, Pflanzungen angelegt hat, und Zuckerrohr bauen läßt. Nach dieſem Markte hier folgt:

Die Körnerküſte, Zahnküſte und Quaquasküſte.

Welche zuſammen eine Strecke von 300 Meilen einnehmen. Man kauft auf denſelben Reiß, Elfenbein und Sklaven. Die Seefahrer, welche ſie zu beſuchen pflegen, errichten im Freyen am Geſtade auf eine kurze Zeit einige Komtoire, die ſie bey der Abreiſe wieder aufheben. Meiſtentheils aber warten ſie vor Anker, bis die Schwarzen in ihren Piroguen ſelbſt zu ihnen herankommen und Waaren zum Tauſch anbieten. Dieſer Brauch iſt beſonders darum aufgekommen, weil die Europäer durch wiederholte Gewaltthätigkeiten, die ſie hier und dort begingen, wenn die Mannſchaft von den Schif-

ſen ans Land gegangen war, Anlaß zum Mißtrauen gegeben haben.

Vorgebirge Appollonia.

Die Engländer haben ſeit kurzem eine Niederlaſſung am Vorgebirge Appollonia angelegt, wo der Schwarzenhandel beträchtlich iſt, doch iſt es ihnen noch nicht ſo weit gelungen, daß ſie hier den Alleinehandel hätten, welches aber wahrſcheinlich ihre Abſicht geweſen iſt. Die Holländer und Franzoſen fahren fort hier zu handeln.

Goldküſte.

Hinter dem vorgedachten Vorgebirge fängt die Goldküſte an, die wieder beym Voltefluß endiget. Ihre Länge beträgt gegen 130 Meilen. Da das Land in eine große Anzahl kleiner Staaten vertheilt iſt, und die Bewohner deſſelben die handfeſteſten Leute in ganz Guinea ſind, ſo haben hier die Europäer ihre Handelskomtoire außerordentlich vermehrt. Fünfe hiervon beſitzen die Dänen, zwölf oder dreyzehn, worunter St. Georg de la Mina das vornehmſte, gehören den Holländern. Die Engländer haben ihrer neun oder zehn entweder erobert oder angelegt; der Hauptort unter dieſen iſt Cabo Corſo. Die Franzoſen, welche mit Verdruß ſahen, daß man ſie von einer an Sklaven ſo ergiebigen Küſte ausſchließen wollte, verſuchten es im Jahr 1749 zu Anamabou feſten Fuß zu faſſen. Sie befeſtigten ſich da mit Bewilligung der Eingebohrnen des Landes, aber ihre Arbeiter wurden gar bald durchs Kanonenfeuer der engliſchen Schiffe vertrieben, und man mußte von franzöſiſcher Seite das Unternehmen aufgeben. Seit dieſer Zeit nun haben die Engländer ſich an ihrer ſtatt zu Anamabou

bou feſtgeſetzt, und da weiter keine Mitwerber auf dieſem wichtigen Markte gelitten.

Acht Meilen von dem Volteſluß liegt Kela, welche Gegend allerley Lebensmittel in Menge hervorbringt. Dahin begeben ſich die Seefahrer, welche Vorrath von ſolchen Sachen einnehmen wollen. Von Kela ſchicken ſie ihre Böte und Kähne ab, und erkundigen ſich, wo ſie ihren Handel eröffnen können.

Klein Popo wird von ihnen öfters beſucht. Die Engländer und Franzoſen kommen dahin, doch die Portugiſen noch mehr, und zwar aus folgender Urſache: dieſe Nation, welche einmal ganz Afrika unter ihrer Bothmäßigkeit gehabt hat, iſt in der Folge zu einer ſolchen Schwäche herabgeſunken, daß ſie, um nur die Freyheit zu behalten, auf der Goldküſte handeln zu dürfen, ſich anheiſchig machte, den Holländern den Zehenten vom Wehrt ihrer Ladungen zu entrichten. Dieſe ſchimpfliche Abgabe, die aber immer ordentlich bezahlt worden iſt, hat den Armatören von Bahia und Pernambucco, welche ganz allein unter den Portugiſen die hieſige Küſte beſuchten, ſolchen Nachtheil im Handel zugezogen, daß ſie unter ſich ausgemacht haben, keine von den beyden Provinzen ſolle mehr als ein Schiff auf einmal nach den verſchiedenen Häfen dieſer Küſte hinſenden. Die übrigen von dieſer Nation halten ſich zu klein Popo auf, und warten es da ab, bis die Reihe im Handel an ſie komme.

Juida.

Dieſes Land, das von dem ebenerſt genannten Orte nur 14 Meilen abliegt, rühmt man ſowohl wegen der Anzahl der Sklaven, die hier zu Markte gebracht werden, als wegen ihrer guten Beſchaffenheit. Juida iſt eines der reichſten, volkreichſten auf der ganzen Küſte, und

und das ſich durch gute Polizey vor allen übrigen auszeichnet; es ſteht aber nur den Franzoſen, Engländern und Portugiſen zum Handel offen. Eine jede von dieſen Nationen hat da ein Fort auf der Inſel Gregoi, 2 Meilen vom Seeſtrande. Die Vorſteher dieſer Komtoire machen alle Jahre eine dreißig Meilen weite Reiſe ins Land hinein, und bringen dem Regenten Geſchenke, die als eine Schuldigkeit geſodert und angenommen werden.

Acht Meilen davon liegt Epée. Manchmal werden viele Sklaven auf dieſen Markt gebracht, aber noch öfterer findet man ihn leer und öde. Daher iſt auch die hieſige Rheede oft ohne Fahrzeuge.

Noch etwas weiter hin iſt Porto Novo. Der Handel, welcher anderwärts dicht am Geſtade geſchehen kann, muß hier 7 Meilen im Lande getrieben werden. Aus dieſer Urſache ſind die Geſchäfte lange Zeit nicht von Erheblichkeit geweſen; aber gegenwärtig ſind ſie deſto lebhafter. Der Geſchmack am braſilianiſchen Tobak, welcher da ſtärker als an einem andern Orte auf der Küſte herrſcht, giebt den Portugiſen die Oberhand im Handel über ihre Mitwerber. Die Engländer und Franzoſen erhalten nur den Ausſchuß, welchen jene nicht verlangen.

Badagry, ein Marktplatz 3 Meilen von Porto-Novo, ſtellt auch eine Menge Sklaven zu Verkauf. Zu der Zeit, wie noch alle Nationen da Zutritt hatten, mußten die Sklavenkäufer und Kauffahrer ihren Ein- und Verkauf, je nachdem die Reihe an ſie kam, machen; allein ſeitdem die Engländer und Holländer ſich weggewandt haben, dürfen die Franzoſen und Portugiſen neben einander zugleich handeln, weil ihre Waaren ſehr verſchieden ſind. Dieſer Ort wird unter allen übrigen auf dieſer Küſte am ſtärkſten von den Franzoſen beſucht.

Ahoni, welches von Badagry 14 bis 15 Meilen entfernt iſt, liegt auf den Curamoinſeln, und hat eine Rheede, die beſchwerlich, moraſtig und ungeſund iſt. Dieſer Markt wird faſt ganz allein von den Engländern beſucht. Die Kauffahrer dieſer Nation kommen dahin in großen Böten, und treiben ihren Handel zwiſchen den Inſeln und dem feſten Lande.

Vom Volteſluß anzufangen, bis an dieses Inſelmeer iſt die Küſte den Schiffen unzugänglich. Eine Sandbank, an welcher die Wellen des Oceans mit Ungeſtüm ſich brechen, nöthiget die Seefahrer, daß ſie, wenn ſie etwa die Liebe zum Gewinn in dieſe Gewäſſer lockt, ſich der Piroguen und Eingebohrnen des Landes bedienen müſſen, und vermittelſt ſolcher ihre Ladungen ans Land, oder die eingetauſchten Güter an Bord bringen laſſen. Die Schiffe ſelbſt aber legt man ohne alle Gefahr 3 oder 4 Meilen weit von der Küſte, wo guter Grund zu finden iſt, vor Anker.

Beninfluß.

Der Fluß Benin, deſſen Ufer viel Elfenbein und Sklaven liefern, iſt zwar fahrbar für die Schiffe; aber der Handel dieſer Gegend iſt faſt gänzlich den Engländern in die Hände gefallen. Die Holländer und Franzoſen ſind durch die Gemüthsart die hier den Eingebohrnen eigen iſt, abgeſchreckt worden. Dieſe ſind in der That wohl weniger barbariſch, als die in den benachbarten Ländern, aber ſo flatterhaft in ihrem Geſchmack, daß man nie mit Sicherheit darauf Rechnung machen kann, ob ſie dieſe oder jene Waare zum Tauſch für die ihrige werden annehmen wollen. Unterhalb dem Beninfluß findet man das Kap Formoſo, und hernach alt und neu Calbari. Dieſe Küſte iſt niedrig, und 6 Monat im Jahr unter Waſſer geſetzt, der Auffenthalt ungeſund.

Man

Man findet da überall faules Waſſer; auch fallen hier öfters Schiffbrüche vor, und ganze Beſatzungen der Schiffe werden manchmal durch die ungeſunde Luſt in kurzer Zeit aufgerieben. Alle dieſe ſo gefährlichen Umſtände ſind dennoch nicht vermögend geweſen, die brittiſchen Seefahrer aus dieſen Gewäſſern zu verſcheuchen. Sie kaufen da, und zwar zu ſehr wohlfeilen Preiſen, 7 bis 8000 Sklaven jährlich ein. Die Franzoſen, welche vor dem nur ſehr ſelten auf die hieſigen Märkte kamen, fangen an ſie jetzt ſtärker zu beſuchen. Alle Schiffe, die tiefer als 12 Fuß gehen, müſſen an der Inſel Panis ankern, wo das Oberhaupt über dieſe Gegenden ſeinen Wohnſitz hat, und ein ziemlicher Handel getrieben wird.

Gabonfluß.

Die Handelsgeſchäfte am Gabon ſind noch weit beträchtlicher. Dieß iſt ein großer Fluß, der eine unermeßliche Ebene durchſtröhmt, und mit vielen andern minder beträchtlichen Flüſſen einen Haufen großer und kleiner Inſeln bildet, deren faſt jede ihren eigenen Herrn hat. Man kann ſich nicht leicht ein ergiebigers, dabey doch ſo überſchwemmtes und ungeſundes Land vorſtellen. Die Franzoſen, welche mehr leichtſinnig als unternehmend ſind, kommen nur wenig in dieſe Gegend, ob es ihnen gleich mehr als einer andern Nation um Sklaven zu thun ſeyn ſollte. Die Portugiſen von den Prinzen- und St. Thomasinſeln ſchicken nur ihre Böte hieher. Die Holländer aber ziehen von hier Elfenbein, Wachs und Färbeholz. Die Engländer kaufen da faſt alle Sklaven, welche die kleinen Nationen die einander unaufhörlich in den Haaren liegen, und eine die andere wechſelſeitig aufreiben, von Zeit zu Zeit machen. Es giebt aber kein Hauptentrepot, wo alles zum Verkauf hingebracht würde, und der Tauſch leicht bewerkſtelliget werden

werden könnte. Die Europäer müſſen mit ihren Fahrzeugen funfzig bis ſechszig Meilen weiter hin durch dieſe infizirten Moräſte fahren. Das macht nicht nur einen langen und beſchwerlichen Auffenthalt, ſondern koſtet auch vielen Seeleuten das Leben, und mit unter fällt auch wohl Mord und Todſchlag vor. Dieſen Beſchwerniſſen und Unglücksfällen könnte man vorbeugen, wenn ein allgemeiner Marktplatz für dieſe ganze Gegend auf der Papageyeninſel, welche zehn Meilen von der Mündung des Gabon abliegt, angelegt würde. Die Engländer haben es vor einigen Jahren verſucht; ſie hatten zugleich die Abſicht, den Ort zu befeſtigen, und damit unvermerkt den Alleinhandel zu bekommen. Aber im Jahr 1769 wurde ihr Agent umgebracht, und ſeit dieſer Zeit iſt alles wieder auf den alten Fuß gekommen.

Man bemerke übrigens, daß die Negerſclaven, welche von den Ufern des Benin- Calbari- und Gabonfluſſes zu Markte kommen, von viel geringerer Art ſind, als die, welche ſonſt wo gehandelt werden; daher ſuchen auch die Engländer, welche dieſe ſchlechten Märkte am ſtärkſten beſuchen, dieſe Waare ſo viel als möglich wieder in den fremden Kolonien los zu werden. So verhält es ſich nun im Norden unter der Linie. Im Süden ſind die Marktplätze nicht ſo häufig, aber insgemein deſto anſehnlicher. Der erſte, welcher einem, wenn man Cap Lobo vorbey iſt, ins Geſicht fällt, heißt Mayumba. Bis an die Rheede iſt das Meer zu gefährlich, daß man dem Lande nahe kommen könnte. Hier aber giebt eine Bucht, die zwey Meilen in der Tiefe, und eine Meile in der Weite hält, ſolchen Schiffen eine Zuflucht, welchen entweder Windſtillen oder Seeſtröhme entgegen ſind, als welche in dieſen Strichen etwas ſehr gewöhnliches ſind. Die Ausſchiffung kann hernach in einem Fluſſe gar leicht vor ſich gehen. Indeſſen kann ſich jeder leicht vorſtellen, daß eine ſo ungeſunde Gegend

von

von den Europäern, mithin auch von den Afrikanern keinen ſtarken Zuſpruch haben kann. Wenn auch hier gleich von Zeit zu Zeit einige Sklaven verkauft werden, ſo geſchieht es nur an die Engländer und Holländer, die ordentlich dahin kommen, um Rothholz einzuladen.

Am Vorgebirge Sigungo befindet ſich noch eine andere Bucht, die ſehr geſunde Luft hat, dabey auch geräumiger und bequemer, als die zu Mayumba iſt. Man kann da auf eine leichte und ſichere Art Waſſer und Holz einnehmen. Alle dieſe Vortheile würden hier vermuthlich einen großen Handel hergezogen haben, wenn der Zeitverluſt und die Unkoſten, welche dazu erfodert werden, um das äußerſte Ende einer langen Erdzunge zu gewinnen, nicht die Sklavenhändler abgehalten hätten.

Dieſe ziehen jetzt Loango vor, wo man auf 8 oder 900 Klaſtern vom Geſtade, in einer Tiefe von 3 bis 4 Braſſen und in moraſtigem Schlamme ankern kann. Die See iſt da ſo unruhig, daß man nur mit Piroguen dem Lande nahe kommen kann. Die europäiſchen Komtoire liegen eine Meile von der Stadt auf einer Anhöhe, die man für ſehr ungeſund hält. Darum kommen auch die Negerhändler nicht eher nach Loango, als bis in den andern Häfen an der Küſte nichts für ſie zu machen iſt, obgleich ſonſt die Neger da wohlfeiler zu haben ſind, und die Einwohner in Anſehung der Beſchaffenheit der Waaren, die man im Tauſch dafür zu geben hat, es nicht ſo genau nehmen.

Zu Molimbo müſſen die Schiffe eine Meile vom Geſtade anhalten, und wenn die Böte näher ans Land wollen, müſſen ſie über eine gefährliche Barre hinüber. Die Handelsgeſchäfte werden auf einem Berge betrieben, der zwar eine angenehme Lage, aber einen beſchwerlichen Zugang hat. Die Sklaven ſind da in größerer Menge und von beſſerer Beſchaffenheit, als in den übrigen Gegenden auf der ganzen Küſte.

Die Bay von Gabinde iſt ſicher und bequem. Die See iſt da ruhig genug, daß man im Fall der Noth die Schiffe ausbeſſern kann. Man ankert dicht vor den Häuſern, und der Handel wird etwa anderthalb hundert Schritt vom Geſtade getrieben.

Man hat ſchon lange Klage darüber geführt, und es iſt dieß auch noch der Fall jetzt, daß das Klima der vorgenannten drey Häfen, beſonders aber zu Loango, äußerſt ſchädlich ſey. Die Urſachen dieſes Uebels leuchten in die Augen; es ließe ſich aber vielleicht heben, wenn man den Rathſchlägen folgte, die hierzu der Abt Raynal in ſeiner philoſophiſchen und politiſchen Geſchichte gegeben hat.

Von dem Hafen Gabinde bis an den Zaire findet man nicht einen einzigen Landungsplatz. Nahe bey dieſem letztern Strohme fließt der Ambriz, welcher kleine Schiffe trägt, die ſelbſt aus Europa dahin geſchickt werden. Größere Schiffe, wenn ſolche zu Loango, Molimbo oder Gabinde angelangt ſind, ſchicken auch zuweilen ihre Böte dahin, um Sklaven zu handeln, und dadurch ihren Auffenthalt an der Küſte zu verkürzen; aber die Seefahrer, die ſich da feſtgeſetzt haben, leiden nicht immer dieſe Mitwerbung. Dergleichen Hinderniſſe darf man nun zu Moſſula nicht beſorgen, weil hier große Schiffe gar nicht ankommen können. Die Franzoſen, Engländer und Holländer, die ihren Handel in den Häfen, welche ſchon von Belang ſind, treiben, ſchicken frey ihre Schaluppen dahin, und dieſe kommen von da ſelten zurück, ohne eine Anzahl Sklaven mitzubringen, und zwar koſten ſolche immer weniger, als wenn ſie auf den größern Märkten eingehandelt worden wären.

Nach Moſſula, kommt man in die portugiſiſchen Beſitzungen, nehmlich nach

Angola.

Was die Krone Portugall hier beſitzt, macht ſchon einen anſehnlichen Staat aus, der ſich auf 240 Meilen an der Küſte hindehnt, und an manchen Orten bis auf hundert Meilen ins Land hineingeht.

Die Hauptſtadt dieſes Theils vom portugiſiſchen Afrika iſt San Pablo de Loando. Dieſe hat einen ziemlich guten Hafen, der mit regelmäßigen Feſtungswerken verwahrt und beſchützt iſt. Viel tiefer liegt San Philipp de Benguela, welches derſelben Nation auch gehört, aber nur eine Rheede hat, wo es nicht ſicher iſt, wenn Stürme einfallen. Dieſe Stadt hier wird durch ein ſchlechtes Fort vertheidiget, welches durch einige Kanonenſchüſſe leicht könnte in Schutt verwandelt werden. Zehn Meilen weiterhin iſt noch eine andere Handelsloge der Portugiſen, um welche herum man zahlreiche Viehheerden aufzieht, und zugleich das Salz gewinnt, welches die der Krone Portugall unterworfenen Völker bedürfen.

Die portugiſiſchen Schiffe, welche auf den Handel in dieſe Gegend kommen, werden alle aus Braſilien abgefertiget, und faſt allein von Rio Janeiro. Sie gehen alle entweder nach San Pablo, oder San Filippe. Auf dem erſtern dieſer Märkte kaufen ſie eine größere Anzahl Sklaven, und auf dem letztern ſtärkere und handfeſtere. Da die Portugiſen in ihrem Territorio den Handel auf ausſchließenden Fuß treiben, ſo bezahlen ſie die Neger wohlfeiler, als ſie anderwärts verkauft werden. Sie geben im Tauſch dafür Tabak und Zuckerbranntwein.

Alle Neger, die die Handelsleute jährlich von der weſtlichen Küſte von Afrika holen, ſind von verſchiedenem Schlage. Die aus Guinea zum Beyſpiele, nehmen in Amerika einen furchtſamen und geduldigen Karakter an, wodurch ſie ſich in ihre Lage gut ſchicken.

Die

Die von den Ufern des Senegal ſind groß und wohlgewachſen, gute Reuter, in Gefahren beherzt, aber zum Landbau taugen ſie nicht. Ihre Weiber, die an ein arbeitſames Leben und ans Sitzen gewöhnt ſind, ſchicken ſich ſehr gut zur Wirthſchaft und häuslichen Bedienung. Die Neger aus Congo ſind geſchmeidig und gewandt, dabey gelehrig, und laſſen ſich leicht anführen. Beſonders lernen ſie in kurzer Zeit Künſte und Handwerke. Auch ſind ſie fleißige Landbauer. Die von der Goldküſte ſind ſtark von Körper. Sie haben Verſtand, geraden Sinn und ein ehrliches Gemüth; der Wetteifer, den ſie bey ihren Arbeiten beweiſen, iſt größer, als man ihn bey den übrigen Negern bemerkt.

Hinter den portugiſiſchen Niederlaſſungen fängt unfruchtbares Land an, welches über 200 Meilen an den Küſten einnimmt, und am Vorgebirge der guten Hoffnung endiget. Dieſe lange Strecke wird nur von den Cimbebas und Hottentoten bewohnt, welche wilde, arme, aber freylebende Völker ſind, die ſich der Sklaverey nicht unterziehen. Sie ſind ſo glücklich, daß die Europäer ſich nichts aus ihnen machen, und keine Gemeinſchaft mit ihnen haben, dadurch bleiben ſie in ihrer Ruhe.

St. Heleneninſel.

Die engliſche Oſtindiſche Kompagnie hat, damit ſie ihre Verbindungen mit Oſtindien unterhalten könne, auf St. Helena einen Ort angelegt, wo die nach und aus Oſtindien auf der Reiſe befindlichen Schiffe anlegen, da Raſt halten, und ſich mit Erfriſchungen verſehen. Dieſe Inſel, die nur 28 Meilen im Umfange hat, liegt mitten im atlantiſchen Ocean, auf vierhundert Meilen von der afrikaniſchen Küſte, und ungefähr in gleicher Entfernung vom Vorgebirge der guten Hoffnung. Die

Portu-

Portugiſen entdeckten die Inſel im Jahr 1602, verſchmäheten ſie aber. Die Holländer legten da in der Folge eine kleine Niederlaſſung an, wurden aber von den Engländern daraus vertrieben, die ſeit 1673 ſich hier feſt ſetzten.

Auf dem wilden und unfruchtbaren Boden dieſer Inſel hat keines von den europäiſchen Gewächſen und Produkten, weder Getraide, Hülſenfrüchte, noch Fruchtbäume gedeihen wollen, außer dem Pferſichbaume. Man hat ſich auf den Futterbau und die Viehzucht beſchränken müſſen, und auch die Viehzucht iſt nicht ohne viele Mühe empor gebracht worden. Man zählt auf der Inſel gegen 3000 Stück großes Hornvieh, und dieſe Menge iſt zur Verſorgung der vielen Schiffe, die hier anlegen, um Erfriſchungen einzunehmen, wie auch zum Verbrauch der 20,000 Einwohner an freyen Leuten und Sklaven, die hier befindlich ſind, nicht zureichend. Fünf hundert Soldaten liegen hier zur Beſatzung, und die Feſtungswerke ſind von keiner ſonderlichen Bedeutung. Dieſer Poſten an dem Wege nach Oſtindien iſt alſo ſchlechter, als der, den die Holländer durchs Vorgebirge der guten Hoffnung beſitzen. Alle Schiffe, die aus Oſtindien wieder nach Hauſe gehen, legen zu St. Helena an, und hier finden ſie zu Kriegszeit Bedeckungen, unter deren Schutze ſie weiter fahren. Die Felſen, Steinklippen und Ströhme halten die Schiffe von der Inſel ab, die aus England nach Oſtindien ſegeln. Viele unter ihnen, damit ſie die übeln Folgen einer ſo langwierigen Fahrt vermeiden, legen nicht hier, ſondern am Kap der guten Hoffnung an; die andern aber, welche nach der Malabarſchen Küſte beſtimmt ſind, gehen nach den Comoriſchen Inſeln, und nehmen da Erfriſchungen ein.

Cana=

Canariſche Inſeln.

Dieſe Inſeln, zwölfe an der Zahl, gehören der Krone Spanien, und ſind die nehmlichen, welche bey den Alten unter dem Namen der **glücklichen Inſeln** bekannt geweſen. Sie liegen im Atlantiſchen Meer zwiſchen 27° 30′ und 29° 45′ Norderbreite, und zwiſchen dem erſten Mittagszirkel, der durch das weſtliche Ende der Inſel Ferro geht, und unter 5° 30′ Länge. Von dieſen Inſeln iſt die nächſte nur 40 Meilen von der Afrikaniſchen Küſte entfernt: ſie heißen: Canaria, Palma, Lancerota, Fuerte ventura, Ferro, Teneriffa, Graciosa, Gomera, Alagranza, Santa Clara, Rocca und Lobos. Die Spanier entdecken dieſe Eilande bereits vor dem Jahr 1344, kamen aber erſt 1496 in deren völligen Beſitz.

Ihr Boden iſt ungemein fruchtbar an Getraide, Hülſenfrüchten, Baumfrüchten, Zuckerrohr, Steinmoos oder Orseille und dergleichen. Die übrigen Waaren und Produkte beſtehen in Honig, Wachs, Häuten, Pech und Harz, eingemachten Sachen, Drachenblut, Schlachtvieh, Geflügel, Sektweinen von vortreflicher Güte, wie auch Kanarienvögeln.

Für den europäiſchen Handel iſt das wichtigſte Produkt, der auf der Inſel Teneriffa zubereitete Wein. Es werden jährlich im Durchſchnitt gegen 30,000 Pipen gewonnen, wovon 10,000 der ſogenannte Malvaſier, die übrigen 20,000 aber ein minder lieblicher Wein ſind. Dieſe Quantität wird an Ort und Stelle mit 800,000 Peſos bezahlt. Canaria giebt den eigentlichen Kanarien- und Palma den Palmſekt. Beyde Gattungen der Gewächſe ſind ſowohl im Ausſehn als im Geſchmack wenig von einander unterſchieden, und auch die Preiſe von den gemeinen Sorten beyderley Weine ſind faſt gleich. Die geſammte Aerndte der übrigen Inſeln

beträgt auch noch gegen 16,000 Pipen. Von dieſen Weinen geht jährlich eine große Menge nach Spanien, und einen anſehnlichen Theil holen die Holländer und Engländer mit ihren Schiffen von hier ab. Man rechnet, daß die Engländer allein alle Jahre 16000 Pipen, und die Holländer die Hälfte ſo viel wegführen.

Schönes Zuckerrohr wird hier häufig gebauet. Canaria zeugt davon das Meiſte. Das Produkt geht nach Spanien.

Orſeille oder Orchilla iſt ein Färbemoos, das auf dieſen Inſeln häufig geſammelt, nach Holland und England verfahren, und in dieſen Ländern zur Bereitung des Lackmuſes angewandt wird. Die Inſeln liefern davon jährlich im Durchſchnitt 2600 Centner. Auf Canaria, Teneriffa und Palma iſt dieß Moos ein Regal des Landesherrn. Die kanariſche Orchilla iſt die beſte und theuerſte unter allen Sorten, die man zum Handel bringt.

Endlich, ſo finden auch die Schiffe, die hier anlegen, alle mögliche Arten Lebensmittel und Erfriſchungen aller Art.

Die Engliſchen Schiffe kommen insgemein gerade aus den großbrittanniſchen Häfen hieher, und zwar von der Zeit der Weinleſe an, bis in den April.

Die Waaren, welche ſie mitbringen, beſtehen theils in Kommeſtibilien, Werkzeugen und Geräthen, die meiſtens in ihren Fabriken verfertiget werden, theils auch in Lebensmitteln und Kleidungsſtücken, die ſie aus dem eigenen Lande und aus der Fremde zuführen. Unter dieſen ſind:

Feine und gemeine wollene Tücher.

Allerhand Zeuge aus den Manufakturen zu Norwich, Mancheſter, Aberdeen ꝛc.

Schwarze und ſtahlgrüne Bayette.

Weiße und auch ſchwarze Anacoſte.

Sem-

Sempiterne von verſchiedenen Farben, inſonderheit königsblaue.
Lamparillas von allen Farben.
Geſtrickte wie auch gewebte Stammetſtrümpfe.
Feine, mittle und grobe, ſowohl ſchwarze als auch graue Hüte.
Gorgonelles und Colettleinen aus Holland und von Hamburg.
Flandriſche, Sächſiſche und Schottiſche Creas.
Flandriſche, Irländiſche und Weſtphäliſche Garne, auch holländiſcher Zwirn von allerley Sorten und Nummern.
Möbeln von Holze und allerley Hausrath.
Zinn, Clincaillerie- und Krahmwaaren, Reit- und Kutſchenzeug, Stühle, Tiſche, Toiletten, Schreibtiſche, Kommoden, Schränke von feinem Holze.
Ferner, Pipenſtäbe und Bodenholz, irländiſches Leder, ſeidene Zeuge, ſeidene Strümpfe, Bänder von allerley Breite, Muſtern und Farben.
Geſalzene Fiſche, inſonderheit Häringe und Sardellen.
Butter, Käſe und Talglichter.
Mehl aus Neuengland.

Die übrigen von den kanariſchen Inſeln verſehen ſich faſt alle von Teneriffa mit dieſen Artikeln

Die Retouren der Engländer beſtehen in Wein, Häuten, Drachenblut und Färbemoos. Was nicht barattirt wird, nehmen ſie auf 12 bis 18 Monat Zeit, oder wenn ſie baar bezahlen, laſſen ſie ſich einen verhältnißmäßigen Rabatt geben.

Vor Jahren, wie die Engländer gewiſſermaaßen Herren über den Handel der kanariſchen Inſeln waren, ſchränkten ſie ihre Geſchäfte nicht bloß auf dieſe Inſeln ein, ſondern ihre Hauptabſicht ging darauf hin, ſich den Handel nach dem ſüdlichen Amerika zu eröffnen, und

 zwar

zwar vermittelſt der Regiſterſchiffe, die an dieſen Inſeln Kargåſonen für das Spaniſche Amerika einnehmen. Daher hielten ſie zu jener Zeit hier große Läger von ihren Manufakturen, die ſie hernach Mittel und Wege fanden, troz dem Verbothe, zu verladen. Ihre Korreſpondenten und Supercargos lieferten ihnen hernach die Retouren in Barren, Piaſtern, Früchten, Wein und amerikaniſchen Produkten, die ſie nach England wieder mitnahmen.

Heutzutage iſt der Handel der Engländer nach den kanariſchen Inſeln wieder auf den alten Fuß gekommen, und ſoviel iſt gewiß, daß ſie hier mehr Weine laden, als die übrigen Nationen zuſammen. Sie verſorgen beynahe ganz Holland, die Häfen an der Oſtſee und in ganz Norden mit dieſem Artikel, und verbrauchen auch davon nicht wenig in ihrem eigenen Lande.

Die Kanarieninſeln haben die Befugniß, Schiffe nach Amerika auszurüſten, und mit den dortigen ſpaniſchen Kolonien einen unmittelbaren Verkehr zu unterhalten; allein die Erlaubniß muß jedesmal bey dem Gouvernör erkauft werden, wie denn auch der Handel dahin eingeſchränkt iſt, daß von den Inſeln bloß **Landesprodukte**, als Wein und dergleichen, **keineswegs aber Fabrikwaaren** nach Amerika geſchickt, auch von dort weder Gold noch Silber, noch Koſchenille zur Rückladung genommen werden darf. Dieſe Schiffe können in alle amerikaniſche Häfen der Spanier einlaufen, und daſelbſt ihre Waare abſetzen; nur iſt ihnen Veracruz, Puertobelo und Carthagena zu berühren verbothen. Indeſſen wird bey dieſer Gelegenheit ein ſtarker Schleichhandel getrieben, woran nicht nur die Inſulaner, ſondern noch vielmehr die fremden Kaufleute, Theil nehmen.

Im Jahr 1768 zählte man auf den kanariſchen Inſeln überhaupt 155,170 Seelen, außer einigen tauſend

ſend Geiſtlichen, Mönchen und Nonnen. Ob nun gleich die Audienza oder der oberſte Juſtizhof auf der Inſel Canaria iſt, ſo wird doch Teneriffa für die Hauptinſel dieſes Archipelagus angeſehn. Sie iſt auch die größte und reichſte darunter und hat die zahlreichſte Volksmenge.

Im Jahr 1784 wurden von den kanariſchen Inſeln nach Indien oder dem ſpaniſchen Amerika an einländiſchen Waaren ausgeführt,

	für	2,497,415 Reales.
Dagegen aber eingeführt aus dem Spaniſchen Amerika nach den kanariſchen Inſeln: an Gold, Silber und Edelſteinen,	für	10,980,700 Reales.
an Waaren allerley Art		5,236,680 —
Zuſammen	für	16,217,380 Reales.

Madeira.

Die Inſel Madeira liegt vor den Afrikaniſchen Küſten, den ſpaniſchkanariſchen Eilanden gegen Süden, und wird von den Seefahrern noch mit zu den Kanarien gezählt. Sie iſt von dieſen nur etwa 60 Meilen entfernt. Sie wurde nach einigen im Jahr 1410, nach Andern erſt 1420 entdeckt.

Die Portugiſen, ihre Entdecker und erſten Bewohner, fanden die Inſel durchgängig mit ſo dicken Holzungen angefüllt, daß gar nicht durchzudringen war, wenn ſie alſo den Boden anbauen, und ſich da niederlaſſen wollten, mußten ſie Feuer in die Wälder legen, und die Bäume niederbrennen.

Dieſes Mittel gelang in ſo weit; hätte aber beynahe den Unternehmern allen das Leben gekoſtet; alle

 die

die dieſe aufkeimende Kolonie ausmachten, vergingen faſt vor Durſt in den Böten, auf die ſie ſich geflüchtet hatten, dem über Hand nehmenden Feuerbrande zu entgehen. Sie blieben darinne ſo lang, bis alles Holz auf der Inſel eingeäſchert war. Wie ſie hernach wieder ans Land gegangen waren, und ihre Niederlaſſung vollendet hatten, wurde die Inſel in der Folge eine der volkreichſten und fruchtbarſten im ganzen Ocean.

Getraide, Wein, roher Zucker, Drachenblut und verſchiedene andere Sorten Gummi, Honig, Wachs, Häute, allerley friſche, getrocknete oder eingemachte Früchte, inſonderheit Zitronen, Lemonien, Apfelſinen, Pommeranzen, Granatäpfel; endlich auch Planken und Bretter von Taxus- oder Eibenbäumen und Cedern machen die Hauptartikel aus, die man von Madeira beziehen kann.

Die Madeiraweine ſind zwar nicht ſo lieblich von Geſchmack, wie die kanariſchen, werden aber doch in großer Menge ausgeführt. Der beſte Wein, welcher auf der Inſel wächſt, und in England Madeira Malmſey heißt, kömmt von den Gelegen, die der Infant D. Heinrich von Portugal aus der Inſel Candia hieher verpflanzen laſſen. Es werden jährlich gegen 30,000 Pipen gewonnen. Die Engländer und Holländer nehmen hiervon das meiſte ab, doch geht auch viel nach Portugal, wo es die übrigen Nationen abholen, die es nicht gerade von der Inſel beziehen wollen oder können. Die beſte Sorte iſt die, die ſchon drey Jahr alt. Ohngefähr die Hälfte von der Sammlung wird jährlich verfahren, das übrige verbraucht man auf der Inſel, oder brennt davon Brantwein der hernach nach Braſilien geht, oder macht Eßig davon.

Zucker werden alle Jahre mehrere tauſend Kiſten verſchifft. Die Planken gehen inſonderheit nach Portugal, wo man ſie ſchätzt.

Friſche, gedörrte und eingemachte Früchte gehen in großen Quantitäten nach Portugal, England und Holland. Man ſchätzt den Ertrag von dem, was auf Madeira jährlich an Wein, Honig, Zucker und Gummi gewonnen wird, auf 1,164,700 Thaler im Durchſchnitt.

Was den Handel, den der Ausländer mit Madeira treiben kann, noch mehr in guten Ruf und Aufnahme bringt, iſt, daß die Inſulaner ungemein höflich und rechtſchaffen mit den Fremden umzugehen pflegen, die mit ihnen ſich in Verkehr einlaſſen. Dieß iſt ſelten der Fall in den übrigen Niederlaſſungen der Portugiſen, wo die Handelsleute und Beamten dieſer Nation meiſtentheils einen Hochmuth blicken laſſen, der die Ausländer wohl nicht ihnen geneigt machen kann.

Aſien.

Aſien, wenn man den nördlichen Theil ausnimmt, iſt eine der herrlichſten und reichſten Gegenden auf dem ganzen Erdboden. Hier iſt es, wo zu allen Zeiten die Handlung ihre ſeltenſten und koſtbarſten Waaren, das Gold, die Diamanten, Perlen, Gewürze, ſchönſten Zeuge, kurz, alle zur Pracht und zum Wohlleben erforderliche Artikel, alle Schätze und Reichthümer geholt hat, wonach die Menſchen ſo begierig zu ſeyn pflegen.

Die Aegyptier ſind die erſten Seefahrer geweſen, die ſich des Handels von Aſien und Oſtindien bemeiſterten: ſie erwarben ſich damit unermeßliche Reichthümer. Aegypten, obſchon es von den Römern unterjocht, und hernach dem orientaliſchen Kaiſerthum durch die Araber entzogen worden war, blieb doch immerfort der Stapel und die Niederlage eines großen Handels, wo alle Nationen in Europa die Erzeugniſſe Indiens abholten; ſie brachten dahin und auch von da wieder zurück dieſelben Waaren, wie es noch heutzutage geſchiehet. Die Piſaner, Florentiner, Katalonier, Genueſer, und vornehmlich die Venezianer waren zu der Zeit die einzigen, die ſich durch dieſen Handel bereicherten, bis die Entdeckung des Vorgebirgs der guten Hoffnung erſolgte. Dieſe both den Portugiſen, die das Kap gefunden hatten, einen kürzern und leichtern Weg nach Oſtindien dar, als alle, die man bisher gekannt hatte, und ſie erhielten dadurch Mittel in die Hände, ausſchließend vor allen übrigen Nationen, den Handel nach Aſien und Oſtindien zu treiben.

Die

Die Venezianer ſahen bald ein, daß dieſe Entdeckung eine große Revolution im Handel hervorbringen, und ihnen ſchaden würde. Sie waren alſo darauf bedacht, den neuen Mitwerbern Hinderniſſe in den Weg zu legen. Allein umſonſt ſpielten ſie alle mögliche Ränke und rüſteten Flotten aus, die die Unternehmungen der Portugiſen aufhalten ſollten. Dieſe leztere Nation, die durch Ehrgeiz, Habgier und Fanatismus aufs höchſte angetrieben wurde, brachte es mit ihren Mißionarien, durch ſchwache Kriegsheere unterſtüzt, aber durch den Muth und die Herzhaftigkeit ihrer Leute angefeuert ſo weit, daß in weniger als hundert Jahren die Herrſchaft Portugalls in Aſien ſich von Weſten nach Oſten hin, vom rothen Meere und dem perſiſchen Meerbuſen anzufangen, bis an die Moluckiſchen Inſeln ausdehnte. Goa und Liſſabon wurden die einzigen Hauptniederlagsörter, wo alle Reichthümer und Koſtbarkeiten Oſtindiens zuſammenfloſſen.

So ſchnell die Eroberungen der Portugiſen vor ſich gingen, und ihr Glück zunahm, eben ſo geſchwind erfolgte auch hernach wieder ihr Verfall. Sie erlagen gar bald unter dem ſchweren Gewicht ihrer Reichthümer und Schäze, wurden durch die Hize im brennenden Erdgürtel entnervt, von Laſtern angeſteckt, und verlohren den Muth und die Thätigkeit: da ſie der Hülfe des Hauptlandes beraubt waren, ſo konnten ſie gegen die Angriffe der übrigen kommerzirenden Nationen nicht aushalten. In kurzer Zeit nahmen ihnen die Holländer und Engländer Reichthümer und Beſitzungen weg. Von aller ihrer vorigen Größe blieben ihnen nur Goa und einige armſelige Niederlaſſungen übrig, wo die Leute in der Unthätigkeit leben, und keine Hoffnung vor ſich ſehen, in ihren vorigen ruhmvollen und herrlichen Zuſtand wieder zurücktreten zu können.

Wir

Wir wollen nun Aſien von Weſten nach Oſten hin durchgehen, und da ſehen, wie viel jedwede von den in Europa handlenden Nationen, von der Beute ſich zugeeignet hat, die den Portugiſen abgenommen worden iſt; auch wollen wir den gegenwärtigen Zuſtand der Niederlaſſungen unterſuchen, die dieſe Völker auf den Trümmern des portugiſiſchen Wohlſtandes aufgeführt haben, ſammt denen, welche ſie ſich durch andere Eroberungen zu verſchaffen gewußt haben.

Arabien.

Dieſes weitſchichtige Land beſteht aus einer der größten Halbinſeln auf dem Erdboden. Es iſt auf drey Seiten vom Meere umfloſſen; nehmlich im Süden vom Indiſchen Ocean, im Oſten vom Perſiſchen Meerbuſen, und im Weſten durchs rothe Meer. Wie ſehr dieſe Lage in Anſehung des Handels vortheilhaft ſey, muß jedem in die Augen fallen; in der That haben auch die Araber von jeher einen ſehr großen Handel mit allen den Ländern getrieben, zu welchen dieſe Meere ſie hinführen konnten. Zur Zeit ihrer Eroberungen dehnten ſie ihr Kommerz bis zu den äußerſten Enden Oſtindiens aus, und ſammelten die koſtbaren Waaren dieſer Gegenden in die Häfen Arabiens, und hauptſächlich in dem Hafen zu Aden, woraus ſie ſie hernach wieder in die Häfen in Aegypten, übers rothe Meer brachten.

Als nach der Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung, die Portugiſen mit dem großen Entwurf umgingen, den Handel von Oſtindien ganz in ihre Hände zu ziehen, ſahen ſie vorher, daß die Araber, welche im Beſitz dieſer Vortheile waren, ihnen Widerſtand thun würden: ihrer aber los zu werden, verlegten ſie denſelben den Weg nach Oſtindien, indem ſich ſich der Schif-

Schiffahrt im rothen Meere und perſiſchen Meerbuſen bemächtigten.

Albuquerque, einer von Portugalls Generalen, faßte ſogar den Vorſatz, den Hafen Sues in Aegypten, und den von Aden, an der ſüdlichſten Spitze von Arabien, wo ſeit vielen Jahrhunderten eines der blühendſten Komtoire geweſen war, zu zerſtöhren: allein dieſer portugiſiſche Heerführer wurde allenthalben mit Hitze zurückgetrieben, und weil ihm noch wichtigere Entwürfe im Sinne lagen, war er gezwungen dieſen hier fahren zu laſſen. In einiger Zeit darauf wurde Aden von dem Kaiſer der Osmanen, Soliman II. erobert. Bald hernach vertrieb ein König von Yemen die Türken wieder, ſo wie auch aus Mocka und einigen andern Plätzen und Gegenden Arabiens, deſſen Handel nun frey ward, und hinfort zwiſchen den Eingebohrnen des Landes, und den europäiſchen Nationen, welche mit ihnen ſich in Kommerzgeſchäfte einlaſſen wollten, getheilt blieb. Seit dieſer Revolution geſchehen die vornehmſten Handelsunternehmungen zu Mocka, welches am rothen Meere, einige Meilen von Aden, liegt.

Die Waaren, welche Arabien ſchon von jeher zum Handel geliefert hat, und noch hergiebt, ſind Myrrhen, Weyrauch, Aloes und zwar die beſte Sorte auf der Welt, Balſam von Mecka, Gummi, einige Gewürze und Apothekerwaaren. Nur erſt ſeit dem 15ten Jahrhundert hat man angefangen, die Eigenſchaften des Kaffees in Arabien zu kennen, das Gewächſe da zu bauen, und von den Bohnen zum Getränke Gebrauch zu machen. Nach Anleitung der Araber haben die andern Nationen es nachgemacht, und der Verbrauch iſt jetzt ſo ſehr geſtiegen, daß der Kaffee für Arabien den beträchtlichſten unter ſeinen Handelszweigen ausmacht: ja ohne dieſen würde das Land heutzutage ſehr arm ſeyn. Der Verkauf der Spezereyen bringt demſelben nicht

mehr

mehr jährlich als etwas über 200,000 Thaler nach ſächſiſchem Gelde ein, und dieſe Summe iſt bey weitem nicht zureichend, daß es dafür alles anſchaffen könne, was ihm an Bedürfniſſen mangelt.

Der Baum, welcher den Kaffee giebt, wächſt in der Gegend um Beit—el fakih, wo in ganz Yemen der größte Kaffeehandel getrieben wird. Der Ort liegt zehn Meilen vom rothen Meere, und ſein Boden beſteht aus unfruchtbarem Sande: die Frucht des Baums hat nicht überall einerley Grad der Güte; ſondern der Kaffee, welcher auf erhabenen Boden und beſonders zu Uden gebauet wird, wird am höchſten geachtet. Zu Beit—el —fakih wird aller Kaffee verkauft, der zu Lande aus Arabien ausgeführt werden ſoll. Die Aegyptier finden den, ſo ſie bedürfen, zu Gedda, welches ein Hafen am rothen Meere, und zwar näher an Sues als an Mocka iſt. In dieſem letztern Platze verſorgen ſich alle übrigen Völker mit dieſer Waare. Die Ausfuhr dieſes Kaffees aus dem Lande wird auf 12 bis 13 Millionen Pfund im jährlichen Durchſchnitt geſchätzt.

Europa kauft hiervon	1,500,000	Pfund.
Perſien	3,500,000	—
Die Kauffarteyflotte von Sues oder Suez	6,500,000	—
Die Landkaravane	1,000,000	—
Hindoſtan	150,000	—
Macht zuſammen	12,650,000	Pfund.

Die beſte Sorte von dieſen Kaffeebohnen wird zu 17 Sols nach franzöſiſchen Gelde, die Mittelſorte zu 15 Sols, und die gemeine zu 13 Sols gehandelt, verſteht ſich auf den Märkten in Arabien, und in den Häfen. Wenn man das Pfund im Durchſchnitt, eine Sorte in die andere gerechnet, zu 14 Sous anſchlägt, ſo bringt dieſe Ausfuhr Arabien jährlich eine Summe

von

von zwey Millionen und 200,000 Rthlr. nach ſächſiſchem Gelde ein.

Mocka oder Mockha iſt der vornehmſte Marktplatz in Arabien, und hat einen Hafen, wo die Schiffe aller handlenden Nationen, inſonderheit der Franzoſen, Engländer und Holländer einlaufen; die übrigen Häfen ſind Basra, Zebit, Adem und Maskat. Die Waaren, welche hier eingeführt werden, beſtehen in rohem Eiſen, Stahl, Flintenröhren, die 7 bis 7½ Spannen lang ſeyn müſſen; die Araber kaufen fünf und ſechseckigte lieber, als runde, und den Schaft machen ſie ſelbſt daran; Schlöſſer brauchen ſie darum nicht, weil ſie ſie noch nach der alten Weiſe mit Lunten losbrennen, ferner werden importirt: Bleyglanz, Zinn, Koſchenille, eiſerne Kanonen, Spiegel, Meſſer, Säbel und Schwerdter, geſchliffene Gläſer, Glasperlen, Wachs und dergleichen.

Mockha empfängt jährlich für etwa anderthalb Millionen deutſcher Thaler an Waaren, und zwar aus folgenden Ländern:

Aus Habyſſinien, Schaaſe, Elephantenzähne, Biſam und Sklaven.

Von der Oſtküſte von Afrika, Gold, Sklaven, Bernſtein und Elfenbein.

Aus dem Perſiſchen Meerbuſen, Datteln, Tabak und Getraide.

Von Surate, eine außerordentliche Menge baumwollener Gewebe.

Von Bombay und Pondichery: Eiſen, Bley und Kupfer.

Von der Malabarſchen Küſte; Reiß, Ingwer, Pfeffer, Curcume, Kayarholz, und Kardemomen.

Von den Maldiviſchen Eilanden: Benzoe, Adlerholz und Pfeffer.

Von der Coromandelſchen Küſte: vier bis fünf hundert Ballen, meiſt blaue Leinen.

Die

Die Waaren, welche zu Mockha eingekauft, und von da verſahren werden, ſind: Aloes, Myrrhen von Habeſch, Weyhrauch oder Olibanum, Alexandriniſche Senesblätter, Gold in Ringen und Elfenbein aus Habeſch, und Perlenmutter.

Die Engländer führen alle Jahre drey bis vier Schiffsladungen, beſtehend in Reiß, Zucker, Ingwer, ſeidenen und baumwollenen Zeugen, deren Wehrt über eine Million Thaler beträgt, durch den Hafen Gedda ein. Die meiſten von dieſen Waaren bleiben im Lande, der Ueberreſt aber wird an die Flotte von Sues wieder abgelaſſen. Surate ſchickt jährlich nach Gedda einige Schiffe, die noch reicher beladen ſind, als jene, und deren Wehrt auf zwey bis dritthalb Millionen Thaler angeſchlagen wird. Bey dieſer Sendung nehmen die Engländer ſo ſtarken Antheil, als ſie nur immer können.

Perſiſcher Meerbuſen.

Der perſiſche Meerbuſen erſtreckt ſich zwiſchen Arabien und Perſien, und hat an ſeinem äußerſten Ende gegen Norden die Stadt Basra, und gegen Süden die Stadt Ormus oder Ormuz, welche auf einer kleinen Inſel nicht weit vom Geſtade Perſiens liegt. Die Araber hatten zur Zeit ihres Flors ein Handlungskomtoir angelegt, welches in der Folge das reichſte unter allen ſeines Gleichen weit und breit, und der wolluſtreichſte Ort in ganz Aſien ward. Was uns die Geſchichte des Landes von den daſelbſt aufgehäuften Schätzen, von der Pracht ſeiner damaligen Bewohner, und ihren Verſchwendungen ſagt, überſteigt faſt allen Glauben.

Kaum hatten die Portugiſen eine feſte Niederlaſſung zu Goa angelegt, als ſie das Glück ihrer Waffen auf der Seite von Ormus verſuchen wollten. Sie wurden dahin eben ſo ſehr durch den Reiz der Reichthümer gelockt,

gelockt, als durch die Abſicht, den Arabern den Weg nach Oſtindien zu verlegen. Im Jahr 1507 machte Albuquerque, damaliger Unterkönig zu Goa, dieſe wichtige Eroberung, und vertrieb daraus die Araber, die ſich ſeitdem da nicht mehr haben wieder eindrängen können.

Die Portugieſen behielten dieſen Platz über hundert Jahre; aber zur Zeit, wie ſie in Verfall gerathen waren, nahm ihnen Schah-Abas, König in Perſien, dem die Engländer beyſtanden, denſelben wieder weg, welches im Jahr 1622 geſchah. Die Portugiſen, die den Ort vertheidigten, verlohren bey der Einnahme ihre Schätze und ihr Handelskomtoir; alles ward dem Ueberwinder zur Beute. Die Feſtungswerke von Ormus wurden der Erde gleich gemacht; die Stadt geplündert und verwüſtet; und der perſiſche Monarch zog allen Handel, der hier geweſen war, in ſeine Staaten nach Bender oder Beinder-Abaſſi.

Aber das Kommerz kann ohne Freyheit nicht wohl beſtehen; die Handelsleute fanden dieſe in Perſien nicht; denn ſie erfuhren da tauſenderley Bedrückungen und Plackereyen, von welchen immer eine ſchlimmer und ungerechter, als die andere war. Auf dem Throne dieſes Reichs wechſelten nur Tyrannen mit gehirnloſen Fürſten ab. Die Grauſamkeiten die ſie verübten, und der Geitz, von dem ſie ſich beherrſchen ließen, machten, daß von einem Tage zum andern die Handelsverbindungen ihrer Unterthanen mit den übrigen Völkern ſchwächer wurden. Perſien, das hernach durch bürgerliche Kriege beunruhiget und verwüſtet wurde, iſt noch heutzutage allen Greueln der Anarchie ausgeſetzt.

Bey einer ſo gewaltſamen Lage konnte es nicht anders ſeyn, als daß Beinder-Abaſſi und die andern Häfen in Perſien, wo kein Schiffahrer anzulanden ſich erkühnen durfte, verlaſſen ſind, und öde bleiben. Der

wenige Handel, der da noch getrieben wurde, iſt nach Basra übergegangen. Der Hafen dieſer Stadt hier iſt dadurch zu einem berühmten Niederlagorte geworden, und behauptet noch bis zu dieſer Stunde ſein Anſehn und ſeine Wichtigkeit unverrückt ſort. Die Türken, welche Meiſter von dieſem Platze ſind, haben ſich das Unglück ihrer Nachbarn zu Nutze gemacht. Da ſie hier nach etwas billigern und menſchlichern Grundſätzen die Kaufleute behandelten, ſo haben ſie damit das Kommerz herzugezogen und es auf feſten Fuß geſetzt. Unterdeſſen ſind doch auch da die Handelsleute oft den Geldſchneidereyen der türkiſchen Befehlshaber ausgeſetzt. Dieſe haben dazu die ſchönſte Gelegenheit durch die Rivalität der Europäer, wo immer einer den andern auszuſtechen ſuchen will; in dieſer Abſicht ſcheuen ſie ſich nicht, ſelbſt die niedrigſten Mittel und Wege zu verſuchen.

Die Waaren, welche die in Oſtindien etablirten Europäer nach Basra ſchicken, belaufen ſich jährlich im Durchſchnitt auf dritthalb bis drey Millionen Thaler, die Engländer liefern dazu für eine Million, die Holländer für 500,000 Rthlr; die Franzoſen, Mauren, Indier, Araber und Armenier den übrigen Theil dieſer Summe.

Die Kargåſonen dieſer Nationen beſtehen in Reiß, Zucker, geſtreiften und geſtickten Neſſeltüchern und Muſſolinen, in groben blauen Leinen und allerley baumwollenen Geweben von der Coromandelſchen Küſte, in Kardamome, Malabarſchem Santalholze, reichen Zeugen von Surate, Perlen von Bahrain, Kaffee von Mocha, Eiſen, Bley und europäiſchen Tüchern. Dieſe Waaren werden alle für baar Geld gehandelt, und man verfährt ſolche größtentheils nach Perſien: der Ueberreſt geht nach Bagdad, nach Halep und ins wüſte Arabien.

So ſtark auch heutiges Tags Basra von Schiffahrern beſucht wird, ſo iſt doch zu befürchten, daß ſein

Hafen einſt öde und verlaſſen seyn wird. Viele Kauffahrer fangen jetzt ſchon an den zu Maſcat vorzuziehen, und dieſer Vorzug wird durch mehr als eine Urſache gerechtfertiget. Der Hafen von Maſcat liegt am Eingang in den perſiſchen Meerbuſen und giebt eine vortrefliche Niederlage für Basra ab, welches tief hinein gelegen iſt, ſo daß die Reiſe nach jenem drey Monat Zeit weniger erfodert. Der Handel iſt da freyer, als zu Basra; die Kaufleute ſind keinen Plackereyen ausgeſetzt; und die Zollgebühren ſind auf anderthalb Procent heruntergeſetzt. Die Wahrheit zu ſagen, müſſen die Waaren hernach nach Basra gebracht werden, wo das Zollamt drey Procent vom Wehrte verlangt; allein die Araber nehmen den Tranſport auf wohlfeilen Fuß über ſich. Es iſt auch noch eine beſondere Urſache, weshalb die Engländer, welche für eigene Rechnung handeln, Masſcat vorziehen. Sie ſind da von den 5 Procent Zollgefällen frey, die man ihnen zu Basra abfodert, ſo wie auch an allen übrigen Orten, wo ihre Kompagnie Niederlaſſungen hat.

Die Stadt Basra iſt groß und ziemlich bevölkert; die Häuſer aber nur ſchlecht gebauet. Was die Gegend anbetrift, ſo liefert nur die an den Ufern des Euphrats, Getraide, Baumfrüchte und Hülſenfrüchte; alles übrige, was die Bedürfniſſe der Einwohner erfodern, wird von Bender-Abuſcheir, und der Küſte von Perſien hergebracht. Die Stadt gehört dem Großherrn, und hängt von dem Paſcha oder Statthalter zu Bagdad ab. Die Macht dieses letztern iſt jedoch nicht gar groß, denn er muß die Kurden und Araber gar ſehr ſchonen. Man findet hier eine Anzahl jüdiſcher und arabiſcher Komtoire und Handlungshäuſer, die nach Abuſcheir, Maſcat und Barhain handeln, und von der letztern Inſel ſchöne Perlen in großer Menge empfangen. Basra hat einen ausgebreiteten Verkehr mit dem Theil von Aſien, der

dem

dem türkiſchen Scepter unterworfen iſt, und zwar durch Hülfe des Euphrats und Tigers.

Der perſiſche Meerbuſen iſt auch der Inſel Bahrain wegen berühmt. In ihren Gewäſſern werden die ſchönſten unter den Morgenländiſchen Perlen gefiſcht: zwar ſind ſie weniger weiß, als die Ceylaniſchen und Japaniſchen, aber auch größer als die erſtern, und viel regelmäßiger geformt, als die andern. Ihre Farbe zieht ein wenig ins Gelbliche, aber ſie behalten ſie auch unverändert, dagegen die weißeſten Perlen in den heißen Ländern mit der Zeit viel von ihrem Glanze verliehren und blind werden.

Der Betrag dieſer Fiſcherey wird im jährlichen Durchſchnitt auf 900,000 deutſche Thaler geſchätzt, woran die Engländer einigen Antheil haben. Die ungleichen und höckrigten Perlen gehen nach Konſtantinopel und der übrigen Türkey: die ſchönſten und vollkommenſten aber nach Surate und Hindoſtan.

Vormals wurden reichliche Perlenfiſchereyen zu Ormus, Kareck und Keshy getrieben; aber die Bänke ſind nun erſchöpft. Nur allein die an der Bahraininſel ſcheinen noch nicht abzunehmen.

Malabarſche Küſten.

Diu.

Dieſe Küſten erſtrecken ſich vom Fluß Indus an, dem Norden nach, bis ans Vorgebirge Comorin im Süden. Die erſte unter den europäiſchen Niederlaſſungen, die man im Norden antrift, iſt der Hafen und die Stadt Diu, welche letztere auf der kleinen Inſel deſſelben Namens erbauet, die dem Ufer des Guzarat gerade über ſich befindet. Urſprünglich gehörte dieſe Stadt dem

dem König von Cambaya. Die Portugiſen erhielten beym Anfang ihrer Niederlaſſung auf der Malabarſchen Küſte die Erlaubniß, ein befeſtigtes Komtoir da anzulegen. Bald darauf bemächtigten ſie ſich der ganzen Inſel, machten ſich aber wegen ihrer Bedrückungen und Tyranney durchgängig verhaßt. Ein Miniſter des Königs von Cambaya mit Namen Cojeh Sophar, beredete ſeinen Herrn, das Joch dieſer Ausländer abzuſchütteln. Er verſammelte ſein Kriegsheer und ließ die Citadelle zu Diu belagern. Die Portugiſen thaten den lebhafteſten Widerſtand: ſie waren ſo glücklich den Platz zu erhalten, und beſitzen dieſen noch; aber die Nähe von Surate, und die Obermacht, welche da ihre Mitwerber gewonnen haben, macht allen Koſtenaufwand und alle Anſtrengung unnütz, die von ihnen gemacht worden ſind, den Ort zu erobern und zu erhalten. Diu, das man vormals für einen ſehr wichtigen Poſten die oſtindiſche Handlung ſich zu ſichern, anſah, iſt jetzt ſo gut als nichts. Die Portugiſen, welche heutzutage ſo träge und ſchläfrig ſind, als ſie zur Zeit ihrer Eroberungen thätig und den andern Nationen furchtbar waren, ziehen davon keinen Nutzen. Dieß iſt auch der Fall mit der Stadt Daman, welche 20 Meilen von Surate liegt: ſie nahmen dieſe im Jahr 1535 ein. Der mogoliſche Kaiſer hat ſchon mehrmale verſucht ſie wieder zu erobern, aber vergeblich; die Stadt iſt den Portugiſen verblieben. Die Holländer und Engländer haben den Vortheil verſchmähet, Diu und Daman jenen wegzunehmen; nur ſind ſie befliſſen geweſen, es ſo abzukarten, daß den Portugiſen dieſe beyden Plätze von keinem Nutzen ſeyn können. Dieß iſt ihnen völlig gelungen, und die Portugiſen, die nun von den Grundſätzen der Thätigkeit nichts mehr wiſſen, die ihre Vorfahren in ſo hohem Grade beſaßen, ſtrengen ſich auch nicht im minde-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

ſten an, aus dieſer erniedrigenden Lage ſich wieder empor zu heben.

Surate.

Dieſe Stadt, welche einen Theil vom Reich des Mogols ausmacht, liegt am Meerbuſen von Cambaya, und iſt die reichſte und volkreichſte auf der ganzen Malabarſchen Küſte, wo immer eine große Niederlage für den Handel geweſen; ſie iſt auch jetzt noch, obſchon ſie großen Unglücksfällen unterworfen geweſen, die berühmteſte unter den Städten in Aſien. Man findet da alles beyſammen, was dieſer reiche Theil der Erdkugel ſeltenes und koſtbares hervorbringt. In ihre Magazine ſchüttet und thürmt Guzarat den völligen Ertrag ſeiner unzählbaren Manufakturen auf; die ſchönen ſeidenen, baumwollenen und leinenen Gewebe, die hieraus kommen, ſind für Surate eine unerſchöpfliche Quelle der Reichthümer und der Grund von dem unermeßlichen Handel, den der Platz mit Arabien, Perſien und Europa unterhält. Kein Land auf der Welt hat es in der Geſchicklichkeit die Baumwolle zu verarbeiten ſo weit gebracht, als die hieſige Gegend; keines bringt ſo viele und mannigfache baumwollene Fabrikate zum Handel. Außer der übergroßen Menge Baumwolle, welche Surate in ſeinen Manufakturen verarbeiten läßt, ſchickt dieſe Stadt auch noch alle Jahre ſieben bis acht tauſend Ballen nach Bengalen: China, Perſien und Arabien bekommen von hier eine noch größere Menge, wenn gerade die Sammlung dieſes Stoffs reichlich geweſen iſt. Fällt dieſe nur mittelmäßig aus, ſo geht das Ueberflüſſige nach dem Ganges, allwo dieß Material immer zu vortheilhaftem Preiſe abgeſetzt werden kann.

Obgleich Surate im Tauſch für ſeine Ausfuhren, chineſiſches Porzellän, bengaliſche und perſiſche Seide, wie

wie auch Datteln, trockene Früchte, Perlen, Roſenwaſſer, Kupfer; von der Malabarſchen Küſte Maſten und Pfeffer, aus Arabien Parfumerien und Sklaven, von den Holländern viele Gewürzwaaren, wie auch Eiſen, Bley, Tücher, Koſchenille und Clincaillerieartikel erhält; ſo iſt ihm doch die Balance vortheilhaft, und es bekommt jährlich einen Zuſchuß an Gelde, der ſich auf ſechs bis ſieben Millionen Thaler nach ſächſiſchem Gelde belaufen mag. Dieſer Gewinn würde noch ſehr ſteigen, wenn die Reichthümer des Hofes zu Delhy nicht abgeleitet wären.

Fremde Münzen ſind zu Surate nicht gangbar: man bedient ſich da im Handel und Wandel keines andern Geldes, als der Rupien, die im Lande gemünzt ſind. Die vom gegenwärtigen Jahre gelten etwas mehr, als die vom vergangenen, weil man dafür hält, daß dieſe leztern durchs Umlaufen aus einer Hand in die andere während der Zeit ſchon etwas abgenuzt worden, mithin leichter im Gewicht ſeyn müſſen. Die Fremden, welche nach Surate kommen, müſſen daher alles Gold und Silber in Münzen, das ſie mitbringen verzollen, dafür anderthalb Procent vom Wehrte entrichten, und wenn ſie damit bezahlen wollen, es gegen inländiſche Rupien umſetzen; oder ſie können auch das Metall affiniren, und Rupien daraus prägen laſſen.

Der große und reiche Handel, der zu Surate getrieben wird, iſt ein mächtiger Anreiz geweſen, hier die Handelsleute aus Europa herzuziehen, und in ihnen den Wunſch rege zu machen, an dieſem Orte Niederlaſſungen zu beſitzen. Die Engländer und Holländer haben, nachdem ſie die Portugiſen, die die Mitwerbung jener nicht aushalten konnten, daraus vertrieben hatten, hier Komtoire bekommen, welche man reſpektirt und die in vollem Flor ſind. Die Franzoſen ſind die lezten geweſen, die hier ein Komtoir errichteten; dieſes iſt ihnen

hernach abgenommen, endlich aber doch wieder zurückgegeben worden. Durch den 15ten Artikel des Friedens zu Verſailles, vom 3ten September 1783 iſt ihnen der ruhige Beſitz deſſelben verſichert worden. Kraft deſſelben iſt es ausgemacht, daß die Franzoſen auf der Malabarſchen Küſte frey, ſicher und unabhängig, entweder einzeln oder in Kompagnie, ſollen handeln dürfen.

Die Engländer und die Holländer nehmen ſo viel als ſie nur können, an den großen Handelsgeſchäften Antheil, die zu Surate ſtatt haben; aber die erſtern haben merklich die Vorhand vor allen übrigen Mitwerbern. Das Amt eines Großadmirals vom Mogol, womit hier der Generaldirektör der engliſchen Kompagnie bekleidet iſt, verbindet ihn immer eine anſehnliche Seemacht zu unterhalten, welche verbunden mit der Marine der engliſchen oſtindiſchen Kompagnie ihn in den Stand ſetzt, allen Unternehmungen und Geſchäften derſelben Nachdruck und Anſehn zu geben. Noch mehr: im Jahr 1759 bedroheten die Maharatten Surate mit einem Ueberfalle; und dieſe waren ſchon nahe dabey, ſich der Stadt zu bemächtigen und ſie zu plündern. In dieſer äußerſten Noth, riefen der Mogol und die Einwohner von Surate die Engländer zur Hülfe auf, und es gelang dieſen, dieſen wichtigen Platz zu retten, deſſen Bewachung man ihnen anvertrauete: dieß war die Belohnung für den wichtigen Dienſt, den ſie geleiſtet hatten. Sie retteten hier den wichtigen Platz, brachten ihn aber in die Abhängigkeit von ihrer Nation. Im Jahr 1776 erhielten auch die Engländer durch einen Traktat, den ſie mit den Maharatten ſchloſſen, den freyen Beſitz von Barokia und deſſen Gebieth, mit 180,000 Thaler Einkünften von einem andern Diſtrikte, welcher jenem beygefügt wurde. Barokia iſt eine große Stadt, die 35 Meilen von der Mündung des Fluſſes Nerhedal liegt, welcher ſich in den Meerbuſen von Cambaya ergießt.

Sie

Sie iſt ſchon von langer Zeit her durch ihren außerordentlich fruchtbaren Boden, ihre zahlreichen Manufakturen, und die Eigenſchaften des hieſigen Waſſers, welches die Leinen vortreflich bleicht, berühmt geweſen. Man urtheile alſo, wie wichtig dieſer Ort in den Händen ſo thätiger Leute werden kann, als bekanntermaaßen die Engländer ſind: Aber alle dieſe Macht, Reichthümer und Anſehn würden vielleicht unnütz ſeyn, wenn ſie nicht, in der Abſicht jenen Genuß zu ſichern, Bombay und Salſett erobert hätten.

Salſett und Bombay.

Dieſe beyden Inſeln, die nicht weit von einander liegen, ſind in der Nachbarſchaft von Surate, und gehörten vorher den Portugiſen. Die erſtere wurde ihnen von den Maharatten weggenommen, aber die Engländer nahmen ſie dieſen wieder ab, und beſitzen ſie ſeit 1774. Durch dieſe Eroberung wurden ſie jedoch nur von einem eingeſchränkten Gebieth Herren, das keinen Hafen hat, aber übrigens das am ſtärkſten bevölkerte und fruchtbarſte in ganz Aſien iſt. Bombay beſitzt zwar ſolche Vortheile nicht, dafür aber einen andern, der jenen allen die Waage halten kann, nehmlich den eines Hafens, der in ganz Hindoſtan nicht ſeines gleichen hat, und der nebſt dem zu Goa der einzige iſt, welcher Linienſchiffe aufnehmen kann.

Die Luft auf Bombay war vormals ſo ungeſund und mörderiſch, daß es zum Sprichwort ward: die Zeit zweyer Muſſon- oder Monſunwinde, dauere das Leben eines Menſchen zu Bombay nur. Dieſer üble Umſtand flößte den Portugiſen keinen guten Begriff von der Inſel ein; ſie traten ſie alſo den Engländern im Jahr 1662 ab. Aber in den Händen einer ſo thätigen und betriebſamen Nation veränderte Bombay gar bald ſeine Geſtalt. Damit die Engländer allen Vortheil

von dieſer Beſitzung einärndten konnten, den ſie ſich verſprochen hatten, fingen ſie damit an, geſündere Luft zu ſchaffen: da die Bäume zu dicht an einander ſtunden, und den freyen Durchgang der Luft hinderten, ſo wurden dieſe gefällt; die Moräſte, welche die Luft durch ihre Ausdünſtungen anſteckten, wurden ausgetrocknet; und das Land auf allen Seiten geöffnet und frey gemacht; man ließ die ſtehenden Wäſſer ab, und nach und nach verbeſſerte ſich die Luft ſo, wie man gewünſcht hatte. Ein unzählbares Volk, welches ſowohl wegen der geſunden Luft, als auch wegen der ſanften Lebensart unter einer freyen Regierung herzugezogen wurde, kam von weit und breit her die Inſel zu bevölkern. Der Hafen von Bombay, den die Engländer regelmäßig beſeſtiget haben, iſt der berühmteſte in ganz Hindoſtan geworden: er iſt der Sammelplatz aller engliſchen Schiffe, die aus Europa nach dem rothen Meere, dem perſiſchen Meerbuſen und der Malabarſchen Küſte abgeſchickt werden. Hier müſſen die engliſchen Geſchwader, welche von Großbrittannien nach den Indiſchen Meeren ſegeln, Erfriſchungen einnehmen, und die Schiffe ausbeſſern laſſen. Es giebt da außerordentlich große Magazine, die mit Schiffsbedürfniſſen aller Art verſehen ſind, woraus ſie ſich mit dem Nöthigen verſorgen können. Endlich ſo iſt das nehmliche Bombay, aus dem die Portugiſen nichts zu machen wußten, der Mittelpunkt der engliſchen Macht in Indien geworden, und alles Anſehns, kraft welchen ſich die Britten ſo ſchnell der Schiffahrt und eines groſſen Theils der Handlung von Surate bemächtiget haben.

Im Jahr 1773 betrugen die Einkünfte aus Bombay und den davon abhängigen Komtoiren, die Summe von 3,401,803 Rthlr. 3 Gr. nach ſächſiſchem Gelde.

Die Ausgaben	3,177,787	—	12 —
Blieb Gewinn	224,015 Rthlr.		15 Gr.

Dieſer

Dieſer Ueberſchuß iſt allerdings von weniger Bedeutung, wenn man die großen Mittel in Erwägung zieht, die hier die Kompagnie in Händen hat, Reichthümer zu gewinnen. Nach öffentlichen Blättern ſoll indeſſen der Vortheil ſeit 1773 ſehr zugenommen haben. Goa dagegen iſt weit entfernt davon, ſich ſchmeicheln zu dürfen, daß ſeine armſelige Lage ſich verändere und es damit beſſer werde.

G o a.

Dieſe Stadt gehörte vor Zeiten zum Königreich Decan; und ob ſie gleich damals viel weniger wichtig war, als ſie ſeitdem geworden iſt, ſo hielt man ſie doch ſchon für einen der vortheilhafteſten Poſten zum Handel nach Oſtindien. Goa, das ungefähr an der Mitte der Malabarſchen Küſte liegt, erhebt ſich nach Art eines Amphitheaters auf einer kleinen Inſel, welche vom feſten Lande durch ein paar Aerme von einem Fluß abgeſondert iſt, der ſich endlich ins Meer ergießt, nachdem er dicht vor den Mauern der Stadt einen der ſchönſten Häfen auf der Welt gebildet hat. Ehe man hineinkommt, entdeckt man die beyden Halbinſeln Salſett und Bardes, die ihm zu gleicher Zeit als Schutzwehr und als Vormauer dienen. Die Lage kann zu einer großen Kommerzniederlage nicht erwünſchter ſeyn.

Dieſe Anlage verkannten die Portugiſen nicht, wie ſie ihre Eroberungen in Indien anfingen. Als ſie gezwungen worden waren, Calicut zu verlaſſen, wo ſie feſten Fuß gefaßt hatten, bemächtigten ſie ſich der Stadt Goa. Albuquerque nahm durch einen Ueberfall im Jahr 1510 den Platz ein, und befeſtigte denſelben. Drey Monat nachher wurde er von den Indiern wieder daraus vertrieben. Der portugiſiſche Feldherr kam zurück, nahm hernach Goa verſchiedene Male wieder ein,

und zwang endlich den Beherrſcher von Decan, ihm dieſen Platz, ſamt den Halbinſeln Salſett und Bardes abzulaſſen: die Portugiſen haben ſich in dieſen Beſitzungen bis jetzt zu erhalten gewußt. Zur Zeit ihres Flors wurde Goa der Stapelort für alle Reichthümer Indiens, und der berühmteſte Marktplatz auf der ganzen weiten Erde, ſo wie auch die vornehmſte unter den Niederlaſſungen der Portugiſen in dieſem Welttheile hier: aber dieſes Glück dauerte nur bis zur Ankunft der Engländer und Holländer auf der Malabarſchen Küſte. Dieſe fanden da ein Volk, das durch die mit der übertriebenen Prachtliebe und dem Genuß großer Reichthümer verbundene Weichlichkeit entnervt, von Prieſtern, Mönchen und einem Haufen barbariſcher Inquiſitoren umgeben, in alle Arten der Laſter verſunken war, und von den Eingebohrnen des Landes ſeiner Räubereyen und gewaltſamen Handlungen wegen gehaßt wurde. Es ward ihnen alſo leicht, den Portugiſen die anſehnlichſten ihrer Beſitzungen, ihren unermeßlichen Handel, die Quelle ihrer Reichthümer, ſo wie die ihrer Laſter und ihres niedrigen Betragens zu entreiſſen. Es bleibt heutzutage Goa weiter nichts übrig, als das Andenken an ſeine ehmalige Größe; und ſein Kommerz iſt auf unbedeutende Geſchäfte heruntergefallen. Wenn auch der Platz alles zuſammen ſammelt, was er aus den übrigen Komtoiren empfängt, ſammt dem allen, was ihm einige von Canton zurückkommende Schiffe mitbringen, und das immer nur aus Waaren beſteht, die rechter Ausſchuß ſind, ſo kann er doch höchſtens dem Mutterlande nur drey bis vier Schiffsladungen zuſenden, deren Wehrt jährlich im Durchſchnitt auf achtmalhunderttauſend Thaler nach ſächſiſchem Gelde betragen mag. Hierunter iſt jedoch der Handel nicht mit begriffen, welchen die Krone ausſchließend treibt, und der in Zucker, Schnupftabak, Pfeffer, Salpeter, Perlen, Santal- und Adlerholz beſtehet.

ſtehet. Aber der Gewinn, welchen die Nation ſowohl als die Krone auf dieſen Handel machen, wird mehrentheils durch die Koſten wieder aufgewogen, die mit dem Unterhalt eines Generalgouverneurs, wie auch der Feſtungswerke von Goa, und eines nichts weniger als ſtreitbaren Kriegsheers von 6276 theils weißer theils ſchwarzer Soldaten, verknüpft ſind.

Calicut oder Kalkutta.

Kalkutta iſt der erſte unter den Häfen in Oſtindien, wo die Portugiſen im Jahr 1498 unter Anführung des Vaſco de Gama anlandeten. Es war da zu der Zeit der berühmteſte Marktplatz in ganz Indien, in Abſicht auf den Handel mit Gewürzwaaren, Diamanten, feinen Geweben, Seide, Gold und Silber. Die Portugiſen wurden da günſtig aufgenommen, und man gab ihnen die Erlaubniß, ein Handelskomtoir und eine Feſtung nahe bey der Stadt anlegen zu dürfen. In der Folge entzweyeten ſie ſich mit dem Samorin (ſo heißt man den Beherrſcher dieſes Landes), welcher nach einem hartnäckigen Kriege endlich das Glück hatte, ſie aus dem Lande zu treiben. Heutiges Tags iſt Kalkutta bey der Handlung nur wegen einiger Komtoire bekannt, welche die Europäer in dieſem Lande beſitzen. Das zu Taliſchery, ſo den Engländern gehört, iſt darunter das anſehnlichſte; es liefert aber doch nur jährlich etwa anderthalb Millionen Pfund Pfeffer und einige andere Waaren von nicht ſonderlicher Bedeutung. Im Jahr 1725 erhielten die Franzoſen von den Eingebohrenen des Landes das Komtoir zu Mahé. Es hatte ſich dieſer Ort auf einen gewiſſen Grad des Wohlſtandes erhoben, als ſich die Engländer deſſelben bemächtigten und ihn zu Grunde richteten. Durch den Friedensſchluß von 1763 wurde er von ihnen wieder den vorigen Beſitzern zurückgegeben.

gegeben. Sie haben ihn im letztern Kriege wieder weggenommen, und kraft des 3ten Artikels vom 1783er Friedensſchluß auch reſtituirt.

Die hieſigen Produkte beſtehen inſonderheit in Pfeffer; die Einfuhren in Bley, Kupfer, Eiſen, Gewehren, Schießpulver, eiſernen und bleyernen Kugeln, Segeltuch und andrer Leinwand, in Weinen, Brantwein, Mehl und andern Kommeſtibilien, Ankern und allerley Schiffsgeräthſchaften. Die Kompagnie beſitzt hier ein altes Recht, daß ſie von allen Waaren, die nach Calcutta eingeführt, oder daraus verfahren werden, eine Gebühr erheben darf. Während der langen Zeit, wo die Frage wegen der Territorialrechte unentſchieden bleibt, muß hier die Ausübung eines jeden Rechtes, das die Kompagnie beſaß, noch ehe ſie eine andere Acquiſition, als ihre alten Territorialbeſitzungen, wovon der Zoll zu Calcutta ein Stück ausmacht, erworben hat, behauptet werden. Iſt hingegen die Frage entſchieden, und wird die Kommerzial- und grundherrliche Proprietät der urſprünglichen Kommiſſion zugeſprochen, ſo muß zuverläßig dieſer Impoſt aufgehoben werden, da er zum Nachtheil des Handels in der gedachten Präſidentenſchaft beſtehet, deren Gebieth einer doppelten Bezahlung unterworfen, und noch obendarein den Plackereyen von Seite zweyer Zollämter ausgeſetzt iſt, wogegen die Oerter, die von fremden Niederlaſſungen abhängen, nur einem Amte bezahlen, und auch dieß nur zum Theil.

Cochim.

Die Portugiſen, welche überall vertrieben und in ihrem Beſitze geſtöhrt wurden, hielten ſich mit beſonderer Feſtigkeit zu Cochim, als ſie endlich auch da im Jahr 1663 durch die Holländer ſich angegriffen ſahen. Dieſe

hier nahmen ihnen ſchnell nicht nur Cochim, ſondern auch noch dazu alle Komtoire weg, die ſie in dieſer Gegend Indiens beſaßen. Auf dieſe Eroberung verſprachen ſich die Ueberwinder den herrlichſten Fortſchritt ihres Handels auf der Malabarſchen Küſte; allein da ihnen ihre Mitwerber unaufhörlich Hinderniſſe in den Weg legten, ſo gingen dieſe Hoffnungen ſchlecht in Erfüllung. Sie ſchicken jetzt jährlich von Batavia nach Cochim ein einziges Schiff, das mit Alaun, Benzoin, Kampher, Tutenak, Zucker, Eiſen, Calin oder chineſiſchem Metall, Bley, Kupfer und Queckſilber befrachtet iſt. Wenn das Schiff dieſe mittelmäßige Kargäſon gelöſcht hat, nimmt es wieder an Bord aus den Faktoreyen, welche die Holländer in dieſem Lande von Chetrua an bis nach Coilang beſitzen, 2 Millionen Pfund Pfeffer, 30,000 Pfund Kardamome, die hier die Fürſten in Cochim für einen feſtgeſetzten Preis liefern, und eine Menge Kair oder Tauwerk aus der Rinde des Kokosbaums gedreht, fürs Bedürfniß der Schiffe des Hafens zu Batavia. Der Pfeffer wird nach Ceylon gebracht. Der Gewinn, welchen die Kompagnie auf dieſe wenigen Artikel machen kann, wird durch die Unkoſten, die damit verknüpft ſind, wieder aufgezehrt. Sollte man aber nicht erwarten, daß ein Komtoir wie dieſes hier, welches mitten in einem ſo fruchtbaren Lande liegt, an einem Fluſſe ſich befindet, der Schiffe von fünfhundert Tonnen trägt, natürlicherweiſe viel ſtärker im Flor ſeyn müßte. Man kann dieſen Umſtand, daß das Gegentheil der Fall iſt, nichts anderm als der Unterdrückung beymeſſen, die die Regierung der holländiſchen Kompagnie ausübt.

Travancor.

In dieſem kleinen Königreich ſind zwey Niederlaſſungen der Europäer. Die, welche die Dänen zu

Coleſchey

Coleſchey haben, treibt nichts weniger als auf thätigen Fuß Handlung. Es iſt ſchon etwas ſeltenes, wenn hier Käufe und Verkäufe geſchehen.

Das engliſche Komtoir zu Anjinga iſt auf einer Erdzunge, an der Mündung eines kleinen Fluſſes angelegt, der den größten Theil des Jahres durch verſandet iſt. Die Stadt iſt mit Werkſtühlen angefüllt und ſehr volkreich. Ein einziger Agent beſorgt hier alle Geſchäfte des Komtoirs, und zwar ſo wirthſchaftlich, daß es ſeinen Kommittenten keine erhebliche Koſten macht, und doch mit aller möglichen Betriebſamkeit geſchiehet.

Travancor, das ans Kap Comorin ſtößt, endiget im Süden das eigentlich ſogenannte Malabar, ein Land, das von Natur angenehmer ausſiehet, als es reich an Produkten iſt. Man holt aus dieſen Gegenden, wo der Boden meiſt unfruchtbar, wenig ſonſt, als Gewürze und Materialartikel, z. E. Santalholz, Curcuma, Ingwer, Kardamome, Pfeffer und Caſſia lignea.

Maldiviſche Inſeln.

Unter dieſem Namen verſteht man eine lange Kette von Inſeln, die an der Spitze von Aſien, dem Vorgebirge Comorin weſtlich liegen. Die Eingebohrnen derſelben geben ihre Anzahl auf 12000 an. Der größte Theil dieſer Eylande beſteht aus bloßen Sandbänken, die, wenn Fluth eintritt, unter Waſſer geſetzt werden; ſelbſt die größten haben auch nur einen kleinen Umfang: das vornehmſte unter dieſen iſt das Eyland Male, welches mitten zwiſchen den übrigen liegt, und ſelbſt dieſes hat doch nur anderthalb Meilen im Umkreiſe. Die Kokosbäume, welche hier auf dieſen Inſeln häufiger vorhanden ſind, als in irgend einer andern Gegend der Welt, machen faſt ihren ganzen Naturreichthum aus: die Rinde, welche unter dem Namen Kair bekannt iſt,

dient

dient zur Verfertigung allerhand Tau- und Strickwerks zum Bedürfniß der Schiffahrt in Indien. An dem Geſtade dieſer Inſeln werden die Cauris geſammelt oder gefiſcht. Dieß ſind kleine weiße und glänzende Muſchelſchaalen, die ſtatt der Scheidemünze in Oſtindien und an der Afrikaniſchen Küſte gebraucht werden. Bengalen allein ziehet von dieſen alle Jahre für ohngefähr 200,000 Rthlr. an ſich. Die Europäer kaufen das Pfund Cauris für drey bis vier Groſchen nach deutſchem Gelde: verkaufen es hernach in den Hauptländern mit 20 bis 80 Procent Vortheil, und auf der Küſte von Guinea gilt es gar eilf Groſchen bis einen halben Thaler. Die Maldiviſchen Inſeln geben auch eine Art Fiſche, die hier in Menge eingeſalzen und verfahren wird. Es werden hiervon alle Jahre ein paar Schiffsladungen nach Achem oder Achim geſchickt. Man bezahlt die Waare da mit Gold und Gummi Benzoe. Das Gold bleibt im Lande, und das Gummi geht wieder nach Mocka oder Mochha, wo dafür gegen 300 Ballen Kaffee eingekauft werden, die man auf den Inſeln verbraucht.

Ein ſo armes Land wie dieſes hier iſt nicht darnach beſchaffen, daß es die Europäer anreitzen konnte, hier Niederlaſſungen anzulegen. Doch bekamen die Portugiſen einige Zeit nachher als ſie in Indien angekommen waren, Luſt dazu, und brachten die Maldiven unter ihr Joch. Dieſe Tyranney dauerte jedoch nicht lange: die Beſatzung, welche ſie zurückließen die Inſulaner im Zaume zu halten, wurde von ihnen niedergemacht, und die Bewohner der Maldiviſchen Inſeln erlangten wieder die vorige Freyheit. Seit dieſer Zeit ſind ſie einem mohammedaniſchen Fürſten unterworfen, der ſeinen Sitz auf Male hat, und der einzige Handelsmann in ſeinen Staaten iſt.

Ceylon

Ceylon oder Selan.

Die Portugiſen glaubten ſich für den Verluſt der maldiviſchen Inſeln mehr als hinlänglich entſchädiget, da dieſes ein Poſten von weit größerer Wichtigkeit war, aber ſie haben auch dieſen nicht behauptet, ſondern wieder eingebüßt.

Die Inſel Ceylon liegt an der Spitze von Aſien, dem Vorgebirge Comorin gegen über, und iſt ohne Zweifel der vortheilhafteſte Ort für den Handel, den man in Oſtindien nur finden kann. Durch ihre Lage beut ſie eine leichte Gemeinſchaft mit den Küſten von Malabar, Coromandel und Bengalen dar, eine Paſſage, welche nach den reichſten Ländern im Morgenlande führt.

Allen Schiffen, welche aus Europa nach dem Orient kommen, muß die Inſel ins Geſicht fallen, und die abwechſelnden Mouſſonwinde erlauben da, daß man zu jedweder Jahrszeit anlanden und wieder abfahren kann. Die Inſel hat eine Länge von achtzig und eine Breite von dreißig Meilen. Ihre Häfen, derer eine ziemliche Anzahl, ſind die beſten in Oſtindien. Man findet auf der Inſel eine unzählige Menge Elephanten, koſtbare Steine, Pfeffer, Arekafrüchte, vortreflichen Zimmet oder Kanehl, und an der Küſte werden Perlen gefiſcht, deren Fiſcherey jährlich 50,000 Rthlr. einträgt. Der Boden auf der Inſel iſt überhaupt genommen, fruchtbar, und die Luft ſehr geſund; mit einem Wort, es fehlt dieſem ſchönen Lande an nichts, was dazu gehörte, hier eine feſte, nützliche und angenehme Niederlaſſung zur Handlung anzulegen.

Die Portugiſen hatten das Glück, daß es ihnen mit dieſer Abſicht von ſtatten ging: ſie bemächtigten ſich der Küſten und faſt aller Häfen auf der Inſel; befeſtigten einige unter dieſen mit großen Koſten, inſonderheit

Colom-

Colombo, welches ſie zum Mittelpunkt ihrer Herrſchaft und ihres Handels machten. Sie behaupteten ſich da ziemlich lange Zeit mit ſo vielem Muthe als Ruhme; als aber ihre Statthalter den Eingebohrnen des Landes ſich verhaßt gemacht, allerley Tyranney und Grauſamkeiten ausgeübt, und ſich mehr damit abgegeben hatten, die Regierung des Landes zu zerrütten und die Religion der Einwohner zu verändern, als die Handlungsgeſchäfte zu treiben, rief der König von Candy, deſſen Königreich im Innern der Inſel liegt, im Jahr 1655 die Holländer zu Hülfe. Nach einem dreyjährigen ſehr hartnäckigen Kriege, wurde Colombo weggenommen, und man ſchlug die Portugiſen völlig, und vertrieb ſie von der Inſel. Ihr General, Caſpar Figari und letzter Gouvernör, wurde gefangen genommen, und in der Folge nach Goa zurückgeſchickt, wo er mit Schande bedeckt, ſtarb.

Durch einen Traktat, welcher zwiſchen dem König von Candy und den Holländern geſchloſſen worden, hatte man ausgemacht, daß nach der Wegnahme von Colombo, dieſer Platz dem König übergeben werden ſollte; wie es aber dazu hätte kommen ſollen, weigerten ſich die Holländer dieſen Punkt zu erfüllen. Da ſie ſich hier Meiſter von einer wohlgebaueten Stadt, einem regelmäßig befeſtigten Platze, Magazinen aller Art und Gebäuden ſahen, die zu einem herrlichen Kommerzetabliſſement Anlaß geben konnten, und unermeßliche Summen gekoſtet hatten, ſo behielten ſie das alles, und wollten nunmehr nichts abtreten. Sie vermehrten die alten Feſtungswerke mit neuen noch, und waren nur bedacht, ſich gegen den nehmlichen Fürſten in wehrhaften Stand zu ſetzen, der ihre Hülfe begehrt hatte.

Dieſes untreue Verfahren und mehrere, die darauf folgten, ſind Urſache geweſen, daß ſehr lange und blutige Kriege zwiſchen beyden Mächten geführt wurden.

Dieſe

Dieſe wurden oftmals wieder erneuert, ſcheinen jetzt aber durch den Friedensſchluß vom Jahr 1766 geendiget zu ſeyn. Kraft dieſes Traktats tritt der König von Candy alle Küſten und Häfen von der Inſel, ſammt denen von Manan und Calpentrin gänzlich an die Holländer zu ihrem Eigenthum ab. Ihre Beſitzungen erſtrecken ſich noch bis auf 15 Meilen ins Land hinein. Die Ebenen, welche zwiſchen Colombo und Punta de Galo ſich befinden, ſind ſehr ergiebig an Zimmtbäumen. Der König von Candy und ſeine vornehmſten Vaſallen haben ſich nach den Gebirgen begeben, welche in der Mitte der Inſel ſich befinden, und dieſe ſind von Natur ſo befeſtiget, daß ſie ſchwerlich mit Vortheil daraus vertrieben werden können. Es wachſen in dieſen Gebirgen ebenfalls ſehr gute Zimmtbäume, und die in der Feine und Güte die in den Ebenen noch übertreffen. Durch den letztern Traktat hat der König von Candy der Geſellſchaft frey gegeben, den Kanehl in allen Ebenen abſchälen zu laſſen, und ſich noch dazu verbindlich gemacht, ihr den beſten vom Gebirge im Preis zu 16 Gr. nach deutſchem Gelde das Pfund zu liefern. Den von der Küſte erhält die Kompagnie um die Hälfte und noch niedriger, ſo daß eine Sorte in die andere gerechnet, das Pfund höchſtens 8 Groſchen zu ſtehen kommt.

Man unterſcheidet den Kanehl in rothes und ſchwarzes Zeichen, von welchen jenes den feinſten enthält. Die Oerter Ponta de Galo, Barbarie und Mattura liefern die erſtere Sorte; die von Colombo und Negombo die andere oder den Kanehl mit ſchwarzen Lettern gezeichnet.

Nach Wolf ſollen jährlich durch die holländiſche oſtindiſche Kompagnie nur 72000 Pfund Zimmet in den indiſchen und europäiſchen Handel kommen. Kaufleuten aber iſt bekannt, daß alle Jahre gegen 400,000 Pfund zu den Auktionen gebracht werden; und in den übrigen Welttheilen werden noch wenigſtens 200,000

Pfund

Pfund abgeſetzt. Rechnet man dieſe nach einem Mittelpreiſe zu 100 Stüvern, ſo giebt dieſer Artikel eine Summe von drey Millionen Gulden.

Ungeachtet die Kompagnie den Artikel auf ſehr vortheilhaften Fuß einkauft und verkauft, ſo ſiehet man doch nicht, daß die Geſchäfte, welche die Holländer auf der Jnſel Ceylon treiben, im Flohr ſind. Das Territorialeinkommen, die Zölle und die kleinen Handelszweige, die man hier treibt, und in Balſam Capini, Gummi Gambogium, Cinquenomale, und Lack beſtehen, bringen jährlich im Durchſchnitt nicht über fünfmal hundert und funfzigtauſend Thaler ein; dagegen betragen die Adminiſtrations- und andere Koſten ſechsmalhundert und viertauſend Thaler, ſo daß die Ausgabe die Einnahme um 54,000 Thaler überſteigt. Dieſe Lücke wird durch den Gewinn am Zimmthandel wieder gut gemacht. Der Ueberſchuß von dieſem dient auch dazu die Koſten der Kriege zu bezahlen, die durch Haß und Mistrauen auf Seite der Jnſulaner, und durch den Unterdrückungsgeiſt der holländiſchen Befehlshaber bey erſter Gelegenheit wieder ausbrechen müſſen. Wenn es aber der Kompagnie jemals gelingt, ganz die Herrſchaft über Ceylon zu bekommen, ſo muß die vortheilhafte Lage dieſer Jnſel, ihre reichen Produkte, die geſunde Luft, u. ſ. w. ſie veranlaſſen, hier den Mittelpunkt ihrer Macht und aller Handelsgeſchäfte her zu verlegen. Hier kann ſie, ohne zuweit von China und Japan entfernt zu ſeyn, die Gelegenheiten aufs beſte wahrnehmen, ihren Handel auf der Malabarſchen und Coromandelſchen Küſte zu vergrößern, und die Komtoire, die ſie auf dieſer unterhält, in eine ſtärkere Aktivität zu ſetzen, welches auch wirklich ſehr nöthig wäre. Dann wäre es genug, wenn die Kompagnie zu Batavia eine gute Beſatzung ließe, und einige Schiffe beſtändig aufs Kreuzen in der Gegend der Sondiſchen Meerenge ſchickte, damit ſie ein wachſames

Auge auf alles hätten, was bey den Moluckiſchen Inſeln vorgienge.

Coromandelſche Küſte.

Dieſe Küſte iſt wegen ihrer Baumwollenmanufakturen in der ganzen Welt berühmt. In dieſen Gegenden werden die ſchönſten und feinſten baumwollenen Gewebe mit einer Geſchicklichkeit und in ſo mannigfacher Art verfertiget, als man es nirgends ſonſt vermag; allein dieſer Handelsartikel iſt auch der einzige, der hier zu finden iſt.

Indeſſen liefert die Küſte dieſe Manufakturwaaren in ſo außerordentlicher Menge, daß nicht allein ganz Europa, ſondern auch verſchiedene Länder in Aſien und Afrika damit verſorgt werden können. Die Europäer holen davon alle Jahre die nachbenannte Menge ab, nehmlich:

Die Engländer	3000 Ballen.
Die Holländer	3200 —
Die Franzoſen	2500 —
Die Dänen	800 —

Rechnet man dazu noch, was die Portugiſen und Schweden wegführen, ſo nimmt bloß unſer Welttheil jährlich über 10,000 Ballen baumwollene Waaren von dieſer Küſte. Unter dieſen Geweben giebt es eine große Menge, die blau gedruckt ſind, und zum Schwarzenhandel dienen, aber die übrigen beſtehen in feinen Muſſolinen, Bethilles und Tarnatanes von Nagapatnam, Portonovo, Deniacaly, Cangam, Bimilipatnam, in Aliabalis, Nainſook, Durias, Alegias, Malemolles, Chits u. ſ. w. Außerdem auch noch viele Halstücher und Schnupftücher von Mazulipatnam, Paliacate, Kermis, Guillador, Satterpari und dergleichen. Alle dieſe koſten, eine Sorte in die andere gerechnet, der Ballen

240 Thaler nach deutſchem Gelde, ſo daß es eine Summe von 2,400,000 Thaler austrägt, von dieſer werden etwa anderthalb Millionen mit baarem Gelde bezahlt, und das übrige mit Waaren, die man dagegen giebt, ausgeglichen.

Was die baumwollenen Waaren anbetrift, welche die Europäer von der Coromandelſchen Küſte holen, um ſolche in den verſchiedenen Handelsplätzen in Oſtindien, und Afrika wieder abzuſetzen, ſo bringen ſolcher die Franzoſen nach Malabar, Mochha und der Inſel Bourbon 800 Ballen.

Die Engländer nach Bombay, Sumatra und den Philippinen	1200 —
Die Holländer nach allen ihren Niederlaſſungen	1500 —
Zuſammen alſo	3500 Ballen.

Außer 500 Ballen, die nach Manilla beſtimmt ſind, von welchen jeder gegen 600 Thaler koſtet, ſind die übrigen von ſo gemeiner Art, daß ihr Wehrt an Ort und Stelle keine 180 Thaler überſteigt, dieſemnach beträgt alſo der ganze Belauf der 3500 Ballen nicht über 840,000 Thaler.

Die Coromandelſche Küſte öffnet den Weg nach Golconda, welches Land einwärts liegt. Dieſes Land iſt das einzige in Aſien, das Diamantengruben beſitzt. Dieſer Gegenſtand des Handels, des Luxus und höchſten Aufwandes, der ſich hier jährlich auf mehr als eine Million Thaler beläuft, iſt gänzlich in den Händen der Engländer, welche ihn durch Vermittlung der Juden und Armenier betreiben.

Das erſte unter den Kommerzkomtoiren, welche man findet, wenn man von Ceylon abgeht, und nach der Coromandelſchen Küſte hinſteuert, iſt

Negapatnam oder Nagapatnam.

Vor der Ankunft der Portugiſen in Oſtindien, war dieß nur ein bloßes Dorf noch. Wie ſie es aber eingenommen hatten, vergrößerten ſie es, und machten es zu einer anſehnlichen und volkreichen Stadt, befeſtigten es mit verſchiedenen Baſtionen, und verſahen es mit einem breiten und tiefen Graben; es fiel aber hernach bald den Holländern in die Hände. Faſt hat es das Anſehn, daß es der Beruf dieſer Nation in Oſtindien geweſen ſey, an den Portugiſen das Vergeltungsrecht für die Grauſamkeiten, Räubereyen, untreue Handlungen und Gewaltthätigkeiten auszuüben, welcher ſie ſich da ſchuldig gemacht hatten. Die Holländer belagerten Nagapatnam im Jahr 1658, und nahmen es ein: es leiſteten ihnen hierzu die Eingebohrenen des Landes Vorſchub, weil dieſe die portugiſiſche Herrſchaft verabſcheueten, und nur aus Furcht vor den Tyrannen die Waffen ergriffen hatten.

Wie die Holländer Meiſter von Nagapatnam geworden waren, baueten ſie da eine gute Feſtung, und auf den Trümmern der prachtvollen Palläſte, die hier die Portugiſen bewohnt hatten, wurden geräumige Magazine für allerley Schiffgeräthe, Lebensmittel und Waaren aufgeführt, in dieſe Vorrathshäuſer lieferten die übrigen Handelskomtoire auf der Küſte ihre Waaren, welche, wie oben geſagt worden, jährlich in 4 bis 5000 Ballen baumwollener Gewebe beſtunden.

Durch den Friedenstraktat, welcher den 3. September 1783 geſchloſſen worden, haben die Generalſtaaten Nagapatnam an Großbrittannien abgetreten. Kraft des 5ten Artikels williget aber die leztere Macht darein, dieſe Beſitzung wieder zurückzugeben, wenn die Holländer dafür eine verhältnißmäßige Schadloshaltung geben wollten.

Tran=

Tranquebar.

Dieſe Stadt liegt Nagapatnam gegen Norden, und iſt davon nur fünf Meilen entfernt. Sie iſt im Königreich Tanjaour und das Gebieth haben die Dänen erkauſt, wofür ſie jährlich einen Grundzins von 4200 Thaler nach deutſchem Gelde bezahlen. Auf dieſem Grund und Boden haben ſie nachher eine ordentliche Stadt, und die Feſtung Dansburg angelegt. Im Jahr 1689 trieb theils der Geldgeiz, theils die Eiferſucht den König von Tanjaour und die Holländer an, mit vereinigter Macht die Stadt anzufallen; allein ſie wurde durch die Engländer von Madras aus die ihr zu Hülfe kamen, gerettet.

Die Dänen ziehen aus dieſem Komtoire jährlich im Durchſchnitt 800 Ballen baumwollene Waaren, welche in Marchais, Pano-Comprido, blauen und rothen Bajutapauts, roth und gelben, wie auch blauen Neganepauts, Chelloes, Carcanes, Topſeils, Nicaneas, Browls, Guineas, Chits, Salampuris, blauen, rothen und Romalstüchern, Gingans und dergleichen beſtehen.

Der Gewinn aus den Verkäufen leidet großen Abfall durch den Koſtenaufwand, welchen die Unterhaltung des Komtoirs, und einer Beſatzung von hundert und funfzig europäiſchen Soldaten und dreyhundert Cipayen fodert.

Die Dänen von Tranquebar haben es ſchon verſchiedenemale verſucht, Komtoire an den Ufern des Ganges, zu Chinchum und zu Bankibaſar zu errichten; allein durch den Brodneid der Engländer und Holländer ſind ihnen jedesmal Queerſtriche gemacht worden. Ueberdem ſind auch Dännemarks Reichthümer und Geldkapitalien nicht von dem Umfange, daß die Nation ſich auf viel umfaſſende Unternehmungen in Oſtindien einlaſſen

laſſen und mit geldreichen Mitwerbern recht nachdrück-
lich wetteifern könnte.

Pondichery.

Nachdem die Franzoſen Madagaſcar verlohren hat-
ten, war Surate von ihnen dazu auserſehen worden, der
Mittelpunkt aller Geſchäfte ihrer Kompagnie für ganz
Aſien zu ſeyn. Aus dieſer Stadt ſollten alle Ordern und
Aufträge an die untergeordneten Komtoire abgefertiget
werden: und ſo ſollten wieder hier auch alle Waa-
ren zuſammen kommen, die man nach Europa ſchicken
wollte.

Der Agent, welchen das franzöſiſche Miniſterium
zur Ausführung dieſes Entwurfs gewählt hatte, hieß
Caron. Der Mann war von Geburt ein Franzoſe, hat-
te aber von Jugend auf in holländiſchen Dienſten ge-
ſtanden. Wie er zu Surate angekommen war, kam es
ihm bedenklich vor, daß die Kompagnie da ihre Haupt-
niederlaſſung errichten ſollte: er fand die Lage ſchlecht
gewählt; denn er ſah gar wohl, wie viele Nachtheile da-
mit verbunden wären, wenn man mit reichern, erfahr-
nern und kreditreichern Nationen konkurriren wollte:
und daß die Kompagnie ihre Sicherheit durch Unterwer-
fung und ein kriechendes Betragen erkaufen ſollte, ſchien
ihm auch nicht zuträglich zu ſeyn. Durch dieſe Betrach-
tungen fand ſich Caron bewogen, Surate zu verlaſſen,
und ſich nach Ceylon zu begeben, wo er in der Bay von
Trinquemale ſich niederließ: dieſe Gegend hielt er unter
allen für die ſchicklichſte zur Ausführung ſeines Plans.
Er hatte ſich hieher mit einem ſtarken Geſchwader auf-
gemacht, welches la Haye anführte, und deſſen Opera-
tionen er leiten ſollte; aber die Macht der Holländer,
welche in Ceylon ſchon auf feſten Fuß ſtand, mit der ſich
noch die des Königs von Candy vereinigte, der Mangel

an Lebensmitteln, und die Krankheiten rieben den größten Theil der Mannſchaft von den franzöſiſchen Schiffen auf, und nöthigten den Caron und la Haye, daß ſie den Ueberreſt nach der Coromandelſchen Küſte überführen mußten, damit da die Kranken gepflegt und Lebensmittel herzugeſchafft werden konnten. Sie glaubten, daß ſie die letztern zu St. Thomé reichlich finden würden: beſtürmten dieſen Platz, und nahmen ihn im Jahr 1672 weg. Zwey Jahre hernach wurden ſie da wieder von den Holländern angegriffen, und gezwungen dieſen den Platz zu überlaſſen.

Nach dieſem Verluſte wäre alles dahin geweſen, wenn zum Glück nicht ein entſchloſſener Mann mit Namen Martin unter den Handelsleuten ſich befand, die man auf dem Geſchwader des la Haye mit hieher geſchickt hatte. Dieſer verſammelte die wenigen Franzoſen, die den Nachſtellungen der Holländer entwiſcht waren, und beſetzte mit denſelben den kleinen Flecken Pondichery, welcher mitten auf der Coromandelſchen Küſte liegt, und eine gute Rheede vor ſich hat; ein Vortheil, der in dieſer Gegend, wo es keinen Hafen giebt, von großem Wehrt ſeyn muß. Pondichery fing ſchon an eine Stadt zu werden, als die Kompagnie den Entwurf machte, eine viel vortheilhaftere Niederlaſſung im Königreich Siam anzulegen. Die Hoffnung dazu war ſehr gegründet; man hatte ihr die größte Hoffnung zum Beſitz eines Ortes gemacht, der eine viel vorzüglichere Lage, als Pondichery, hatte. Das Land an und für ſich, die Beſchaffenheit des Hafens von Mergui, welcher einer der ſchönſten auf der Welt iſt, öffnete dieſen beyden die Gemeinſchaft mit den Königreichen Pegu, Ava und Arrakan, welches Länder ſind, die zwar noch unaufgeklärtere und ungeſittettere Einwohner haben, als Siam, in denen man aber koſtbare Naturgaben, z. E. die ſchönſten Rubine auf der Welt, Goldſtaub, und das ſchöne

und nutzbare Gummi findet, welches die Chineſen und Japaner zur Verfertigung ihrer ſchönſten Firniſſe gebrauchen. Siam liefert ſelbſt viel von dieſem Artikel, überdieß Elfenbein in großer Menge, Rothholz oder Sapanholz, den beſten Zinn unter allen Ländern Aſiens, ferner, einen Haufen anderer Kommerzgegenſtände, und einen reichlichen Ueberfluß an Früchten und Lebensmitteln. Nichts konnte beſſer ausgeſonnen ſeyn, als eine große Niederlaſſung in Siam; nur Schade, daß die, welche hier die Franzoſen zu Stande bringen wollten, den unglücklichſten Erfolg gehabt hat.

Die Franzoſen wurden in dieſes Land durch einen Abentheurer, der ſich Konſtantin Phaulcon nannte, gezogen. Der Mann hatte einen zu Ränken aufgelegten Kopf, und viel Witz; es gelang ihm die Gewogenheit des Beherrſchers von Siam ſo weit zu gewinnen, daß ihn dieſer zu ſeinem erſten Miniſter machte. Aber ſein Glück dauerte nicht gar lang: die Ungnade in die er hernach fiel, war äußerſt hart. Er wurde angeklagt, daß er dem Könige ſeinem Wohlthäter die Krone habe entreiſſen wollen, man nahm ihn feſt, ließ ihn hinrichten, und alle ſeine Güther wurden eingezogen. Weil man den Franzoſen ſchuld gab, daß ſie mit dem angeblichen Verräther unter einer Decke geſpielt haben ſollten, ſo wurden ſie in den Fall mit verwickelt. Sie übergaben nach einigem Widerſtande die Feſtung Bancoll, und den Hafen zu Mergui, deren Bewachung ihnen anvertraut worden war, und wurden aus dem Königreich im Jahr 1688 gänzlich vertrieben. Unter der Zeit ihres Auffenthalts in Siam, die nur dreyzehn Monat dauerte, hatten ſie einige Verſuche gemacht, Verbindungen mit Tunking und Koſchinſchina zu treffen; ſie hatten aber keinen Fortgang gehabt. Bey ſo verdrießlichen Umſtänden mußten ſie ſich noch glücklich ſchätzen, daß ſie die Rheede von Pondichery wieder erreichen konnten, und

da ſetzten ſich die Leute der Kompagnie endlich feſt. Die Holländer ließen ihnen aber da nicht lange Raſt; ſie kamen mit Macht, und belagerten Pondichery im Jahr 1693, und nahmen es weg; aber beym Friedensſchluß zu Riswick, der 1697 erfolgte, mußten ſie es wieder an die vorigen Beſitzer zurück geben.

Pondichery wurde nach und nach eine große Stadt, in der ſich mehr als 100,000 Seelen aufhielten, und erlangte ein weites Gebieth dazu. Ohne Zweifel würde dieſe Kolonie und ihr Kommerz auf den höchſten Grad des Wohlſtandes geſtiegen ſeyn, wenn die Kompagnie da ununterbrochen Direktöre von ſolcher Einſicht und Thätigkeit, als ein Dumas, la Bourdonnaye und Dupleix zeigten, gehabt hätte. Die Kenntniſſe und Geſchicklichkeit der beyden erſten, und die Thätigkeit des letzten, gaben der Stadt Pondichery auf eine Zeitlang einen großen Glanz; allein dieß Glück verſchwand ſchnell wieder, als die Vollführung der Geſchäfte ungeſchickten Agenten, und einem unſinnigen Generale anvertrauet worden war. Die Engländer, welche nur gar zu ſcheelſehende und gefährliche Nachbarn von Pondichery waren, gaben genau auf die Fehler acht, die hier die Franzoſen begingen, und machten ſich ſolche ſehr geſchickt und behend zu nutze: in kurzer Zeit nahmen ſie den Franzoſen unermeßliche Beſitzungen weg, und ſogar Pondichery, das Dupleix einige Jahre früher gegen ihre Angriffe mit ſo großem Nachdruck und vieler Geſchicklichkeit vertheidiget hatte, ging an ſie über. Als nun der Feind Meiſter von dieſem Platze geworden war, zerſtöhrte er ihn von Grund aus, vertrieb die Einwohner daraus und machte die unglückliche Stadt zu einem Schutthaufen. In dieſem elenden Zuſtande wurde der Platz von England durch den Friedensſchluß vom Jahr 1763 an Frankreich wieder zurückgegeben.

Ein

Ein ſo außerordentlich großes Unglück ließ nun nicht mehr zu, daß die Kompagnie ſich auf der Coromandelſchen Küſte behaupten konnte: die Engländer waren da zu mächtig und der Verfall der franzöſiſchen Kompagnie zu entſchieden. Im Jahr 1769 ergriff das Inſtitut das klügſte Mittel, das es ergreifen konnte, und verkaufte alle ihm noch zugehörige Effekten an den König, der ſie für ein Kapital von dreißig Millionen Livres übernahm; dieß Kapital ſollte den Aktienbeſitzern eine immerwährende Rente von jährlich 1200,000 Livres bringen. Durch ein Edikt vom 13 Auguſt des nehmlichen Jahrs hob der König die Privilegien der Kompagnie auf, und ertheilte allen ſeinen Unterthanen die Freyheit, jenſeits des Vorgebirges der guten Hoffnung Handlung und Schiffahrt zu treiben. Damals wurde auch der Kompagnie erlaubt, zur Liquidirung ihrer Sachen zu ſchreiten, damit die Foderungen ihrer Gläubiger und die Ueberreſte ihres eigenen Vermögens geſichert wären.

Da durch das Edikt vom 13ten Auguſt 1769 das Privilegium der Kompagnie bloß ſuſpendirt worden war, ſo ſcheint es, als wenn der Geſellſchaft noch immer die Hoffnung übrig gelaſſen worden ſey, einſt wieder in die Ausübung ihrer Rechte zu treten; allein dieſe Hoffnung hat ſie verlohren, ſeitdem unterm 14ten April ein Arret des Staatsrathes erſchienen iſt, wodurch die Kompagnie gänzlich unterdrückt wurde, und man eine neue Oſtindiſche Kompagnie, die zugleich nach China und Japan handeln durfte, geſtiftet hat, welcher das Privilegium ertheilt wurde, nach dieſen Ländern ausſchließend durch einen Zeitraum von ſieben Friedensjahren zu handeln. Das Kapital dieſer Kompagnie ſollte aus zwanzig Millionen Livres beſtehen. Die erſten Fonds der holländiſchen oſtindiſchen Kompagnie, die in der Folge in ſo großen Flor kam, ſind nicht ſo ſtark geweſen; allein hier

wußte

wußte man ſie freylich durch nützliche Geſchäfte und wohl überdachte Unternehmungen zu vermehren, und verfuhr überall nach einem weiſen Plane, von dem durchaus kein Beamter des Inſtitutes, unter welchem Vorwande es auch ſeyn mochte, abgehen durfte. Zugleich wurde alles auf möglichſt wirthſchaftlichen Fuß eingerichtet und auf gleiche Weiſe betrieben. Nur auf eben ſolchen Fuß ſollte jedwede Handelsgeſellſchaft, die ins Große gehen will, ihre Operationen anfangen und fortführen. Die Handelsfreyheit, welche Frankreich Privatkaufleuten des Hauptlandes ertheilt hatte, eigene Ausrüſtungen nach Indien zu unternehmen, wurden durch folgende Klauſeln eingeſchränkt: ſie ſollten von der Kompagnie einen Paß nehmen, der Geſellſchaft von allen aus Indien und China mitgebrachten Waaren eine Gebühr von fünf Procent, von allen aus den Inſeln Bourbon und France eingebrachten aber drey Procent erlegen, und alle Retourladungen durchaus nur nach dem Hafen Orient, und keinem andern bringen. Von ſolchen Privatunternehmern ſind in Friedenszeiten jährlich einige Schiffe nach Oſtindien abgeſchickt worden, welche an den bengaliſchen, koromandelſchen, und malabarſchen Küſten, in China, und im perſiſchen und arabiſchen Meerbuſen Handel getrieben haben. Die Kompagnie iſt endlich 1790 von der Nationalverſammlung ganz aufgehoben worden, und jetzt kann jeder franzöſiſche Kaufmann ohne Paß nach allen Komtoiren und Niederlaſſungen, die die Franzoſen in Oſtindien haben, ſo wie auch nach China handeln.

Ob ſie da die Konkurrenz einer ſo mächtigen Kompagnie wie die engliſche oſtindiſche iſt, werden aushalten können, ſteht zu erwarten. Indeſſen iſt es kaum zu glauben, daß dieſe kühnen Beherrſcher von Bengalen und Bombay ohne Brodneid zuſehen werden, daß fremde Mitwerber ſich hier auf den Märkten ihnen an die Seite ſtellen, und den Gewinn ihnen abſchneiden wollen.

Es

Es iſt wohl wahr, daß Großbrittannien kraft des 13. 14. und 15ten Artikels vom Friedensſchluß, der unterm 18ten September 1783 geſchloſſen wurde, Frankreich den Beſitz und das Eigenthum ſeiner Beſitzungen in Oſtindien, Schandernagor, Pondichery, die beyden Diſtrikte Velancour und Brahour, ſo wie Karikal und die beyden Magans, die daran gränzen, ferner die beyden Komtoire zu Surate und Mahe' garantirt hat, und ſich anheiſchig gemacht, die ſchicklichſten Maaßregeln zu ergreifen, und alles mögliche anzuwenden, damit es den Unterthanen Frankreichs in allen Gegenden Oſtindiens einen ſichern, freyen und unabhängigen Handel ſichere. Man muß ſehen, ob dieß Verſprechen immer treulich und genau erfüllt werden wird, ob Frankreichs Regierung durchs Unglück klüger gemacht, aufmerkſamer hinfort ſeyn wird, eine unruhige Nation zu beobachten, die immer Mittel und Wege bey der Hand hat, die Fehler ihrer Nachbarn zu benutzen, und die mindeſte Gelegenheit wahrnimmt, wo ſie ihre Macht und ihren Handel vergrößern kann.

Doch nun wollen wir zu Pondichery wieder zurückkehren: die Produkten und Handlungsartikel dieſes Orts und der umliegenden Gegend beſtehen in Reiß, Hülſenfrüchten, Baumwolle, Elfenbein, Gummilack und Droguereyen; die Induſtrie in baumwollenen Zeugen, Muſſolinen, weißen ſowohl glatten als geſtreiſten Bazins, Garras, Guingams, Guineas, Chaſſelas, Cuteas, Limeneas, Bajutapauts, Neganepaux, Necanias, Cachelis, Corrots u. ſ. w. Garras, ſind gemeine Muſſoline, die ſieben Achtel breit und neun bis vierzehn Stab lang; Guineas blaue oder weiße Kattune, von eben dieſer Breite, und neun und zwanzig bis funfzig Stab Länge. Guingams blaue und weiße baumwollene Gewebe, drey Viertel auch wohl fünf Sechstel breit und acht Stab lang.

Auch

Auch findet man auf dem hieſigen Markte Bazins von Gudelur, Leinen von Yannon, Karikal und Mazulipatan, ſeidene oſtindiſche Zeuge, couleurte Leinen, gemahlte Kattune oder Zitze, Tapeten, Decken und dergleichen in großer Menge zu Kauf, nicht weniger Diamanten aus Golconda u. ſ. w.

Sadraspatan.

Dieß iſt ein großer Marktflecken, welcher zwey ſtarke Tagreiſen von Pondichery abliegt: er gehörte vormals der Oſtendiſchen Kompagnie. Die Holländer nahmen dieſer den Ort weg, und laſſen nun darinne vielerley Gewebe, inſonderheit Flohr und Gazen verfertigen. In der umliegenden Gegend bricht ein ſchöner grauer Stein, der zum Bauen gut gebraucht werden kann; dieſen laſſen die Holländer auf der Stelle behauen, und führen ihn hernach nach Batavia.

Fort David.

Die Engländer kauften von einem Indiſchen Fürſten Goudelour oder Cuddalore mit ſeinem Gebiete, und erbaueten nicht weit davon die Feſtung St. David am Geſtade des Meers. Die Stadt, das Fort und drey Manufakturörter, die daran anliegen, enthalten zuſammen etwa 60,000 Seelen. Ihre Beſchäftigungen und Gewerbe beſtehen im Blaufärben, Mahlen und Schildern der Kattune und Zitze, welche aus dem Innern des Landes roh hergebracht werden; und überdieß verfertiget man hier jährlich für etwa 400,000 Thaler Baſins, welche für die ſchönſten auf der Welt zu halten ſind. Die Verwüſtung, welche die Franzoſen hier in dieſem Etabliſſement im Jahr 1758 anrichteten, und die Zerſtöhrung der hieſigen Feſtungswerke, haben den Gewerb-

Gewerbfleiß und die Thätigkeit der Einwohner dieſes Orts um nichts vermindert. Man hat ſich ſogar nicht darum bekümmert, die Feſtung wieder herzuſtellen, ſondern ſich damit begnügt, Cuddalore in ſolchen Stand zu ſetzen, daß es nur halbweg Widerſtand thun kann, wenn es vom Feinde angegriffen werden ſollte. In eben dem gedachten Jahre nahmen die Franzoſen auch Diricaté, ein anders Komtoir der Engländer in dieſer Gegend weg, und ſchleiften ſeine Fortifikationen. Bald hernach wurden ſie genöthiget, den Ort ſeinen erſtern Beſitzern wieder einzuräumen, die ihn aber verließen, und den Grund und Boden für eine jährliche Miethe von 10 bis 12000 Thalern verpachteten.

St. Thomé.

Dieſe Stadt liegt vier Meilen von Madras, und iſt von den Portugiſen erbauet worden. Durch eine Zeit von hundert Jahren hat ſie vielemal ihren Herrn verändert. Der König von Golconde ließ den Platz im Jahr 1662 belagern, und ſeine Leute nahmen ihn ein. Die Franzoſen, welche aus Ceylon vertrieben worden waren, eroberten ihn 1672 mit Sturm, und noch in dem nehmlichen Jahre wurde er von den Mauren, denen die Holländer Hülfe leiſteten, eingenommen, die hernach alle Feſtungswerke ſchleiften. Von dieſer Zeit an iſt St. Thomé ein bloßer Haufe von Ruinen: ſein Gebieth und ſeine Einwohner haben zur Vergrößerung von Madras gedient.

Madras.

Dieſe Stadt iſt der Hauptort unter allen engliſchen Niederlaſſungen auf der Coromandelſchen Küſte: ſie iſt einer der reichſten und berühmteſten Niederlagsplätze,

plätze, die in Oſtindien vorhanden ſind. Hier kommen alle Waaren zuſammen, welche in den verſchiedenen Komtoiren, die die Engländer zwiſchen dem Vorgebirge Comorin und dem Ganges beſitzen, fabrizirt oder eingekauft werden.

Madras wurde vor mehr als hundert Jahren in der Provinz Arcate oder Arkat am Ufer des Meers erbauet. Es wird in die Stadt der Weißen, und in die der Schwarzen eingetheilt. Die erſtere, in welcher auch die Citadelle, wird nur von Europäern bewohnt. Ihre Feſtungswerke waren noch vor zwanzig Jahren von geringer Bedeutung, aber man hat ſie ſeit dem letztern Kriege ſehr verbeſſert. Die Engländer können ſich jetzt noch nicht ohne Verdruß daran erinnern, daß ein kleiner Haufe Franzoſen ſich dieſer großen Stadt im Jahr 1746 bemächtigte, ohne daß ſie einen einzigen Mann dabey einbüßten.

Die Schwarzenſtadt, welche vormals ganz offen war, iſt ſeit 1767 mit einer guten Mauer und einem breiten Waſſergraben umgeben worden. Durch dieſe Veranſtaltung und den Ruin von Pondichery iſt der Ort über die maaßen volkreich geworden, ſo daß man jetzt an dreymalhunderttauſend Einwohner, an Juden, Mauren, Armeniern und Indiern darinne zählt.

Bey ſeiner erſten Entſtehung hat Madras kein Gebieth von Bedeutung gehabt, aber jetzt erſtreckt ſich dieſes auf funfzig Meilen nach Weſten, und auf eben ſo viel nach Norden und Süden zu. Man ſiehet in dieſem weiten Raume reiche Manufakturen, die noch alle Tage zunehmen, wie auch ſehr blühende Baumwollplantagen. Dieſe Arbeiten beſchäftigen hunderttauſend Menſchen.

Außer dem Gebieth von Madras beſitzt Großbritannien auch noch in dieſer Gegend die Provinzen Condavir, Montaſanagar, Etour, Regimondri, Schikakal und

und Viſagapatnam, welche ſich auf 600 Meilen an der Küſte erſtrecken, und dreyßig bis neunzig Meilen weit ins Land hineingehen. Die Franzoſen hatten ſich dieſe während der Zeit ihres kurzen Flors abtreten laſſen, und verlohren ſolche wieder in dem Zeitpunkte, wo ſie eine Unbeſonnenheit nach der andern begingen, und ihnen das Unglück überall auf dem Fuße nachfolgte. Sie mußten dieſe Länder den Engländern überlaſſen, deren unerſättliche Habſucht durch die feinen Ränke, die ſie zu ſpielen wußten, und durch furchtbare Kriegsheere unterſtützt wurde.

Noch nicht zufrieden mit ſo außerordentlich weitſchichtigen Beſitzungen, gehen die Engländer auch noch auf die Eroberung von Orixa aus, welches Land an dem Ufer des Meers, von ihren Beſitzungen in Golconde an, bis an die Ufer des Ganges die ihnen auch zugehören, ſich ausdehnt. Die Gegend machte vormals einen Theil von Bengalen aus, und gehört jetzt den Maharatten, einer freyen Nation, welche unter allen in Oſtindien am meiſten kriegeriſch iſt. Nicht ohne Unruhe und Beſorgniß ſehen die Engländer ein ſo beherztes Volk zwiſchen ihren Beſitzungen in Bengalen und denen auf der Coromandelſchen Küſte mitten inne. Es läßt ſich leicht denken, daß ſie nichts verabſäumen werden, was ihnen zu dieſer Eroberung verhelfen könne, die für ſie höchſt wichtig ſeyn würde, weil ſie dadurch Bengalen mit ihren übrigen Ländern in Verbindung bringen, und die Beſitzungen arrondiren könnten.

Durch den Frieden, welchen die Kompagnie 1792 mit Tippo-Saib geſchloſſen hat, ſind ihr von dieſem Fürſten anſehnliche Strecken Landes, die man auf 390,000 Pfund Sterl. jährlicher Einkünfte ſchätzt, abgetreten worden.

Die engliſche oſtindiſche Geſellſchaft unterhält zur Vertheidigung ihrer Beſitzungen auf der Coromandelſchen

Küſte

Küſte 3500 Mann weißer Truppen und 18000 Sipayen. Die Unterhaltung dieſer, wie auch der Fortifikationen, die Koſten wegen ihrer zahlreichen Komtoire verſchlucken die Einkünfte aus dieſen Beſitzungen nicht nur ſondern fodern auch noch jährlich einen anſehnlichen Zuſchuß. Im Jahr 1773 betrugen dieſe

Einkünfte	6,049,170 Thaler.
Die Ausgaben hingegen	6,599,271 —
Mithin überſtieg die Ausgabe die Einnahme um	550,101 Thaler.

Indeſſen wurde dieſe Lücke durch den außerordentlich großen Gewinn aus dem Handel und durch die Einkünfte aus Bengalen wieder erſetzt.

Paliacate.

Dieſe Stadt liegt 10 oder 12 Meilen oberhalb Madras: ſie gehört den Holländern, die hier ein Handelskomtoir und ein Fort haben, worinne ſie eine Beſatzung von 200 Mann unterhalten. Die Kompagnie hat da eine Menge Arbeiter angeſetzt, und die Manufakturen dieſes Platzes und Gebieths ſind außerordentlich wichtig. Die Lage von Paliacate iſt überaus angenehm, und die Häuſer ſind gut gebauet; die meiſten Gaſſen und Straſſen ſind mit doppelten Reihen von Bäumen beſetzt, welche reitzende Spatziergänge und lieblichen Schatten gewähren, ein Umſtand, der in einer ſo heißen Gegend großen Wehrt haben muß.

Die holländiſche oſtindiſche Geſellſchaft zieht von hier viele baumwollene Gewebe, Schnupftücher, Zitze und Kattune, wie auch Salpeter in Menge. Alle dieſe Waaren wurden vorher ins Hauptkomtoir nach Negapatnam hingeliefert; aber ſeitdem dieſes an die Engländer abgetreten worden iſt, werden die Güther nach Batavia geſchafft.

Mazulipatnam.

Dieß war vor Alters der thätigſte, volkreichſte und wohlhabendſte Marktplatz in ganz Hindoſtan. Die großen Niederlaſſungen, welche die Europäer in der Folge auf der Coromandelſchen Küſte angelegt haben, ſind Urſache geweſen, daß er viel von ſeiner Wichtigkeit verlohren hat. Die Franzoſen bemächtigten ſich deſſelben im Jahr 1750. In neun Jahren hernach nahmen die Engländer ihnen den Ort weg, und ſeitdem haben ſie ihn noch im Beſitz. Sie laſſen da ſehr ſchöne Muſſoline und eine Menge gedruckter und gemahlter Kattune, Zitze und Tücher verfertigen. Da die Pflanzen und Gewächſe, die zur Färberey angewandt werden, in dieſer Gegend von vorzüglicher Güte und in reichlicher Menge zu haben ſind, ſo iſt es den Engländern hier gelungen, ihren Waaren gedachter Art einen Glanz und eine Güte zu verſchaffen, die man bey denen aus andern Gegenden vergebens ſucht.

Bengalen.

Dieſes Land, das vor kurzem noch dem Mogol gehört hat, iſt das reichſte und am ſtärkſten bevölkerte unter allen, die ehmals dieſes weitſchichtige Reich ausgemacht haben. Es wird gegen Oſten durchs Königreich Arakan, gegen Weſten durch viele Provinzen des ehmaligen Mogoliſchen Reichs, und gegen Norden von den Thibetiſchen Gebürgen, gegen Süden aber vom Meer und dem bengaliſchen Meerbuſen eingeſchloſſen. Es erſtreckt ſich ſehr weit landeinwärts an den beyden Ufern des Ganges, welcher Fluß, nebſt dem, daß er dem Lande eine große Fruchtbarkeit giebt, auch demſelben leichte Gelegenheit verſchafft, ſeinen Handel nach allen Provinzen des mogoliſchen Reichs, nach Thibet, und nach den

den Königreichen Arakan, Ava und Pegu auszubreiten.

Die Portugiſen ſind unter den europäiſchen Völkern die erſten geweſen, die bis nach Bengalen gekommen, und da Eingang gefunden haben. Sie ließen ſich anfänglich zu Chatigan nieder, dieß iſt der Name eines Hafens an der Gränze von Arakan, nicht weit von dem öſtlichſten Arme des Ganges. Wie ſie genöthiget worden waren, dieſen Poſten den Holländern abzulaſſen, brachten ſie ihren Handel nach Bandel, 80 Meilen von der Mündung des Ganges, und nur eine Viertelmeile oberhalb Ugly. Man ſiehet da noch ihre Flagge wehen, ſammt einer Anzahl elender Einwohner, die auf ihr Vaterland vergeſſen haben, nachdem dieſes ſich ihrer nicht mehr erinnern wollen.

Die Holländer, welche Meiſter von Chatigan waren, hatten auch noch ein anders Komtoir zu Balaſſor; weil ſie aber beyde Oerter für nichts weniger als vortheilhaft hielten, verließen ſie ſolche, und behielten nur Chinchura, welches unter dem Namen Ugly oder Ougly bekannter, weil es nahe an die Vorſtädte dieſer Stadt ſtößt. Aber wegen mehr als einer Unbequemlichkeit, die hier ſtatt findet, iſt auch dieſes Komtoir ſeinen Beſitzern von keinem ſonderlichen Nutzen.

Die Engländer haben zu Calcutta ſchon mehr Glück gehabt. Unter ihrer Regierung iſt dieſe Stadt nach und nach mit den reichſten armeniſchen, mauriſchen und indiſchen Handelsleuten beſetzt worden, und ihre Volksmenge bis auf ſechsmalhunderttauſend Seelen angewachſen. Das Fort Williams, welches davon nur eine halbe Meile abliegt, dient dieſem Platze zur Beſchützung. Es iſt ein regelmäßiges Achteck, mit acht Baſtionen, vielen Bollwerkswehren und Auſſenwerken, einigen halben Monden, aber ohne Glaßis und bedeckten Weg. Der Graben um dieſen Platz, der allein

über fünf Millionen Thaler gekoſtet hat, mag gegen 160 Fuß breit, und 18 Fuß tief ſeyn. Bey ſolchem großen Koſtenaufwande hat man hier zum Zwecke die Vertheidigung und Beſchützung Bengalens gehabt. Die Begebenheit ſelbſt, welche ſo höchſt ſonderbar, ſo unglaublich unſern Nachkommen vorkommen wird, als ſie den Zeitgenoſſen unerwartet geweſen iſt, wurde durch die Umſtände veranlaßt, durch eine Fatalität herzugezogen, welche allein das Schickſal der Reiche und Staaten entſcheidet. Durch dieſe geſchah es, daß nach einer Reihe eben ſo glücklicher als unverhofter Siege alle Reichthümer und das ganze Gebieth eines weitſchichtigen Landes in die Gewalt einer Geſellſchaft von Kaufleuten fallen mußten, die hernach die freye und völlige Souverainität darüber vom Großmogul erhielten.

Die Eroberung Bengalens ſicherte den Engländern nicht allein das Territorial-Einkommen aus einem ſo großen und reichen Lande, ſondern gab ihnen auch noch ein entſchiedenes Uebergewicht auf den großen Märkten, welche zu Patna, Caſſimbazar und Dacca gehalten werden. Zu Patna kaufen ſie Muſcus oder Biſam, den man aus Thibet dahin bringt, wie auch Borax und Salpeter, die Produkte des Landes ſind. Caſſimbazar liefert ihnen ſeidene Zeuge, und gegen viermalhunderttauſend Pfund unverarbeiteter Seide. Die hieſige Seide iſt überhaupt genommen nur von gemeiner Art, und ſchlecht geſponnen; aber die Europäer gebrauchen ſolche zum Eintrag der broſchirten Zeuge. Endlich zu Dacca finden ſie alle mögliche Leinen und Gewebe, die in den zahlreichen Manufakturen von Ober-Bengalen verfertiget werden. Aus allen dieſen Waaren, welche denen beygefügt werden, die die Kompagnie zu Madras aufbringt, werden die Ladungen zuſammen geſetzt, die man jährlich nach Europa abgehen läßt. Ihr Verkauf hat im Jahr 1776 betragen: 18,600,114 Thaler und

und 6 Gr. nach ſächſiſchem Gelde. Noch bleiben der Kompagnie aber immer Waaren genug übrig, daß ſie die Märkte in Indien damit verſorgen kann: ſie ſchickt z. E. alle Jahre nach der Coromandelſchen Küſte viele Schiffsladungen Reiß und Zucker, die ihr mit Metallen bezahlt werden; nach der Malabarſchen Küſte eine Menge Zeuge und Gewebe, die da gegen Spezereywaaren vertauſcht werden; nach Surate verſchifft ſie Leinen und allerhand Gewebe, und bezieht dafür Baumwolle und Baumwollengarn. Sie ſchickt ferner Reiß, Gummilack, und mancherley Ellenwaaren nach dem Perſiſchen Meerbuſen, und läßt die rückgehenden Schiffe mit getrockneten Früchten, Roſenwaſſer, und vornehmlich mit Gold befrachten: nach dem rothen Meere fertigt ſie reiche und mannigfache Ladungen ab, und die Länder an dieſem Meere bezahlen meiſt mit Gelde. Durch alle dieſe Handelsverbindungen werden alle Jahre im Durchſchnitt ſechs bis acht Millionen Thaler nach Bengalen gebracht. Die Kompagnie iſt auch in Anſehung ihres Privilegiums, was den Handel aus einem Hafen in Oſtindien nach dem andern anbelangt, nichts weniger als eiferſüchtig, ſondern giebt dazu die Erlaubniß ohne viele Umſtände an alle Engländer, die dazu Luſt haben; ſie muntert vielmehr ſelbſt die Handelsleute dazu auf, indem ſie Antheil an ihren Expeditionen nimmt, oder ihnen einen gewiſſen Part bey den ſelbſt eigenen Ausrüſtungen überläßt; und oft läßt ſie auch die Waaren und Güther der Privatleute in ihre Fahrzeuge für einen ſehr billigen Frachtpreis aufnehmen. Die Indier und Mauren, die Armenier, die Juden, kurz alle, die in den engliſchen Kolonien etablirt ſind, haben ſich der nehmlichen Vortheile zu erfreuen. Dieſe Freyheit, welche die Seele und die mächtigſte Triebfeder des Handels iſt, vergrößert von einem Tage zum andern den Flor der Geſellſchaft und das Vermögen der Privatleute. Von dieſen

dieſen fodert ſie mehr nicht als fünf Procent Gebühr von allen Waaren des freyen Handels, und acht und ein halbes Procent für die Rimeſſen, welche Privatleute nach England übermachen wollen.

Damit der Leſer ſich einen vollſtändigen Begriff von dem Reichthum der engliſchen oſtindiſchen Kompagnie in dieſen Gegenden abziehen könne, müſſen wir hier zur Angabe des Gewinnes, welchen ein ſo außerordentlich ausgebreiteter Handel giebt, noch die Einkünfte dazufügen, welche ſie aus ihren Beſitzungen ziehet.

Wir haben weiter oben bemerkt, daß die von Madras betragen	6,049,170 Thaler.
Die aus Bengalen belaufen ſich auf	17,751,116 —
Zuſammen	23,800,286 Thaler.
Es iſt wohl wahr, daß die Adminiſtrationskoſten, die Unterhaltung der Truppen, Feſtungen und Komtoire, davon wieder wegnehmen	21,944,255½ —
Bleibt alſo Ueberſchuß	1,856,030½ Thaler.

Dieſer Gewinn kann ohne Zweifel noch ſehr vergrößert werden, wenn alle Fehler und Misbräuche, die ſich in die Adminiſtration der Geſellſchaft eingeſchlichen haben, nach Möglichkeit verhütet werden.

Der Ertrag der jährlichen Einkünfte aus allen Beſitzungen der engliſchen oſtindiſchen Geſellſchaft, wie ſolcher 1783 dem Parlemente vorgelegt worden, iſt geweſen, wie hier nachfolgt:

1) Aus

1) Aus ihren Beſitzungen, und den ihr eigenthümlich zugehörigen Ländereyen, erhebt die Kompagnie jährlich	881,000	Pf. Sterl.
2) Einkünfte aus dem Carnatik und den nördlichen Circars	350,000	—
3) Aus Bengalen, Bahar, und Orixa, im Durchſchnitt	1,838,000	—
4) Den Tribut von Auhd und Benares	962,000	—
5) Ertrag des Salzmonopols in Bengalen	450,000	—
6) Zölle in Indien	236,000	—
7) Tribut des Rajah von Tanſchaur oder Tanjore	160,000	—
8) Tribut des Nabob von Arcot	200,000	—
Zuſammen	5,077,000	Pf. Sterl.

Dieß ſtimmt auch mit Hrn. Haſtings Schätzung ziemlich überein, der die ſämmtlichen Einkünfte der Geſellſchaft auf 5½ Crore Kurantrupien oder eben ſo viele Pfund Sterl. anſchlägt.

Seit einiger Zeit hat die Kompagnie Bengalen für eine nicht zu erſchöpfende Goldgrube angeſehen, woraus man zu jeder Zeit die Summen ziehen könnte, die man in den übrigen Etabliſſements und Präſidentenſchaften zu kurz kam. Daher haben die Hülfsſummen, die man zur Unterhaltung jener in der neueſten Zeit aus Bengalen zog, mit jedem Jahre ſich vergrößert; bis ſie endlich 1784 auf die ungeheure Summe einer Million Pfund Sterl. geſtiegen ſind. Unſtreitig ſind die Hülfs-

quellen,

quellen, die Bengalen beſitzt, groß, allein ſie ſind doch zu erſchöpfen, und auf dieſen Fuß kann es nicht gar lange fortgehen.

Nach den Engländern folgen die übrigen Nationen nach Verhältniß der Wichtigkeit ihrer Geſchäfte, in Bengalen ſo auf einander: 2) die Franzoſen, 3) die Holländer, 4) die Dänen, 5) die Portugiſen. Die Holländer ſind kraft des letztern Friedensſchluſſes in ihre vorigen Beſitzungen wieder eingeſetzt worden; doch hat man ihnen nicht zugelaſſen, ihre Fahnen von den Kaſtellen wehen zu laſſen, bis ſie Recht zu einer gänzlichen Beſitznehmung hätten, das heißt bis alle im Traktat begriffenen Mächte die Bedingungen erfüllt haben würden.

Das Däniſche Etabliſſement zu Friedrichsnagor iſt ein großer Handelsplatz geworden, aus Urſache, weil in dem letztern Kriege die franzöſiſchen und holländiſchen Schiffe hier ausgeſchloſſen waren, die däniſchen Schiffe hingegen mit aller Sicherheit in den indiſchen Gewäſſern hin und herfuhren, wenn mittlerweile die engliſchen groſſen Gefahren ausgeſetzt waren, und hohe Verſicherungsprämien dafür bezahlt werden mußten. Dieß hatte faſt den ganzen bengalſchen Handel den Dänen in die Hände gebracht. Noch zwey andere Urſachen trugen zur Vergrößerung des Handels der Dänen bey, nehmlich die Befreyung von den engliſchen Zöllen, die ſie foderten, und auch zum Theil erhielten, und die Hülfe, welche ihnen ſelbſt die Engländer unter dem Schutze der Kompagnie leiſteten, da ſie ihnen die Inveſtituren beſorgten. Sie bezahlten mithin weniger, als die von der Kompagnie abhängigen Kaufleute.

Zum Beweiß deſſen, was wir da vom neueſten Zuſtande des däniſchen Handels in Bengalen geſagt haben, dürfen wir nur anmerken, daß die däniſchen Schiffe, welche während der neun Monate, die Hrn. Haſtings

Abreiſe aus Indien vorher giengen, zu Friedrichsnagor angekommen, zwey und zwanzig geweſen, und zwar meiſtens dreymaſtige, von welchen viele aus Europa abgeſchickt waren; und ihre Kargaiſon belief ſich zuſammen auf 10,830 Tonnen.

Die Portugiſen laſſen drey auch wohl mehr Schiffe jährlich aus China hieher kommen, außer denen, die ſie gerade aus Europa herſenden. Dieſe reklamiren aber kein Privilegium, ſondern empfangen den Schutz des Hafens, und verdienen daher eher aufgemuntert, als verſcheucht zu werden.

Vermuthlich werden die Amerikaner nächſtens auch das gerade Privilegium zum Handel in Bengalen fodern, denn ihre Schiffe haben ja ſchon den Weg nach China gefunden. Wenn ihnen dieß von der engliſchen Kompagnie nicht zugeſtanden werden ſollte, ſo können ſie die Befugniß durch andere Kanäle, und zwar zum großen Nachtheil der Engländer, doch erhalten.

Hier iſt nun auch der Ort, wo wir uns einiger Bemerkungen über den allgemeinen Handel der engliſchen oſtindiſchen Kompagnie in Bengalen nicht enthalten können.

Obgleich dieſe ſo lange Zeit die Souverainität über Bengalen in Beſitz gehabt hat, und für die Inveſtituren geſorgt worden iſt, zwar nicht als Kommerzrimeſſen, ſondern als Mittel und Wege den Ueberſchuß der Landeseinkünfte zu übermachen, ſo haben doch die Leute hier ſelbſt nach veränderter Lage die vorigen Begriffe immer beybehalten, und ſind immer in dem engen Kreiſe des Monopolörs verblieben, welcher bloß auf ſeinen Vortheil ſiehet, und alles auſſer Acht läßt, was zum allgemeinen Beſten erfodert wird.

Daher kommt es nun, daß ſo viele Klagen ans Kommerzkomtoir einlaufen, über Privatkaufleute, welche den Webern der Kompagnie Vorſchüſſe thun, und höhere

höhere Preiſe dieſen Leuten bewilligen, als die Geſellſchaft bisher für die Waaren bezahlt hat. Sie ſetzen zugleich den Ruf der Waare dadurch herab, daß ſie Waaren annehmen, welche die Kompagnie verworfen und ausgeſchoſſen hat; kurz, ſie ſchaden der Inveſtitur der Kompagnie durch ihre Mitwerberey. Wie dem aber ſey, ſo hat es immer in Rückſicht aufs Nationalintreſſe weniger zu bedeuten, wenn die Inveſtitur auf wohlfeilen Preisfuß ſtehet, als wenn das Kommerz des Landes nicht im Flor iſt. Es bleibt ein nicht zu beſtreitender Grundſatz, daß der Handel nur in ſo fern Kraft und Nachdruck haben kann, als er frey und ungebunden iſt. Ueberläßt man den Handel ſeinem natürlichen Gange, dann verbeſſert er gewiß von ſelbſt ſeine eigenen Misgriffe oder Fehltritte. Der Privathandelsmann, welcher immer die Augen auf ſeinen Vortheil gerichtet hat, unterhält die Rivalität nur ſo lange, als der Handel Gewinn abwirft: ſo lang nun der Kaufmann dabey gewinnt, wird er für die Kompagnie auch Vortheil bringen. Wenn aber in dem Laufe dieſer Rivalität der Preis, welchen man den Manufakturarbeitern bezahlt, ſich über das richtige Verhältniß im Vergleich mit dem Verkaufspreiſe erhebt, oder der Markt in Europa mit der Waare überführt iſt, dann wird der Privathandelsmann gewiß ſchnell zurücktreten; die Preiſe werden hierauf in Indien gar bald auf ihren erſten Fuß herunter gehen, oder gar noch tiefer fallen. Da nun der Markt im Hauptlande nicht wie gewöhnlich verſorgt werden wird, ſo wird die Zufuhr mehr der Nachfrage angemeſſen ſeyn, und alles von ſelbſt wieder ins Gleis kommen.

Unterdeſſen, wenn die Inveſtitur der Kompagnie gegenwärtig weniger Gewinn nach der Fakture abwirft, als vorher, ſo rührt dieß viel weniger von der Erhöhung der erſten Preiskoſten der Waaren, die man den Manufakturleuten in Indien bezahlt, her, als von dem großen

großen Zuwachs des Handels der fremden Nationen; dieſer iſt Urſache, daß eine merkliche Rivalität beym Verkaufe der oſtindiſchen Waaren auf allen europäiſchen Märkten gegen die Kompagnie ſtatt findet.

Dieß führt nun natürlich auf die Idee des Alleinhandels, die wir auch nicht ſchlechterdings verwerfen mögen; denn falls dieß Monopol ſtatt fände, würde es nur die Nebenbuhler der Kompagnie in Europa kränken, keineswegs aber dem Handel der Engländer in ihren Beſitzungen ſchaden. Indeſſen muß dieſer nicht auf einſchränkenden Fuß, ſondern auf entgegengeſetzten geſchehen. Wenn man ſehen will, welche Mittel die Engländer dazu in Händen haben, erinnere man ſich an die Umſtände, die weiter oben angeführt worden, als welche ſchuld an der Zunahme des däniſchen Handels in Bengalen ſind, ſo wie auch an dem vergrößerten Kommerz der Portugiſen. Der Grund davon iſt, wie ſchon geſagt, der, daß die Dänen den Vortheil während des letztern Krieges beſaßen, in Sicherheit Schiffahrt treiben zu können, unterdeſſen daß die engliſchen, franzöſiſchen und holländiſchen Schiffe großen Gefahren ausgeſetzt waren; er lag auch noch darinne, daß die Dänen mit großer Leichtigkeit ſich Kredit in Indien ausmachten, ſelbſt dann, wenn ſie mit den Unterthanen Großbrittanniens handelten.

Die erſte von dieſen Urſachen hörte mit dem Kriege auf; die zweyte beſtehet jetzt noch fort. Die däniſchen und portugiſiſchen Schiffe, welche in den letzten Jahren aus Oſtindien gekommen, ſind meiſtentheils von Privatarmatören ausgerüſtet geweſen. Es gehören zu ſolchen Unternehmungen in Europa weder gar große Kapitalien noch auch ein ſtarker Kredit, denn die Kargåſonen, welche für auswärts beſtimmt ſind, beſtehen bekanntlich nur in Proviſionen, und in voluminöſen Artikeln, die nicht ins Geld laufen. Sobald ſie nur in

Bengalen ankommen, ſind ſie leicht im Stande ſich Geld und Kredit genug zu ſchaffen, daß ſie eine Inveſtitur, wäre es auch für ſehr hohen Preis, erwerben können, denn man kann ſich die Begierde nicht vorſtellen, mit welcher hier viele Privatleute darauf lauern, ihr Geld und Guth mit ſolcher Gelegenheit nach Europa übermachen zu können. Die Kapitäne fertigen darüber Empfangſcheine und Wechſel aus, die auf lange Friſt lauten, und in Europa zahlbar ſind. Wenn ſie die Valuta in Händen haben, completiren ſie ihre Ladung, fahren ab, bringen die Kargåſon zu Hauſe, und verſilbern ſolche noch zeitig genug, daß mit dem Ertrage die Wechſel zur Verfallzeit bezahlt werden können. Das ganze Unternehmen wird auf ſolche Weiſe beynahe lediglich vermittelſt des Geldes oder des Kredits ausgeführt, den dieſe Leute in Bengalen finden. Aber der Gewinn von der Reiſe gehört ihnen zu eigen, und ihr Land nimmt dadurch an Schiffahrt und Reichthümern zu.

Fiele jener Vortheil weg, ſo würde ihre Konkurrenz ſich ſehr verringern, denn ſie müßten alsdann Gold und Silber mit nach Bengalen zum Einkauf bringen; es iſt bekannt, daß hier auf keinen andern Fuß ſich einkaufen läßt; denn der Verbrauch europäiſcher Artikel iſt da hauptſächlich auf die Bedürfniſſe der Europäer, die hier wohnen, eingeſchränkt, kann alſo nicht gar beträchtlich ſeyn.

Die engliſche oſtindiſche Kompagnie hat ihren Rath, der die bengaliſchen Angelegenheiten zu beſorgen hat, zu Calcutta, und zur Behauptung dieſer Beſitzung unterhält ſie im Lande ein ſtehendes Heer von 9800 Mann europäiſcher Truppen, und 54000 Sipayen, welche alle wohl beſoldet, wohl bewaffnet und gut geübt ſind, und von den Ufern des Ganges von ſeiner Mündung an bis an Benares ihre Poſtirungen haben.

Schan-

Schandernagor.

Iſt das einzige Handelskomtoir, welches die Franzoſen in Bengalen beſitzen. Der Hafen iſt vortreflich, und die Luft da ſo geſund, als irgend wo am Ganges. Die Engländer hatten ſich dieſes Orts im letztern Kriege bemächtiget, haben ihn aber zufolge des 13ten Artikels im Friedenstraktat von 1783 wieder an Frankreich zurückgegeben, freylich in dem ruinirten und verwüſteten Zuſtande, worein ſie ihn verſetzt hatten. Die Franzoſen ſind nun beſchäftiget, den Schaden wo es nöthig iſt, auszubeſſern, und die Lücken wieder zu ergänzen; ſie benutzen die Freyheit, welche ihnen durch den Friedensſchluß bewilliget worden iſt, den Platz mit einem Graben, aber doch nur zum Abfluß des Waſſers, umgeben zu dürfen. Man ſchmeichelt ſich, daß die dem franzöſiſchen oſtindiſchen Handel durch Aufhebung des Monopols gegebene Freyheit nicht wenig dazu beytragen werde, den Ort wieder in Flor zu bringen; ob dieß jetzt in Erfüllung gehen wird, muß die Zeit lehren. Indeſſen liegen dieſer Sache große Schwierigkeiten im Wege. Das Unternehmen kann nur unter den Augen der Engländer ausgeführt werden, die Oberherren des Landes ſind, und nicht ohne Scheelſucht jedes Beginnen Anderer mit ihnen konkurriren zu wollen, wahrnehmen, ſondern alles auf der Welt thun, ihr eigenes Kommerz zu vergrößern.

Die Produkte der Gegend um Schandernagor beſtehen in Seide, Baumwolle, gemeinem Zucker, langem Pfeffer, Wachs, Indigo, Reiß, Salpeter und Apothekerartikeln.

Die Manufakturen liefern ſeidene und baumwollene Gewebe vielerley Art. Man macht hier dreyßig und mehrere Sorten Muſſoline, von welchen die vornehmſten unter den Namen Percales, Tapſels, Caladaris,

daris, Phootes, Chilas, Coupis, u. ſ. w. bekannt ſind.

Die Einfuhrartikel ſind dieſelben, wie zu Pondichery.

Thibet.

Dieſes Königreich liegt Bengalen nördlich. Es liefert zum Handel vortreflichen Biſam und feine Rhabarber, welche die Handelsleute des Landes auf die Märkte zu Patna und Dacca zu Verkauf bringen, und da an die Engländer und Holländer im Tauſch gegen Leinen, baumwollene Gewebe, Eiſen und europäiſche wollene Tücher und Zeuge umſetzen.

Arakan und Azem.

Dieſe Länder, welche, wie man dafür hält, vorzeiten einen Theil von Bengalen ausgemacht haben, ſollten bekannter ſeyn, als ſie wirklich ſind, falls es ſeine Richtigkeit hat, daß wir ihnen die Erfindung des Schießpulvers zu verdanken haben, welche von Arakan nach Pegu, und aus Pegu nach China ſich ausgebreitet haben ſoll. Die Gold- Silber- Eiſen- und Bleyminen, welche in dieſen Ländern reichlich vorhanden ſind, müßten ſie ſehr in Ruf gebracht haben, wenn dieſe bearbeitet würden; dieß iſt aber hier der Fall nicht. Man gewinnt von dieſen Metallen kaum ſo viel, als zu den Bedürfniſſen der Einwohner erfodert wird; ſie ſind viel zu träge und induſtriearm, daß ſie ſich mit dem beſchwerlichen Grubenbau abgeben ſollten.

Die Portugiſen, die überall eingedrungen ſind, aber faſt nirgends eine bleibende Stätte gehabt haben, hatten ein ſehr ſchönes Handelskomtoir oberhalb der Stadt Arakan, wo ſie aber ſich nicht haben behaupten können.

können. Die Holländer, welche immer bereit waren, von dem Unglück und Mißgeſchick oder Verſehen jener Nutzen zu ziehen, nahmen ihren Platz ein; allein wegen der Bedrückungen, die ſie theils von den Eingebohrnen des Landes, theils von den Bengalis und übrigen Unterthanen des Großmoguls leiden mußten, beſchloſſen ſie im Jahr 1683, dieß Etabliſſement aufzugeben, welches ſonſt viele Vortheile verſprach.

Heutiges Tags geht alle Jahre von den Ufern des Ganges und aus Bengalen nach Azem eine Anzahl von einigen vierzig kleinen Schiffen ab, die bloß mit Salz beladen ſind, an welchem Artikel das Land hier ſchlechterdings Mangel hat. Dieſe Ladungen geben den Eigenthümern wohl zweyhundert Procent Gewinn. Man giebt ihnen an Bezahlungsſtatt ein wenig Gold und Silber, wie auch Elfenbein, Biſam, Adlerholz, Gummilack, und eine beſondere Art Seide. Dieſe wird von Bäumen gewonnen, auf denen die Seidenwürmer gebohren werden, ſich nähren, und die gewöhnlichen Verwandlungen mit ihnen vorgehen, ohne daß ſie der mindeſten Pflege bedürfen. Die Einwohner des Landes haben damit weiter keine Mühe, als daß ſie die Kokons zuſammen ſammeln. Was ihnen etwa entgeht, und was ſie überſehen, dient zur Fortpflanzung weiter hin. Die Zeuge, welche von dieſer Seide gewebt werden, haben einen außerordentlich ſchönen Glanz, ſind aber nicht von ſonderlicher Dauer.

Pegu und Ava.

Wie die Portugiſen ſich in dieſer Gegend feſtſetzten, waren hier zwey Königreiche. Die Abaſſys, welche in Europa unter dem Namen der Peguaner bekannt ſind, bewohnten das Reich Pegu, und die Barmans das Reich Ava. Beyde Nachbarn lebten nicht lange in gutem

gutem Einverſtändniß. Sie bekamen mit einander Streit, und der König von Ava kündigte dem von Pegu im Jahr 1685 den Krieg an, war darinne ſehr glücklich, und vereinigte beyde Reiche, die von nun an, nur noch ein einziges Reich ausmachen.

Im Jahr 1735 warfen die Peguaner das Joch wieder ab, ſchlugen den Tyrannen mit ſeiner ganzen Familie todt, und erwählten einen König nach ihrem Sinne, mit deſſen Begünſtigung die Engländer in mehreren Plätzen des Landes Faktoreyen anlegten.

Im Jahr 1751 erhielten die Franzoſen Erlaubniß eine Faktorey zu Siriam (dieß iſt der Name der Hauptſtadt) anzulegen, die ſie aber nachgehends wieder verlohren, ſo wie auch die Engländer die ihrige, als ſich hier ein gemeiner Landmann mit Namen Alompra auf den Thron geſchwungen hatte. Eben dieſer Beherrſcher bekam den Einfall, Siam erobern zu wollen, um mit dieſem neuen Volke ſeine Staaten, die durch die innerlichen Unruhen ſehr entvölkert worden waren, wieder zu bevölkern.

In dieſer Abſicht zog er mit einem anſehnlichen Heere nach Siam, und eroberte auf dem Wege die Plätze Tawaje, Tennaſſerin und Mergi. Er drang in kurzer Zeit bis an Siam vor, und würde es ohne Zweifel erobert haben, wenn ihm nicht die mit einer langwierigen Belagerung verbundenen Beſchwerniſſe eine tödtliche Krankheit zugezogen hätten, woran er im September 1760 verſtarb.

Einer ſeiner Söhne und Nachfolger fieng den Krieg mit Siam von neuem an, und eroberte dieß Land. Der König dieſes letztern wurde mit der ganzen Familie zu Gefangenen gemacht. Der Sieger verwieß ihn ins Elend, wo er noch bis dieſe Stunde lebt.

Nachdem der Eroberer einige Millionen gefangener Siamer in ſeine ältern Staaten verſetzt hatte,

unter=

unterjochte er die Kaſſajer und kündigte dem Kaiſer von Sina den Krieg an. In der erſten Schlacht, die beyde Parteyen lieferten, wurden die Sineſen in Unordnung gebracht, und 60,000 derſelben zu Gefangenen gemacht, welche der Sieger ſämmtlich in die Gegend um Ava verſetzte, wo ſie das Feld bauen müſſen.

Ungefähr um die nemliche Zeit, das iſt im Jahr 1769, ſuchte die franzöſiſche oſtindiſche Kompagnie bey dieſem Landesherrn um die Einwilligung an, ihren Handel in Pegu wieder auf den vorigen Fuß ſetzen zu dürfen. Es wurde ihr verſtattet, der König verſprach die Franzoſen in ihrem Handel ungeſtöhrt zu laſſen, und keine Abgaben von ihnen zu verlangen; auch räumte man ihnen den ſüdwärts von Rangon gelegenen Platz, welcher Mangthii hieß, ein, ſammt einer Strecke Landes dazu.

Die franzöſiſche Kompagnie erhielt hierdurch eine beträchtliche Beſitzung in dieſem Staate, mit dem Recht, da Magazine anzulegen, und die franzöſiſche Flagge aufzuſtecken. Sie war die einzige, der man in dieſem Lande die beſagte Freyheit zugeſtanden hatte; aber die Kompagnie wußte dieſe Vortheile nicht zu benutzen, und daher ſind die Franzoſen, welche nun nach dieſem Lande handeln, nicht mehr von den übrigen Nationen unterſchieden. Der König hält ſie gleich allen andern für ſeine Sklaven, ſobald ſie den Fuß in ſeine Staaten ſetzen.

Die Siamer blieben nicht lange Zeit Unterthanen der Barmanen. Die, welche ſich, um der Sklaverey zu entgehen, in die Wälder geflüchtet hatten, erwählten einen König, der von ſineſiſcher Abkunft war, rückten unter ſeiner Anführung ins Feld, und jagten die Peguaner ſammt den Barmanen aus Siam. Der König von Ava wollte ſie zum zweyten Mal unterjochen, und verſammelte in dieſer Abſicht 1775 ein zahlreiches Heer,

das aus Peguanern und Bramanen beſtand. Die erſtern, welche ſtärker an der Zahl waren, empörten ſich, hieben den größten Theil der Bramanen in Stücke, und rückten hernach gegen Rangon an. Weil es ihnen aber an geſchickten Anführern fehlte, lief das Unternehmen fruchtlos ab, und es erfolgte keine Revolution. Die Ruhe in Pegu wurde wieder hergeſtellt, und es blieb bey der vorigen Verfaſſung.

Die Handlung nach Pegu iſt gegenwärtig nicht mehr ſo vortheilhaft, wie ehedem. Einigen Gewinnſt davon zu haben, müſſen die dahin handlenden Schiffe erſt nach Achem gehen, wohin ſie Flinten, Schießpulver, kleine Kanonen, grobe Leinwand, Golddrath, Treſſen und Galonen, und Tücher führen, und dafür Benzoin, Kampher und Gold eintauſchen. Da der Landesherr hier allein handelt, ſo iſt man gezwungen an ſeine Agenten zu verkaufen, und von ihnen wieder zu ſelbſt beliebigen Preiſen die Waaren des Landes anzunehmen.

Die Schiffe, welche nach Pegu gehen, nehmen zu Achem einen Theil ihrer Ladung an Arekanüſſen ein; dieſe müſſen aber anders zubereitet werden, als die Sorte, die nach der Coromandelſchen Küſte beſtimmt iſt, und die Fahrzeuge müſſen ſich deshalb Monatelang aufhalten. Die übrige Ladung beſteht aus Kokosnüſſen, die an den Nikobariſchen Inſeln eingeladen werden.

Das Teckholz, welches in dieſem Lande wächſt, iſt zum Bauen, und zur Verfertigung ſchöner Geräthſchaften ganz vortreflich. Es hält ſich im Waſſer ohne ſchlechter zu werden, außerordentlich lange Zeit, ſo, daß die meiſten Schiffe, die man in Pegu vom Stapel läßt, hundert Jahr und darüber zur See brauchbar ſind. Ueberhaupt enthält dieſes Land vielerley natürlichen Reichthum in ſich. Man findet darinne Gold- Silber- Kupfer- und Zinnminen, aber ſie werden nicht benutzt.

Das

Das Eiſen, welches weicher iſt, als das unſrige, findet man da gediegen in Maſſen von 15 bis 20 Pfund im Gewicht, und ſchon tauglich zum Verarbeiten. Rubine und andere edle Steine z. E. Saphire, Amethiſte und dergleichen ſind hier ſehr gemein; man darf aber die Rubine nur verſtohlenerweiſe ausführen. Schwefel und Theer ſind hier gemein und wohlfeil. Der Boden iſt fruchtbar, wird aber nur mit Reiß bebauet. Die übrigen Produkte des Landes beſtehen in Indigo, Kaſchu, Elfenbein, Erdpech und einigen andern. Der vortheilhafteſte Handel würde hier mit Salpeter ſeyn, welcher Artikel in Pegu eben ſo gemein iſt, als in Bengalen; aber er iſt ſtreng verboten.

Malacca.

Das Land, von welchem Malacca die Hauptſtadt, beſteht aus einer ſehr ſchmalen Erdzunge, die eine Länge von etwa hundert Meilen hat, und ans feſte Land bloß auf der Nordſeite, wo es mit Siam gränzt, anhängt. Alles übrige liegt am Meere, durch das es von der Inſel Sumatra durch einen großen Kanal geſchieden wird, dem man den Namen der Malackiſchen Meerenge gegeben hat. Dieſe Halbinſel iſt vielleicht das herrlichſte und fruchtbarſte Land auf dem Erdboden, wird aber von einem Volke bewohnt, welches für das wildeſte und unbändigſte, zugleich aber auch fürs herzhafteſte in ganz Oſtindien gehalten wird. Es hat daſſelbe ein unermeßliches Inſelmeer erobert, welches im ganzen Orient unter dem Namen der Malayeneilande bekannt iſt; und die Malacker haben in ihren zahlreichen Kolonien, ihre eigene Geſetze, ihre Sitten und Gebräuche eingeführt; und was noch mehr Wunder nehmen muß, ein ſo wildes und barbariſches Volk, als ſie ſind, hat doch die ſanfteſte Sprache und Mundart unter allen in Oſtindien, und ganz Aſien.

Ehe die Europäer dieſes ſchöne Land verheert hatten, war der Hafen zu Malacca durch ſeine bewunderns⸗würdige Lage zu einem der blühendſten Marktplätze in Aſien geworden. Man ſah da eine ungeheure Menge Schiffe, nicht nur aus Japan, China, von den Moluckiſchen Inſeln und den benachbarten Eilanden, ſondern auch aus Bengalen, dem ganzen Hindoſtan und ſelbſt aus dem perſiſchen Meerbuſen anlangen. Dieſer große Zuſammenfluß von Schiffahrern zog einen unermeßlich großen Handelsverkehr nach Malacca. Wie die Portugiſen in Aſien angekommen waren, ſo machten ſie anfänglich nur Miene, als ob ſie an dieſem Kommerze Antheil nehmen wollten, und traten zu Malacca als bloße Handelsleute auf; allein das Gerüchte war ihnen ſchon vorhergegangen, daß ſie allenthalben Räubereyen und Gewaltthätigkeiten verübt hatten. Die Malayen wurden dadurch angetrieben, die neuen Gäſte ſich vom Halſe zu ſchaffen; ſie fielen über ſie unverſehens her, und ließen ſie alle über die Klinge ſpringen. Die Wenigen, die ihrer Wuth entgehen konnten, flüchteten nach Goa, und kündigten da ihre Niederlage an. Es dauerte nicht lange, ſo übten die Portugiſen volle Rache aus. Albuquerque bemächtigte ſich, nachdem verſchiedene zwar blutige aber doch nichts entſcheidende Treffen vorgefallen waren, im Jahr 1511 der Stadt und des Hafens Malacca. Jene wurde geplündert und verwüſtet: ihre unſäglichen Schätze und reichen Waarenmagazine wurden ein Raub der Ueberwinder; die Bewohner wurden an den Küſten zerſtreut, oder ließen ſich auf den benachbarten Inſeln nieder; die Portugiſen aber führten, dieſe Eroberung zu ſichern, eine Citadelle auf. Der Schrecken, den dieſes Feſtungswerk unter den Leuten verurſachte, die Bedrückungen, welche hier alle Fremde von den Portugiſen auszuſtehen hatten, wenn ſie hier anlandeten, machten, daß der Hafen zu Malacca gar

bald öde an Schiffen ward. Die Portugiſen blieben hier lange Zeit in dürftigen Umſtänden, bis ſie endlich durch die Holländer im Jahr 1641 daraus vertrieben wurden. Allein die Abſicht der neuen Beherrſcher iſt nun keineswegs dieſe geweſen, daß ſie den Handel zu Malacca wieder in ſeinen vormaligen Flor bringen wollten: im Gegentheil haben ſie ihn vollends zu Grunde gerichtet, damit ſie den zu Batavia vergrößern konnten. Sie würden ſogar Malacca ſehr gerne verlaſſen, weil es ihnen merklich zur Laſt iſt, wenn dieſer wichtige Poſten nicht deshalb nothwendig wäre, daß ſie dadurch Herren von den Paſſagen ſind, welche die Einfahrt ins große oſtindiſche Inſelmeer eröffnen, und nach den Molukken führen, welche bekanntlich der Hauptgegenſtand aller ihrer Sorgfalt und Aufmerkſamkeit ſind.

Siam.

Wir haben bereits unter Pondichery und Pegu, dieſes Landes erwähnt, und man hat daraus erſehen können, wie vortheilhaft es für das Kommerz gelegen, und welche Unglücksfälle da den Franzoſen im Jahr 1688 begegnet ſeyen. Die Holländer, die ihre Stelle einnahmen, trieben anfänglich einen ziemlich vortheilhaften Handel, doch konnten ſie die Erlaubniß nicht bekommen, da ein Fort aufführen zu dürfen: man hat ihnen nur die zugeſtanden, daß ſie den Menanfluß hinauf, bis an die Hauptſtadt des Königreichs fahren, woſelbſt ſie einen Agenten halten, der ihre Geſchäfte zu beſorgen hat. Alle übrigen europäiſchen Fahrzeuge ſind genöthiget an der Mündung vom Fluſſe zu bleiben, deſſen Einfahrt durch die Feſtung Bankok vertheidiget wird.

Der König von Siam ſtellt den einzigen Handelsmann in ſeinem Staate vor; er verkauft ohne Unterſchied allen Nationen die ſich dazu einfinden, die Waaren

aus ſeinen Magazinen, wenn ſie ihm nur die geſoderten Preiſe dafür geben wollen. Die Holländer werden in dieſem Stück nicht günſtiger als die andern behandelt; daher auch ihr Handel nach Siam ſehr in Verfall gerathen iſt. Sie ſchicken jetzt nur alle Jahre ein Schiff dahin, welches mit javaniſchen Pferden, Zucker, Gewürzwaaren, und leinenen und baumwollenen Geweben befrachtet iſt. Sie empfangen im Tauſch dafür Zinn zu 19¼ Thaler den Centner, welchen Artikel ſie bey den Auktionen in Europa zu höchſtens 33 Gulden Bankgeld wieder verkaufen; Gummilack den Centner zu 14⅓ Thaler, eine Menge Sappanholz, einige Elephantenzähne, das Pfund zu 22 Gr. bis einen Thaler, und von Zeit zu Zeit etwas Goldſtaub. Sie würden ſchon lange Siam verlaſſen haben, da hier die Unkoſten den Gewinn überſteigen, wenn ſie nicht des Sappanholzes halber aushielten, welcher Artikel ihnen zum Beladen und Stauen der Schiffe nothwendig iſt, und den ſie hier für einen niedrigen Preis, nehmlich für 1 Thaler 8 bis 10 Groſchen einkaufen, und bey den Auktionen in Europa zu 16 bis 17 Gulden wieder anbringen.

Wenn wir ſagen, daß der König von Siam allein den Handelsmann in ſeinem Staate macht, ſo muß man dieß nur in Anſehung der Waaren verſtehen, die hier den meiſten Gewinn abwerfen, worunter inſonderheit leinene und baumwollene Gewebe, Zinn, Calin ein gemiſchtes Metall, Elfenbein, Bley, Salpeter, Rothholz oder Sappanholz, Gummilack, Arekanüſſe, Thierhäute, Schwefel, Schießpulver und Gewehre begriffen werden. Der Vertrieb aller dieſer Waaren ſowohl im Innern des Königreichs, als aus dieſem nach der Fremde, ſteht allein dem Landesherrn zu, und ſeine Magazine ſind immer damit reichlich angefüllt. Was die übrigen Gegenſtände des Handels anbetrift, wie z. E. Reiß, Salz, Zucker, grauen Ambra, Gummigutt, Firnißwaaren,

waaren, Caſſia lignea, und mehrere ſolche Artikel, ſo ſteht das Kommerz mit denſelben allen Siamern frey.

Tunking und Koſchinſchina.

Obgleich Tunking vor Zeiten ein Stück von China ausgemacht hat, und das Volk, das dieſes Land jetzt bewohnt, aus China ſtammt, ſo hat es doch weder die Sitten, noch den Gewerbfleiß und die Thätigkeit, durch die ſich die Chineſen ſo auszeichnen. Der Tunkinger der durch den Deſpotiſmus danieder gedrückt wird, iſt träge zur Arbeit; aber von Natur unruhig und zur Empörung geneigt; er hegt ein ſo ſtarkes Mistrauen gegen alle Fremden, daß die europäiſchen Nationen noch niemals Handelsverbindungen mit dieſem Lande hier haben eingehen können. Doch mag dabey nicht viel verlohren seyn. Tunking beſitzt nur wenig beträchtliche Gegenſtände des Handels: man könnte da weiter nichts ausführen, als Kupfer und gemeine Seide, die man mit baarem Gelde bezahlen müßte, und doch anderswo leichter und für wohlfeilern Preis haben kann.

Koſchinſchina hingegen iſt ſchon viel reicher. Dieß liegt unter einem ſchönen Himmelsſtrich, und beſitzt die koſtbarſten Naturgüther auf der Welt: man findet da eine unermeßliche Menge Zucker für ſehr niedrigen Preiß, Seide von guter Beſchaffenheit, niedliche Atlaſſe, Pitt- oder Aloestauwerk, ſchwarzen Thee, der zum Verbrauch des gemeinen Mannes dient, und ſo vortreflichen Zimmet, daß er drey bis viermal ſo hoch im Preiſe bezahlt wird, als der von der Inſel Ceylon; nur Schade, daß er in keiner großen Menge zu Markte gebracht wird; ferner zeugt das Land ſehr guten Pfeffer und ſehr gutes Eiſen, welches ſo rein iſt, daß es, ſo wie es aus der Grube gewonnen wird, gleich verſchmiedet werden kann; ferner feines Gold, das 23 Karat hält, und dieß in

in reichlicherer Menge, als es in irgend einer Gegend des Orients gefunden wird; endlich auch Adlerholz, welches in ganz Aſien ſo geſucht wird, und in manchen Gegenden ſeines köſtlichen Geruchs wegen ſo hohen Preis gilt, daß z. E. die Chineſen es mit dem feinſten Golde aufwiegen, und das von geringerer Sorte zu 25 Thalern das Pfund verkauft wird. Auch findet man an den Küſten von Koſchinſchina die Schwalbenneſter, welche überall im Orient, vornehmlich in China ſo berühmt ſind, in welchem Lande man ſie ſo zuzurichten weiß, daß ſie eine herrliche Speiſe abgeben, welche die reichen Leute ſehr ſuchen, indem ſie dafür halten, daß ſie zur Wolluſt reitzt. So vielerley Reichthümer haben ohne Zweifel die Habſucht der europäiſchen Handelsleute mächtig rege gemacht; aber daſſelbe Mistrauen, das ihnen in Tunking Schwierigkeiten macht, liegt auch hier im Wege. Die Portugiſen, Holländer und Franzoſen haben es nach einander vergeblich verſucht, fortdaurende Handelsverbindungen mit dieſem Lande zu treffen. Die Engländer, welche ſchon mehr Zuverſicht zu ihren eigenen Kräften beſitzen, unternahmen es zu Ende des vorigen Jahrhunderts, in Koſchinſchina ein Komtoir anzulegen, und dieß zu beveſtigen, ohne daß die Regierung um ihre Einwilligung erſucht worden war. Allein das Werk war kaum zu Ende gebracht, als die Koſchinſchineſer es zerſtöhrten, und die Beſatzung die es vertheidigte, danieder machten. Seit dieſer Begebenheit iſt den europäiſchen Nationen alle Luſt vergangen, Niederlaſſungen in einem Lande anzulegen, wo man ſo wenig geneigt iſt, ihre Unternehmungen zu leiden.

China.

Alle Nationen würden in China auf gleich guten und freundſchaftlichen Fuß aufgenommen worden ſeyn, wenn

wenn alle da die Geſetze hätten ehren und ſich darnach verhalten wollen, welche die Beherrſcher dieſes Reichs für nothwendig gehalten haben, in ihrem weitſchichtigen Staate Glück und Ruhe zu ſichern. Der Chineſe will gerne den Ueberfluß der unermeßlichen Reichthümer, die die Fruchtbarkeit ſeines Bodens hergiebt, der Handlung zulaſſen; aber er will nur nicht, daß ihm dieſe mit Gewalt entriſſen werden. Da ſein Land gegen 8000 Meilen von Europa liegt, ſo hat er den Zorn oder die Rache derjenigen, die ſich dadurch für beleidiget anſehen, nicht zu fürchten; und wenn alſo ja die Europäer in China es ſich haben gelüſten laſſen, da die nehmlichen Räubereyen und Gewaltthätigkeiten auszuüben, die ſie gewöhnlich in den andern Ländern Indiens begehen, ſo ſind ſie dafür mit Strenge beſtraft worden, und man hat ſie mit Gewalt gezwungen, Ehrfurcht und Gehorſam gegen die Geſetze des Landes zu haben. Hat man ſie da bis jetzt geduldet, und noch nicht aus China verbannt und verwieſen, ſo müſſen ſie ſehr ſich fürchten, durch gehäufte Anläſſe zu Beſchwerden durch ihre Unbeſonnenheiten, und durch ihren unaufhörlichen Unfug, ſo wie durch ihre beleidigende Verachtung gegen alles, was nicht mit ihren eigenen Sitten und Gebräuchen übereinkommt, jene Verbanuung ſich zuzuziehen. Die Chineſen würden leicht die Waaren entbehren können, die wir Europäer ihnen zuführen; dagegen aber dürften wir nur ſehr ſchwer diejenigen miſſen können, die wir aus China herholen, denn es ſind durchaus Artikel, die durch den Luxus oder durch Gewohnheit und Eigenſinn uns zum dringenden Bedürfniß geworden. Könnten z. E. die Engländer, die Holländer und die Nationen im Norden von Europa den Thee wohl entbehren, den ihnen China liefert, ein Kraut laſſen, von dem ſie ihr tagtägliches Getränke zubereiten?

Die

Die Stàdt Canton und ihr Hafen, die beyde an der ſüdlichſten Spitze von China liegen, ſind die einzigen Oerter in dieſem weitſchichtigen Reich, wo es den Europàern erlaubt iſt anzulanden. Vormals durften die Schiffe den Tiger hinauffahren, und dicht vor den Mauren von Canton anlegen; aber nach und nach hat der Sand eine Barre an der Mündung dieſes Strohms angelegt: ſo daß die Schiffe heutzutage zu Houang-Pou drey Meilen von dem gedachten Platze vor Anker gehen müſſen, wo ſie eine ſehr gute Rheede finden.

Die Portugiſen ſind unter den europàiſchen Schiffahrern die erſten geweſen, die ſich in China gezeigt haben. Sie traten da anfänglich als ſehr friedliebende Leute auf, und ſchickten einen Abgeſandten zuvor. Mittlerweile, daß dieſer eine ſehr günſtige Aufnahme an dem Hofe zu Peking erhielt, und auf dem Punkte war, einen Traktat zu ſchließen, welcher ſeiner Nation alle Häfen des chineſiſchen Reichs öffnen ſollte, erſchien auf einmal an dieſen Küſten ein portugiſiſches Geſchwader, von welchem die Leute nach ihrer Gewohnheit, da alle Arten von Unfug und Räubereyen begingen. Simon Andreada, der ſie anführte, ließ ohne Erlaubniß des Landesherrn ein Fort auf der Inſel Taman aufführen, und foderte aus dieſem Poſten von allen Schiffen und Fahrzeugen Löſegeld, die aus den Häfen des Reichs ausließen, oder dahin gingen. Dieſer Unfug blieb nicht ungeahndet. Der darüber erzürnte Kaiſer ließ den Bothſchafter in ein hartes Gefängniß werfen, worinne er verſtarb; das portugiſiſche Geſchwader wurde vertrieben, das Fort eingenommen und geſchleift, auch die ganze portugiſiſche Nation aus China ausgeſchloſſen. Nach der Zeit erhielten die Portugiſen theils durch Entſchuldigungen, theils durch dringendes Bitten, die Freyheit wieder, dahin zurückkommen zu dürfen; jedoch mit der Bedingung, daß ſie auf der Inſel Sanciam bleiben,

und

und da ihren Handel betreiben ſollten. Nachdem in der Folge die Portugiſen dem Reich China einige Dienſte geleiſtet hatten, ließ man hier von dieſer Härte nach. Es wurde ihnen die kleine Inſel Macao bewilliget, auf welcher ſie die Stadt deſſelben Namens aufgebauet haben, und zwar an der Mündung des Cantonfluſſes, wobey ſie ſich verpflichten mußten, dem Reichszollamte alle feſtgeſetzten Einfuhrgebühren zu entrichten, und oben darein einen jährlichen Tribut von 9375 Thalern zu bezahlen. Sie ſind da in einer Art von Unabhängigkeit bis 1774 geblieben, zu welcher Zeit neuer Unfug den ſie verübten, den Kaiſer veranlaßte, den Platz ihnen wegzunehmen, und eine ſtarke Beſatzung hineinzulegen, auch in demſelben einen eigenen Magiſtrat anzuordnen, welcher die Portugiſen in der ſtrengſten Abhängigkeit halten muß. Schon geraume Zeit vorher, ehe ſie dieß Unglück hatten, war ihr Handel in größten Verfall gerathen; ſelbſt heutiges Tags wäre Macao ſo gut als nichts, wenn es nicht einen Theil des Jahrs hindurch den Faktoren der Europäer zum Auffenthalt diente, welche nach der Abreiſe der Schiffe ihrer Nation gehalten ſind Canton zu verlaſſen, wohin ſie nicht wieder zurück dürfen, falls nicht etwa ein Mann von Anſehn für ihre Sitten und ihr gutes Betragen ſich verbürgen will. Die Handlung der Portugiſen zu Macao ſchränkt ſich darauf ein, daß ſie jährlich nach Goa zwey oder drey ſchwache Kargäſonen abfertigen, welche von Waaren zuſammen gebracht ſind, welche die andern Handelsleute auf den Märkten zu Canton gar nicht begehren. Dieſer Handel beträgt nicht über 400,000 Thaler.

Die Holländer, welche nach China ſpäter als die Portugiſen gekommen ſind, verdienten durch ihr Betragen, noch ſtrenger als jene behandelt zu werden. Dieſe Republikaner waren, obgleich die Portugiſen alle möglichen Ränke ſpielten, ſie abweiſen zu laſſen, dennoch ſo

glücklich

glücklich geweſen, daß ihnen die Häfen in China offen ſtunden: ſie wollten ſich ein Fort bey Houang-Pou erbauen, wobey ſie ebenfalls die Abſicht hatten, den Chineſen ſowohl als den Fremden, die mit ihnen würden handeln wollen, Geſetze vorzuſchreiben. Die chineſiſche Regierung merkte ihre Abſichten, ſah ihnen genau auf die Finger, und ehe ſie ſichs verſahen, wurden ſie niedergemacht, man machte ihr Fort der Erde gleich, und die Nation getrauete ſich hernach lange Zeit nicht, ihre Flagge an den Küſten des Reichs ſehen zu laſſen; ſie kam erſt wieder im Jahr 1730 da zum Vorſchein. Es waren mittlerweile hintereinander die Engländer, die Franzoſen, die Dänen und endlich auch die Schweden nach China gekommen. Alle dieſe Nationen haben, weil ſich ihre Leute behutſam aufführten, keineswegs dieſelben Behandlungen erfahren, die ſich ihre Vorgänger, die Portugiſen und Holländer zugezogen hatten; allein das Mistrauen der chineſiſchen Regierung hat einmal ſo tiefe Wurzeln gefaßt, daß alle Nationen ohne Ausnahme hier ſo genau bewacht werden, daß keine den mindeſten Schritt thun kann, den man nicht ſogleich bemerkte, und ihm nachdrücklich vorbeugen würde. Bey allem dem Zwange, worinne hier die Ausländer gehalten werden, laſſen ſich die Europäer doch nicht abhalten, ihr Handelsverkehr mit China fortzuſetzen, weil ihnen dieſe Geſchäfte zu jeder Zeit großen Vortheil gebracht haben.

Die Waaren, welche dieſes Reich jährlich nach Europa ſchickt, beſtehen in roher Seide, in Taften, Atlaſſen, Damaſten und Tapeten aller Art, in Porzellän, Firnißſachen oder lackirten Waaren, in Rhabarber und andern Droguereyartikeln, in Papier, und vornehmlich in Thee, von welchem Artikel China alle Jahre im Durchſchnitt zwanzig Millionen Pfund an die Europäer abſetzt. Von dieſer ungeheuren Menge nehmen die Engländer allein gegen ſieben Millionen, die Holländer

fünfthalb Millionen, die Schweden dritthalb Millionen, die Dänen ebenſoviel, und die Franzoſen und Portugiſen jedwede von beyden Nationen gegen zwey Millionen Pfund ab. Nach ſichern Berichten ſind in einem Zeitraume von 10 Jahren, nemlich von 1772 bis 82, 209 europäiſche Schiffe zu Canton angekommen, von welchen 92 der engliſchen oſtindiſchen Kompagnie zugehörten. Alle zuſammen haben geladen gehabt 189,239,504 Pfund Thee.

Die Einkünfte, welche die Europäer jährlich in China machen, kann man am wahrſcheinlichſten nach denen anſchlagen, die 1766 geſchehen ſind, und zuſammen eine Summe von 6,683,583 Thaler nach ſächſiſchem Gelde betragen haben. Mehr als vier Fünftel davon betrug der Thee. Der Betrag wurde theils mit ſpaniſchen Piaſtern, theils mit Waaren bezahlt.

Schweden lieferte in Silber	483,792 Thaler.
an Zinn, Bley und andern Waaren	106,875 —
	590,667 Thaler.
Dännemark, in Silber	540,407 Thaler.
an Eiſen, Bley und Flintenſteinen	57,750 —
	598,157 Thaler.
Frankreich, in Silber	1,000,000 Thaler.
an Zeugen und Tüchern	100,000 —
	1,100,000 Thaler.
Holland, in Silber	683,850 Thaler.
an wollenen Waaren	11,150 —
	695,000 Thaler.
Außerdem liefern die Holländer an Produkten aus ihren Kolonien für	500,000 Thaler.

England,

England, in Silber	1,360,891	Thaler.
an wollenen Waaren	500,118	—
an oſtindiſchen Waaren	843,750	—
	2,704,759	Thaler.
Die Portugiſen und die Spanier von Manilla liefern zuſammen an Silber	500,000	Thaler.
Zuſammen, für	6,683,583	Thaler.
Nach dem gedachten Anſchlage betrug das Silber, welches Europa im Jahr 1766 nach China ſchickte,	4,568,940	Thaler.
Und die Waaren	2,114,643	—

Der Chineſiſche Handel, welchen Rußland vermittelſt der Karavanen zu Lande nach China trieb, hat 1781 wegen Streitigkeiten zwiſchen den beyden Nationen aufgehört, iſt aber ſeit einigen Jahren wieder in Gang gebracht worden. Er geſchiehet über Kjachta und Zuruchaitu, welches Plätze an der Gränze von China ſind. Hier hat man große Magazine angelegt, wo die Waaren, welche beyde Nationen vertauſchen wollen, niedergelegt werden. Die Chineſer bringen hieher Seide und ſeidene Zeuge, grünen feinen, ſogenannten Karavanenthee welcher viel feiner iſt, als den ſie uns über See zuſchicken und einige andere Artikel. Die Ruſſen geben dafür meiſt Pelzwerk zurück. Man ſchätzt den Betrag dieſes wechſelſeitigen Verkehrs auf jährlich $1\frac{1}{2}$ Millionen Thaler.

Formoſa.

Dieſe Inſel liegt dreyßig Meilen von den öſtlichen Küſten des chineſiſchen Reichs. Nach den Berichten ver-

verſchiedener Reiſebeſchreiber gleicht nichts der Fruchtbarkeit und Annehmlichkeit dieſer Gegend. Die Holländer ſind durch dieſe Vortheile und noch mehr durch die herrliche Lage gereizt worden, hier ein Etabliſſement zu errichten. Es gab eine Zeit, wo ſich dieſes zu einem Wohlſtande erhob, der ganz Aſien in Verwunderung ſetzte. Als die Tataren China erobert hatten, flüchteten über hunderttauſend Chineſen, die ſich den Ueberwindern nicht unterwerfen wollten, nach Formoſa, wo ſie ihre Thätigkeit und ihren Gewerbfleiß mitbrachten. Bald darauf ward dieſe Inſel der Mittelpunkt von den Handelsgeſchäften, welche Java, Siam, die philippiniſchen Inſeln, China und mehrere Länder mit einander trieben, und es richtete ſich hier einer der ſtärkſten Märkte in ganz Oſtindien ein. Die Holländer verſprachen ſich davon den größten Erfolg, als ſie auf einmal plötzlich von den Chineſen angegriffen wurden, die im Jahr 1662 die Inſel eroberten, das Etabliſſement zu Grunde richteten, und alle Holländer vertrieben. Dieſe hier haben es mehrmalen vergeblich verſucht, das Etabliſſement wieder zu bekommen; aber ſeitdem Formoſa unter die Bothmäßigkeit von China gelangt iſt, hat es weder den Holländern noch auch irgend einer andern Nation gelingen wollen, ſich da niederzulaſſen. Im Jahr 1782 iſt Formoſa faſt gänzlich von der See überſchwemmt worden.

Japan.

Niemand hatte noch nichts von einem Japan gehört, als es ſich zutrug, daß einige Portugiſen durch Schiffbruch an die Küſten der japaniſchen Inſeln verſchlagen wurden. Dieſe waren nicht wenig verwundert, als ſie da eine unſägliche Menge Volks, und polizirte Leute, ein Land voller volkreichen Städte und nahrhaften

Oerter

Oerter fanden, wo alle Schätze Aſiens hingebracht wurden. Wie ſie nun nach Macao und Malaca zurückgekommen waren, ſetzten ſie dem was ſie geſehen hatten, noch mehr hinzu, und machten dadurch ihre Landsleute noch begieriger. Bald hernach gingen aus dieſen Häfen zahlreiche Geſchwader ab, deren Schiffe mit Soldaten, Kaufleuten und Mißionarien voll gepfropft waren, die alle nichts geringers hofften, als eine ſchleunige und glänzende Eroberung. Im Anfang ging auch alles gut, und der Erfolg war noch über ihre Erwartung. Die portugiſiſchen Handelsleute gewannen außerordentlich; die Soldaten führten ohne Widerſtand überall Schanzen und Feſten auf, wo es ihnen nur beliebte; die Miſſionaire machten unter einem Volke, das begierig die neuen Sachen aufnahm, viele Proſeliten, baueten eine große Anzahl Kirchen und Bethhäuſer auf, und zogen einige von den japaniſchen Fürſten zu ihrer Partey. Die Jeſuiten, welche dieſe Mißion ausführten, begingen aber die Unbeſonnenheit, daß ſie nach Rom eine Art feyerlicher Geſandtſchaft abgehen ließen, welche aus den Vornehmſten ihrer Neubekehrten beſtund, und dieſe Geſandtſchaft ſollte dem Pabſt die Bekehrung des ganzen Landes, und deſſen Unterwürfigkeit unter den Gehorſam des römiſchen Statthalters verſprechen. Der damalige Pabſt, Gregor XIII. hoffte, daß jetzt der römiſche Stuhl das wieder in Japan gewinnen könne, was er in Deutſchland verlohr, und empfing die Geſandten aufs freundlichſte: er überhäufte ſie mit Geſchenken und mit Ablaß- und Segensertheilungen, und gab den Jeſuiten, die die Legations- oder Ambaſſadeſekretäre machten, die gehörigen Inſtruktionen, wie und auf was für Art die neue Eroberung geſchickt vollendet werden ſollte: ſie reiſeten hernach ab, kamen glücklich wieder in Japan an, fanden aber da alles ſehr verändert. Man hatte dem Kaiſer unterdeſſen alle Umſtände die ſich auf dieſe wider

ſein

ſein Wiſſen und ſeinen Willen unternommene Sendung bezogen, hinterbracht, und man kann ſich leicht vorſtellen, wie hoch erzürnt er darüber ſeyn mußte. Seine eigenen Unterthanen hatten ſich unterfangen eine Geſandſchaft an eine fremde Macht abzuſchicken, und mit dieſer ſich in Unterhandlungen einzulaſſen, das war höchſt ſträflich. Ueberdem hatten ihm die vielen Schanzen und Feſten, die die fremden Ankömmlinge in ſeinen Staaten errichteten, große Beſorgniß gemacht, ſo wie auch die ſchnellen Fortſchritte, welche eine neue Religion in dem Lande machte; eine Religion, deren Prieſter ſeine Unterthanen lehrte, der Macht des Landesherrn troß zu bieten; deren Prieſter ſich berechtiget glaubten, Heere auf die Beine zu bringen, um ihre gottesdienſtlichen Gebräuche zu ſchützen, und ihre Anhänger bey der Unabhängigkeit zu erhalten. Kurz, der ergrimmte Monarch gab die ſchärfſten Befehle, daß durch alle Mittel und Wege dieſen Unternehmungen gegen die Regierung und Religion des Staats Einhalt geſchehen ſollte. Sogleich überſchwemmten ſeine Truppen und Schergen ganz Japan, und machten in kurzer Zeit alle Portugiſen, Miſſionaire und Neubekehrte nieder; ſie hörten auch nicht eher auf, als bis keiner von dieſen ſich mehr regte. Damit auch diejenigen, die dieſem Blutbade entgangen ſeyn konnten, keine Hoffnung zur Rückkehr haben durften, ließ der Landesherr im Jahr 1638 das berufene Edikt durch ſeine ganzen Staaten ergehen, kraft deſſen alle Häfen des Reichs den Europäern verſchloſſen, und ihnen bey Lebensſtrafe verbothen ſeyn ſollte, da einzulaufen. Eben ſo ſollte es auch den Japanern bey Todesſtrafe unterſagt ſeyn, aus dem Lande zu gehen. Die Portugiſen, welche damals zu Malaca und Macao ſich niedergelaſſen hatten, ſchickten Abgeſandte an den Kaiſer, und ließen durch dieſe anhalten, daß der Befehl wieder zurückgenommen werden möchte.

 Wie

Wie dieſe vorgeſtellt worden waren, fuhr ſie der ergrimmte Kaiſer gar gewaltig an, und erklärte ihnen rund heraus, daß an eine Abänderung ſeines Befehls nicht zu denken ſey, daß ſie hinfolglich, weil ſie durch ihren abermaligen Eintritt ins Land die darauf geſetzte Strafe verwirkt hätten, ohne Umſtände die Köpfe verliehren ſollten. Das Urtheil wurde auch ſogleich an ihnen vollzogen, und man ließ nur einen am Leben, damit dieſer ſeinen Landsleuten Nachricht überbringen konnte, auf welche Weiſe ihre Vorſtellungen in Japan aufgenommen worden waren. Seit dieſer Zeit hat ſich hier kein Menſch mehr mit einem ſolchen Auftrage befaſſen wollen.

Unter allen europäiſchen Nationen iſt die holländiſche die einzige geweſen, die man von der gedachten Verweiſung ausgenommen hat. Das geſchah aus Dankbarkeit für die Dienſte, welche ſie dem Landesherrn geleiſtet hatten, da ſie ihm Volk und Waffen liehen, die Portugiſen und das Chriſtenthum im Lande auszurotten. Sie genoſſen einige Jahre über ihres Sieges, und blieben allein Herren von dem ganzen japaniſchen Handel; man kann leicht denken, daß ſie davon große Vortheile hatten: aber ihr übermüthiges Betragen und ihre vielen Anmaaßungen erweckten zuletzt auch Verdacht bey der Regierung, welche dann für gut hielt, den Republikanern ihre Vorzüge zu nehmen. Sie dürfen jetzt nur zwey Schiffe jährlich nach Japan ſchicken, die mit Ende des Junius von Batavia abſegeln, und zu Ende des Jahrs wieder zu Hauſe eintreffen. Ihre Kargäſon iſt auf 375,000 Thaler feſtgeſetzt. Die vornehmſten Handelsartikel ſind nach Herrn Thunberg japaniſches Kupfer und roher Kampfer; hingegen die übrigen Exporten, z. E. lackirte Waaren, Porzellän, ſeidene Zeuge, Japoakleider, Reiß, Saki oder Soja machen nur einen unbeträchtlichen Theil derſelben aus, und ſind bloß Handels-

delsgegenſtände der Privatleute. Das Kupfer, welches feiner und goldhaltiger als ſonſt, iſt, wird hier in Stangen, die eine viertel Elle lang, einen Finger dick, auf der einen Seite platt, und auf der andern rund ſind, dabey eine ſchöne glänzende Farbe haben, gegoſſen. Die Stangen legt man in hölzerne Schachteln oder Kiſten, die bis 120 Pfund im Gewicht halten, und eine Schiffsladung beſtehet aus 6 bis 7000 ſolcher Kiſten.

Die Waaren, welche die holländiſche Kompagnie nach Japan ſendet, ſind vornehmlich Puderzucker, Elfenbein, Sapanholz, Zinn und Bley in großer Menge, etwas Stangeneiſen, verſchiedene Arten feiner Zitze und anderer baumwollenen Gewebe, holländiſche oder leydenſche Tücher, Raſche, Gewürze, Schildpatt, China- und Coſtuswurzeln. Was Privatleute, Schiffsoffiziere und Kompagniebeamte nach Japan bringen, beſteht in Safran, Theriak, Lakritzſaft, Brillen und Augengläſern, Taſchenuhren und einigen andern Artikeln.

Es iſt auch ausgemacht worden, daß die holländiſchen Schiffe nur zu Nagaſacki anlegen dürfen, da bey der Ankunft abtackeln und deſarmiren, die Ladungen aber in die dazu beſtimmten Magazine eingelegt werden müſſen, wo ſie durch die vom Kaiſer dazu ernannten Kommiſſarien verkauft werden. Die Mannſchaft geht vom Bord mittlerweile ans Land, und wird in dazu errichtete Logen nahe am Hafen einquartirt, wo ſie bleiben und nicht nach der Stadt kommen darf; bey Ablauf eines jeden Jahres ſind die Holländer gehalten, eine Geſandſchaft an den Kaiſer abzuſenden, durch welche die Traktaten erneuert werden, und die Leute im Namen ihrer Principalen angeloben müſſen, ſich denſelben gemäß zu betragen.

Seit mehr als hundert und funfzig Jahren ſchon unterwerfen ſich die Holländer dieſen erniedrigenden Bedingungen, der Vortheil, den ſie davon haben, ſoll noch

daʒu ſehr unbedeutend ſeyn, indem er jetzt ſelten über 18000 Thaler jährlich abwirft.

Philippiniſche Inſeln.

Die Philippiniſchen oder Maniliſchen Inſeln bilden den anſehnlichſten Archipelagus in den Indiſchen Meeren; denn dieſer erſtreckt ſich vom 7ten bis zum 19ten Gr. N. Br. und zwiſchen dem 115 bis 125ſten Gr. Oeſtlicher Länge auf 190 Meilen. Einige geben die Anzahl der Inſeln dieſes Namens auf mehrere hundert an, ihre wirkliche Menge iſt aber noch nicht genau beſtimmt. Die Spanier zählen 20 große Inſeln. Von dieſen ſind Luçon, Paragua, Samar, Leyte, Mindoro, Panay, nebſt den Inſeln der Schwarzen Zebu und Bajol, die größten nördlich, und Magindanao ſüdlich, wiewohl ſie dieſer letztern nur einen Theil der nördlichen, weſtlichen und nordoſtlichen Küſte in Beſitz haben, und ſie nicht zu den eigentlichen Philippinen rechnen. Alle zuſammen beſtehen in einem unordentlich aufgethürmten Haufen hoher Gebirge, und enthalten eine Volksmenge von 1,350,000 Indiern zum Theil Chineſen, welche von etwa 3000 Spaniern und 9000 Meſtizen in Zaum gehalten wird. Denn die Inſeln ſind bey weitem nicht durchgängig beſetzt, weil den Wilden in den Gebirgen nicht beyzukommen iſt.

Eine faſt immerwährende Tag- und Nachtgleiche nebſt den Seewinden mäßigen die Hitze auf den Inſeln; dabey unterhält ein öfterer Regen einen faſt ewigen Frühling; daher hier die große Fruchtbarkeit, vorzüglich an Reiß, Mais, Weizen, Zuckerrohr, Ananas, Sago, Honig, Wachs, Tabak, Baumwolle, Ambra, Kokosnüſſen, Orlean oder Rocou, Indigo, Ingwer, Kakao, Zimmet, Pfeffer, Chinarinde, und vielen Arzneywaaren. Sie liefern außerdem Marmor, Eiſen, Kupfer,

Schwefel,

Schwefel, Salz, Drachenblut, den berühmten Hanfbaum, Sandelholz, Ebenholz, Rothholz und vielerley Färbehölzer. Das Meer giebt einen Ueberfluß an Fiſchen, Schildpatt und Perlmutter. Der Gewinn aus den Goldminen und der Goldwäſcherey beträgt jährlich gegen 200,000 Peſos.

Die Hauptſtadt Manila liegt zum Handel ſehr bequem, an einer faſt 30 Meilen langen Bay, unter 14½ Gr. N. Br. Aber der beſte Ankerplatz iſt drey Meilen von Manila ſüdöſtlich in dem Haſen von Cavite. Es könnte aus mehr als einer Urſache auf den Philippinen der blühendſte Handel ſeyn, da ſie zwiſchen den reichſten Ländern des Occidents und Orients liegen; allein es iſt hier weder Policey noch Emſigkeit, und ohne die Verbindung mit Mexiko hätte man ſonſt kaum ihren Namen gewußt. Zudem darf auch kein Schiff der europäiſchen Kompagnien dieſe Inſeln befahren.

Eigentlich beſteht der Handel der Philippinen in dem Verkehr mit China, und dem Handel der Gallionen mit Neuſpanien oder Mexiko. Weil aber die Indier ſchlechte Seefahrer ſind, ſo bedienen ſich die Engländer, Franzoſen und Armenier, auch die Holländer zu Batavia, ihrer Namen, und rüſten für fingirte Rechnung eines mohammedaniſchen oder mogoliſchen Kaufmanns, Schiffe nach Amerika aus, und durch dieſe wird die Acapulco-Gallione mit Indiſchen Waaren für Neuſpanien größtentheils verſorgt. Ein ſolches Handelsſchiff von 5 bis 600 Tonnen, die Manilagallione genannt, ſegelt jährlich einmal durch die Südſee nach Mexiko, und macht hier den ganzen Aktivhandel und die vornehmſte Erwerbquelle der Einwohner aus. Die gewöhnliche Ladung beſteht in Gewürzen, Gold, Indiſchen und Chineſiſchen Waaren, z. E. baumwollenen und ſeidenen Zeugen, ſeidenen Strümpfen und dergleichen. Hiermit ſegelt die Gallione im Julius von Manila ab,

und

und kömmt im Januar zu Acapulco an. Gegen dieſe Waaren zieht Manila Silber, Koſchenille, Wein, Europäiſche Modewaaren, und was es von ſpaniſchen Manufakturartikeln braucht, aus der neuen Welt. Die Ausfuhr nach Acapulco darf aber nicht über den Wehrt von 500,000 Peſos vermehrt werden, und dieſe auszuführende Waaren werden unter alle Bürger vertheilt. Zwar rechnet man, daß bey dieſem Handel 400 Procent gewonnen werden, allein der reine Vortheil fällt auf eine unbedeutende Summe herunter, da er nur auf ein Schiff eingeſchränkt iſt, und die vornehmſten Artikel, die man ausführt, von China, Bengalen und den Molukken erkauft werden müſſen. Die klügſten unter den ſpaniſchen Staatsleuten ſahen ein, daß die Einrichtung nichts taugte daß ein anſehnlicher Theil der mexikaniſchen Schätze über die Südſee verfahren wurde, ohne weder die Philippinen noch auch Neuſpanien zu bereichern; daher faßte man den Entſchluß, das Hauptland mit dem Orient vermittelſt der ſpaniſch-amerikaniſchen Kolonien in nähere Verbindung zu bringen. Es geſchahen hierzu verſchiedenemale Vorſchläge, die aber nicht durchgeſetzt werden konnten, weil Kriege und andere Umſtände dazwiſchen kamen. Erſt 1766 ging man aufs neue daran, ſtellte Verſuche zu einem geraden Handel von Spanien aus mit den Philippinen durch Regiſterſchiffe an, und die neue Fahrt das Vorgebirge der guten Hoffnung vorbey wurde mehrmalen gemacht.

Die Wichtigkeit der Philippiniſchen Inſeln für Spanien ſchien die Regierung erſt dann mehr zu bemerken, als der Abt Raynal in ſeiner Geſchichte der Niederlaſſungen ꝛc. den Spaniern die zweckmäßigere Methode zur Benutzung jener vorgezeichnet hatte, durch deren Befolgung Spanien ſelbſt einſt ein großes Uebergewicht im Oſtindiſchen Handel erhalten dürfte. Dem Urtheile dieſes einſichtsvollen Mannes zufolge bringt die Lage

der

der Philippinen ſchon mit ſich, daß man von hieraus den vortheilhafteſten Handel mit China, Koſchinſchina, Siam, Borneo, Macaſſar und den Molukkiſchen Inſeln unterhalten könnte. Sind ſie auch ſchon zu weit abgelegen, daß ſie zur Unterſtützung des nach Bengalen oder auf der Coromandelſchen Küſte zu treibenden Handels dienen könnten, ſo iſt doch dabey wieder die Sicherheit, daß ſie wegen dieſer Entfernung nicht ſo leicht in die Händel der Europäer verwickelt werden würden, die dieſer Handelszweig von jeher veranlaßt hat. Die Schiffe würden, wenn man einen unmittelbaren Handel von Spanien aus zu eröffnen vor hätte, aus Cadix auslaufen, vorher ſich da mit allen den Europäiſchen Waaren beladen, die ſie in Südamerika und in Oſtindien brauchen könnten. Sie müßten ihren Weg weſtwärts nehmen, und wenn ſie zu Buenos-Ayres einige Erfriſchungen eingenommen, und einen Theil ihrer Waaren vertauſcht hätten, alsdann ihren Weg weiter nach der Südſee fortſetzen, in Peru anlanden, und die amerikaniſchen Produkte, vornehmlich Silber und Koſchenille einhandeln, deren Abſatz in Oſtindien den größten Vortheil verſchaffen würde. Mit den Europäiſchen Waaren kämen ſie alſo durch die Südſee zu Manila an, und wenn nun von hier aus ein freyer Handel nach allen Theilen Aſiens getrieben würde: ſo könnten da die Spaniſchen Schiffe alle Arten der Oſtindiſchen Waaren und Produkten, z. E. Neſſeltücher, Gewürze u. ſ. w. einnehmen, und auf dem gewöhnlichen Wege um Afrika herum nach Europa zurückſegeln. Erwäget man hierbey den wichtigen Umſtand, daß bey dieſer Methode das Silber, als das vornehmſte Tauſchmittel im Oſtindiſchen Handel, den Spaniern, vermöge ihrer amerikaniſchen Minen lange nicht ſo hoch zu ſtehen kommt, als den übrigen Europäern, die ſolches erſt aus Europa nach Oſtindien bringen müſſen, und doch darauf noch gegen

20 Pro-

20 Procent gewinnen: ſo müßten ſchon dadurch die Spanier überwiegende Vortheile auf ihrer Seite haben, und es würde dann von ſelbſt folgen, daß ſie die benöthigten Gewürze, die Oſtindiſchen Zeuge, den Thee u. ſ. w. welche ſie den Britten, Holländern und Franzoſen ſo theuer bezahlen, aus der erſten Hand erhielten ꝛc. ꝛc.

Nachdem der leztere Krieg geendigt war, nahm die Regierung den Entwurf zu einem geraden Handel mit den Philippinen wieder zur Hand. Es kam im Jahr 1784 die Formirung einer Spaniſch-Oſtindiſchen Handlungsgeſellſchaft zu Stande. Der dazu erfoderliche Fond wurde unterzeichnet, und beſtand fürs erſte aus 120 Millionen Reales de Velhon; die in 32,000 Aktien, jedwede zu 250 Peſos vertheilt waren. Der König erhielt davon für zwanzig Millionen, die Nationalbank für zwölf Millionen, und die Kompagnien von Carracas, von der Havanna und die der Gremios die ausgemachten Antheile. Außerdem wurden auch noch einige Millionen für Privatleute geſchaffen. Für die Philippiniſchen Inſeln ſollten 3000 Aktien auf zwey Jahre aufbehalten werden. Das ausſchließende Privilegium der Kompagnie für den Aſiatiſchen Handel, den man mit dem Amerikaniſchen vereinigen will, lautet auf 25 Jahre. In dem leztgedachten Welttheile ſoll die Kompagnie nicht des mindeſten Privilegiums, wohl aber der unbeſtimmten Freyheit genießen, die jedem der Spaniſchen Unterthanen in Abſicht auf dieſen Handel zukommt.

Der Hafen zu Manila iſt frey, und für alle Aſiatiſche Nationen geöffnet. Die Einwohner der Philippinen können durch ganz Aſien handeln, indem das Privilegium der Kompagnie nur auf den Tranſport von Amerika nach Aſien, und von Aſien nach Europa eingeſchränkt iſt.

Was

Was die Abgaben anbetrift, ſo ſollen die von Spanien nach den Philippiniſchen Inſeln geführten Piaſter gänzlich davon befreyet ſeyn; diejenigen aber, welche aus den Häfen in der Südſee nach den Philippinen gebracht werden, ſollen dritthalb Procent bezahlen. Die Spaniſchen Effekten und Früchte aber, die nach dieſen Inſeln geführt, wie auch die, welche aus den Amerikaniſchen Häfen, wo die Schiffe anlegen, exportirt werden, ſind von allen Abgaben frey. Fremde Effekten und Früchte, die von Spanien nach den Philippiniſchen Inſeln geführt werden, ſollen zwey Procent bezahlen. Silber, Früchte und Spaniſche wie auch Amerikaniſche Nationalwaaren, die durch Spanien von Manila nach Aſien geführt werden, ſind ebenfalls frey; werden ſie aber durch Aſien ausgeführt, ſo ſollen davon 3 Procent Abgaben zu erlegen ſeyn. Fremde Effekten bezahlen zwey Procent von ihrem Wehrte, und die Gefälle bey der Einfuhr ſind für die Aſiatiſchen Waaren auf fünf Procent feſtgeſetzt.

Der Kompagnie ſind zum Bau ihrer Schiffe die nemlichen Privilegien, die die königliche Marine genießt, bewilliget. Ihre Schiffe dürfen die landesherrliche Flagge führen. Die Reiſen können um das Vorgebürge der guten Hoffnung geſchehen. Gerathener aber iſt es, wenn ſie das Cap Hoorn herumſegeln, und an den Häfen des Südmeers hinauffahren.

Das von Acapulco nach Manila gehende Schiff (die Gallione) kann dieſe Reiſe wie gewöhnlich noch ferner fortſetzen.

Die Retouren müſſen jedoch geraden Weges nach den Spaniſchen Häfen geſchehen, und die Schiffe dürfen vorher, unter welchem Vorwande es immer ſeyn mag, nicht nach Amerika gehen.

Die Kompagnie wird eine Anzahl Handwerksleute, und alle zum Feldbau nöthigen Werkzeuge und Geräthe nach

nach Manila ſenden. Und um den Acker- und Feldbau und die Induſtrie auf den Philippiniſchen Inſeln aufzumuntern, ſollen 4 Procent von dem jährlichen Gewinn abgenommen, und zu dieſem Zwecke angewandt werden. Da der privative Handel der Carracaskompagnie in Amerika ſeine Endſchaft erreicht hat, ſo ſollen ihre Fonds der neuen Oſtindiſchen Kompagnie einverleibt, und die Actionaire derſelben mit letzteren zu gleicher Abſicht und gleichen Vortheilen vereint werden ꝛc.

Der Fond der neuen Kompagnie iſt nachher auf acht Millionen Peſos eingeſchränkt worden, und der Zulauf der Unterzeichner hat veranlaßt, daß die Fremden von der Actientheilnahme ausgeſchloſſen worden ſind.

Molukkiſche Inſeln.

Dieſe Inſeln, welche den Holländern äußerſt wichtig ſind, liegen unter der heißen Zone an der Spitze von Aſien, und ziehen ſich von Oſten nach Süden zu. Sie ſcheinen das Werk des unterirdiſchen Feuers zu ſeyn: ihr Boden, der unaufhörlich durch die Hitze der Sonne und die Vulkane verbrannt wird, iſt durchaus dürre und unfruchtbar; er bringt bloß Kokos- und Sagobäume hervor, welche beyden Gewächſe allein die Speiſe und den Trank den Bewohnern dieſer Eilande geliefert haben, bis die Europäer da angekommen ſind. Aber dieſe ſonſt ſo unfruchtbaren Inſeln haben den Vortheil, daß ſie bis jetzt die einzigen auf der Erde ſind, die dem Handel die Muſkatnüſſe, Muſkatfolie und Gewürznägelein liefern, drey koſtbare Spécereyartikel, für welche die Aſiaten und Europäer durchgängig eingenommen ſind, ſo daß ſie ihrer zu ihren Speiſen und Getränken gar nicht entbehren können. Die Chineſen ſind die erſten geweſen, welche ſie auf einigen Reiſen, die ſie durch Zufall nach den Molukken brachten, kennen lernten. Dieſe Inſeln waren

ren lange Zeit für ſie der Mittelpunkt eines ſehr vortheilhaften Handels, bis er ihnen durch die Araber zur Zeit ihres Flors entriſſen wurde. Die letztern wurden wieder im Jahr 1511 durch die Portugiſen verdrängt, und dieſe endlich 1621 durch die Holländer. Die Republikaner haben weder Aufwand noch Liſt und Ränke geſpart, ihre Nebenbuhler von den Molukken zu entfernen, und allein Meiſter von dieſen wichtigen Inſeln zu bleiben, wie auch von dem Handel der Gewürze, die ſie hervorbringen.

Ternate und Tidor zwey von den gedachten Inſeln, ſind vormals ganz mit Nägelein und Muſkatnußbäumen beſetzt und bewachſen geweſen; aber die Holländer haben davon ſo viel zu Grunde gerichtet, als ſie nur immer vermögend geweſen ſind, und fahren noch jetzt unabläßig fort, die Pflanzen auszureißen, die wieder hervorſproſſen. Sie unterhalten da zur Ausführung ihrer zerſtöhrenden Abſicht eine Beſatzung von 700 Mann, die nebſt dem dazu beſtimmt iſt, Tidor und Ternate in der Abhängigkeit zu erhalten, und auf die Philippinen ein wachſames Auge zu haben, deren Nachbarſchaft ihnen immer einige Beſorgniß macht.

Die Muſkatnüſſe und Muſkatfolie wachſen jetzt bloß auf der Inſel Banda und einigen andern nahe dabey liegenden kleinern Eilanden, welche ſämmtlich der holländiſchen oſtindiſchen Kompagnie gehören. Die Muſkatnußbäume werden in zwey Hauptgattungen, nehmlich in männliche und weibliche, und beyde wieder in zahme und wilde unterſchieden und eingetheilt. Man hat ihrer mancherley Unterarten, worunter die ſogenannte Königsnuß am meiſten geſchäzt wird.

Man hält davon drey Sammlungen im Jahre, nehmlich im April, Auguſt und November. Die im Auguſt iſt die reichlichſte, doch hält man dafür, daß die Muſkatfolie in den andern Monaten fetter und dicker ſeyen.

ſeyen. Dieſe Inſeln ſind in lauter Plantagen oder Muſkatbaumgärten abgetheilt, die man Perken heißt. Die Pflanzer beſtehen aus Europäern.

Dieſe Pflanzungen ſind auf den Inſeln Neira, Lonthois, Poulo-Ay oder Way, und dieſe enthalten in allen 33 Pflanzungen, welche jährlich im Durchſchnitt 176,000 Pfund Folie und 704,000 Pfund Nüſſe geben. Das Verhältniß im Allgemeinen iſt mithin 1 Pf. Folie zu 4 Pf. Nüſſen. Der erſtere Artikel koſtet der Kompagnie auf der Stelle 27,227 Thaler 6 Stüver und der andere oder die Nüſſe 10,840 Thaler 47 Stüver.

Nachdem man die Nüſſe in Kalkwaſſer geweicht und die Muſkatfolie getrocknet hat, werden von den Muſkatblumen drey Sortirungen gemacht, nehmlich Klimmfolie, welche die iſt, die von den abgepflückten Nüſſen abgenommen wird. Raapfolie heißt man die von abgefallenen und vom Boden aufgeſammelten Nüſſen. Und endlich Gruis- oder Staubfolie, welche von halbreifen Nüſſen abgepflückt wird, und den Bruch oder Mulle. Für die letztere Sorte bezahlen die Holländer nur die Hälfte, ſo wie auch für gebrochene, angefreſſene, durchlöcherte und dumpfige Nüſſe.

Bey der Verſendung packt man die Nüſſe in Fäſſer von 400 bis 600 Pfund, die Folie aber in Körbe von Baumblättern, die 160 Pfund im Gewicht halten. Die Sorte Folie, die eingepackt iſt, erkennet man an den Handgriffen oder Henkeln der Körbe, denn die erſte oder feine Sorte iſt in Sockeln mit drey Handgriffen; die zweyte Sorte oder Raapfolie mit zweyen; und die dritte und ſchlechteſte, oder Gruisfolie nur mit einem Handgriff an den Sockeln.

Die Kompagnie bezahlt zufolge der Verträge die Gewürze auf folgenden Preisfuß:

Für 100 Pfund der beyden erſten und beſſern Sorten Folie $15\frac{3}{8}$ Rthlr. und für die letzte nicht mehr, als 7 Rthlr. 33 Stüver.

Es koſten demnach 200 Pfund erſter und zweyter Sorte	Rthlr. 30:	37:	8 Pf.
100 Pfund Staubfolie	— 7:	33:	—
	Rthlr. 38:	20:	8
Hievon wird der Zehend für die Kompagnie abgezogen, beträgt	— 3:	42:	—
Bleiben	Rthlr. 34:	28:	8

Das Pfund kömmt alſo den Holländern auf $5\frac{3}{4}$ Stüver zu ſtehen, welche die Kompagnie den Lieferern auf der Stelle bezahlt.

Die Kompagnie bezahlt dagegen für 10 Pfund Nüſſe nur ſo viel, als für 1 Pfund Folie, mithin für 1000 Pfund Nüſſe, es mögen nun fette, mittelmäßige oder magere ſeyn, 15 Rthlr. 18 Stüver, und für den Bruch und die ſchlechten 7 Rthlr. 33 Stüver.

Es koſten mithin 2000 Pfund fette, mittelmäßige und magere Nüſſe	30 Rthlr.	36 Stüv.
1000 Pfund ſchlechte	7 —	33 —
	38 Rthlr.	19 Stüv.
Hiervon abgezogen den Kompagniezehenden	3 Rthlr.	42 Stüv.
Bleiben	34 Rthlr.	27 Stüv.

Die Kompagnie bezahlt alſo den Plantagenbeſitzern und Lieferanten nicht mehr als $9\frac{1}{5}$ Pfennig für das Pfund Nüſſe.

So

So wie nun die holländiſche oſtindiſche Geſellſchaft die Kultur der Muſkatnußbäume auf die Bandaiſchen Inſeln eingeſchränkt hat, ſo iſt dieß ebenfalls der Fall mit den Gewürznägeleinbäumen, die bloß auf den Amboiniſchen Eilanden Amboina, Honimoa, Oma und Noeſſa-Lavet kultivirt werden. Alle Bäume dieſer Art, die außer den gedachten vier Inſeln hervorkommen, läßt die Kompagnie alle Jahre ausrotten, und bezahlt deshalb nach einem Vertrage dem König von Ternate jährlich 18000 Rthlr.

Die Nelken, welche die Kompagnie ausführt, beſtehen in zweyerley Gattungen; die eine iſt die völlig reife Frucht des Nelkenbaums, die man Mutternägelein heißt, und vornehmlich in den Apotheken und zum Einmachen verbraucht; die andere, oder die gemeine und gewöhnliche Nelke iſt die noch unvollendete Blüthe, mit dem ſchon vor der Blüthe vorhandenen Fruchtkeim.

In den ſämmtlichen Nelkenplantagen ſoll auf 4000 Abtheilungen, eine halbe Million Bäume vorhanden ſeyn. Wenn man nun annimmt, daß jeder Baum im Durchſchnitt zwey Pfund Nelken jährlich giebt: ſo kann man den Ertrag auf eine Million Pfunde rechnen. Die Sammlungen ſind jedoch nicht gleich, und man kann nur alle drey bis vier Jahr auf eine reichliche Aerndte Staat machen. Nach Eſchelkrons Nachrichten werden jährlich gegen 6000 Bahars, in ſchlechten Jahren nur 2500 Bahars jeder zu 550 Pfund eingeſammelt. Die Aerndte fängt im October an, und dauert bis in den December. Wenn die Nelken abgeſammelt ſind, taucht man ſie in kochendes Waſſer ein, trocknet ſie theils am Feuer, theils in der Sonnenhitze, und liefert ſie in die Vorrathshäuſer ab. Ein Bahar wird von der Geſellſchaft mit 56 Rthlr. bezahlt; es koſtet alſo ein Pfund Nelken etwas mehr als fünf Stüver an Ort und Stelle.

Nach

Nach Herrn Mackintoſh iſt das Verhältniß des Ein- und Verkaufs der gedachten drey Gewürzartikel, ihre Menge und ihr Ertrag aus nachſtehender Berechnung zu erſehen:

Die Kompagnie verkauft in **Indien**:

150,000 Pfund Nelken
10,000 — Macis oder Folie und
100,000 — Muſkatnüſſe.
Zuſammen für eine Summe von Kurantgulden 1,094,000.

In **Europa** aber:

Nelken 350,000 Pfund, die jetzt 1792 gegolten haben 66 Stv. macht	1,155,000 Guld.
Muſkatnüſſe 250,000 Pfund, die ſonſt bezahlt worden ſind mit 75 Stüver	937,500 —
Macis oder Folie 100,000 Pfund, zu 6 Gulden 8 Stüver	640,000 —
	2,732,500.
Zuſammen	3,826,500 Gulden.

Allein man merke, daß ſeit einigen Jahren nie über 50,000 Pfund Folie und 150,000 bis 200,000 Pfund Ausſchuß oder Rumpfnüſſe zu den Auktionen gebracht worden ſind, und daß beyde Artikel ihrer Seltenheit wegen auf unerhört hohe Preiſe, nehmlich die Muſkatblüthe auf 50 bis 60 Schilling vlämiſch, und die wurmſtichigen Nüſſe bis auf 200 Stüver oder 10 Gulden das Pfund getrieben worden ſind. Hingegen die Nelken ſind bis auf 58 Stüver gefallen. Von dieſen werden jetzt 400,000 bis 600,000 Pfund jährlich nach Europa gebracht.

Man

Man kann nun, wenn man dieſe hohen Preiſe und die gedachten Quantitäten annimmt, den Verkauf der Nüſſe, Folie und Nelken in Indien und Europa auf fünf Millionen holländiſcher Gulden anſchlagen.

Rechnet man hierzu noch 600,000 Pfund Zimmet zu einem Mittelpreiſe von 120 Stüver, ſo giebt es wieder eine Summe von 3,600,000 Gulden.

Ferner 5 bis 6 Millionen Pfund weißen und ſchwarzen Pfeffer zu 30 Pf. vlämiſch 4,000,000 —

So geben dieſe Gewürze eine jährliche Summe von zwölf Millionen und ſechsmalhunderttauſend holländiſcher Gulden.

Die Spanier, Franzoſen und Engländer haben in neuerer Zeit verſchiedene Verſuche gemacht, die Nelkenbäume, Muſkatnußbäume, und Pfefferſträucher in ihren Kolonien anzuziehen.

Die Spanier ſind jetzt in den Philippinen damit ſehr beſchäftiget. Die Engländer kultiviren dergleichen auf Jamaika, und die Franzoſen in Cayenne. In dieſer letztern Kolonie hat man ſchon in dem Diſtrikte, der den Namen la Gabrielle führt, gegen 12000 Stück Nelkenbäume gepflanzt. Im Jahr 1791 ſind einem Kaufmann zu Bordeaux von Cayenne 700 Pfund Nelken zugeſchickt worden, und man hat ſie zu höherm Preis, als die von den Molukken abgeſetzt. Der Zimmetbaum in Cayenne wird in einem Jahre oder in zweyen geſchält werden können. Alle dieſe Anſtalten und deren Erfolg laſſen vermuthen, daß die Holländer nicht gar lange mehr den Handel mit feinen Gewürzen ungetheilt beſitzen werden.

Timor.

Dieſe Inſel iſt nur arm, und ihre Bewohner wiſſen von Gewerbfleiß nichts. Daher würde Timor gar nicht wichtig ſeyn; aber es iſt darum den Beſitzern der Molukken von großer Wichtigkeit, weil man damit den übrigen Nationen den Zugang zu den Gewürzinſeln verſperrt, wenn ſie etwa mit einem Unternehmen darauf umgehen möchten. Dieß iſt der eigentliche Beweggrund, der die Holländer angetrieben hat, ſich Meiſter von Kupang, welches die Hauptſtadt auf der Inſel vorſtellt, zu machen, und die Portugiſen daraus zu vertreiben, die ſich nachdem ſie die Molukken verlohren hatten, dorthin gewendet haben. Die Holländer treiben hier keinen Handel von Belang. Er ſchränkt ſich auf 2000 Bahars Sandelholz von der gelben Sorte, welches vortheilhaften Abſatz in China findet, und auch zu den Auktionen nach Europa gebracht wird, auf eine ziemliche Quantität Wachs, und Bezoar- oder Solorſteine ein. Man kann leicht denken, daß der Vortheil aus dieſer Beſitzung durch die Koſten wieder aufgewogen wird, welche die Behauptung dieſes Poſten erfodert.

Es halten ſich jetzt noch immer einige Portugiſen zu Timor auf, aber ihre Geſchäfte ſind nicht von ſolcher Bedeutung, daß die Holländer darob Unruhe ſchöpfen könnten. Sie ſchicken nur jährlich einige kleine Fahrzeuge nach Macao, und dieſe führen nur ſchwache Kargäſonen dahin und wieder zurück.

Celebes.

Dieſe Inſel iſt ſchon anſehnlicher, als Timor: ſie hat, ob ſie gleich unter dem heißen Erdgürtel liegt, dennoch einen ziemlich fruchtbaren Boden. Die Macaſſaren, welche ſie bewohnen, ſind gewandte, induſtriöſe,

ſtarke Leute, und dabey die herzhafteſten unter allen Völ-
kern des ſüdlichen Aſiens. Dieß hinderte aber doch die Portugiſen nicht, ſich auf der Inſel, nachdem ſie die Molukken verlohren hatten, ziemlich lange Zeit zu behaupten. Hier beſchäftigten ſie ſich damit, daß ſie ſich die Gewürze verſchafften, welche die Eingebohrenen des Landes Mittel und Wege fanden in die Hände zu bekommen, obgleich die Holländer fleißig Acht gaben, und aus allen Kräften ihnen die Zugänge zu den Orten, wo die Gewürze wachſen, verſperrt hielten. Jener Reiß zog auch zuweilen die Engländer hieher.

Den Holländern mißfiel indeſſen dieſer Schleichhandel gar ſehr, daher unternahmen ſie es im Jahr 1660 denſelben völlig zu hintertreiben. Es gelang ihnen damit, daß ſie ſich des Hafens und der Feſtung Macaſſar bemächtigten, welche letztere die Hauptſtadt auf der Inſel iſt. Sie brachten einige von den kleinen Fürſten, die im Lande herrſchten, unter ihre Bothmäßigkeit, und ließen hernach dieſe entwaffnen, unter dem Vorwande, daß ſie ſie verhindern wollten, mit einander ins Handgemenge zu kommen, und einer den andern aufzureiben; die wahre Urſache war aber wohl die, daß ſie die Eingebohrenen in die Unvermögenheit ſetzen wollten, die ihnen angelegten Feſſeln zu zerbrechen. Auf ſolche Weiſe nun wurde es den Holländern hernach leicht, die Portugiſen zu nöthigen, daß ſie die Inſel verließen, und auch die Engländer durften nun nicht mehr hier anlegen.

Die Chineſen ſind die einzigen unter den Fremden, die man auf Celebes noch leidet: ſie bringen hieher Taback, Golddrath, Porzellänwaaren und rohe Seide. Die Holländer verkaufen da Opium, Liköre, Gummilack, feine und auch gemeine leinene und baumwollene Gewebe verſchiedener Art.

Alle empfangen in Bezahlung dafür Gold, viel Reiß, Sklaven und Tripan, eine Art Erdſchwämme,

von welchen die allerbeſte Sorte rund von Geſtalt und ſchwarz von Farbe iſt. Die Kompagnie zieht beträchtlichen Vortheil aus dieſem Handel, und aus dem Zehenden vom Grund und Boden, auf dem ſie landesherrliche Rechte ausübt: die Zölle allein tragen ihr jährlich 22,000 Rthlr. ein. Indeſſen wiegen alle dieſe Einkünfte noch nicht die Koſten auf, welche die Unterhaltung dieſes Etabliſſements mit ſich bringt, und die jährlich ſich über 41,000 Rthlr. belaufen. Allerdings müßte es alſo die Kompagnie aufgeben, wenn es nicht für den Schlüſſel zu den Gewürzinſeln anzuſehen wäre.

Borneo.

Dieß iſt eine der größten Inſeln, und vielleicht die allergrößte auf der Welt. Ihre alten Bewohner nehmen den innern Theil derſelben ein, der in verſchiedene Königreiche abgetheilt iſt. Die Küſten der Inſel werden von Macaſſaren, Javanern, Malayen und Arabern bewohnt, welche insgeſammt ſo wilder Natur ſind, als man ſie ſchwerlich anderswo antrift: faſt gleiche Beſchaffenheit hat es mit den Völkern im Innern der Inſel, und mit den Fürſten die ſie beherrſchen. Man darf ſich alſo nicht darüber wundern, daß die Europäer es nicht ſo leicht gefunden haben, auf Borneo feſten Fuß zu gewinnen, als in dem übrigen Aſien.

Im Jahr 1526 beſchäftigten ſich die Portugiſen, weil ſie ſahen, daß ſie ihren Zweck mit gewaffneter Hand nicht erreichen konnten, damit, daß ſie ſich in die Gewogenheit der Bewohner dieſes Landes einſchmeicheln wollten. Dieſe ſtellten ſich, als wenn ſie dazu nicht abgeneigt wären; allein bald nachher fielen ſie über ſie her, und brachten alle um. Ein engliſches Komtoir, das einige Jahre ſpäter von dieſer Nation angelegt worden war, wurde ebenſo behandelt. Die Holländer, die

gleiche Behandlung erfahren hatten, ließen ſich doch nicht abſchrecken und kamen da 1748 mit einem Geſchwader von Schiffen hin. Ob dieſes gleich nur ſchwach war, ſo kam es doch dem Fürſten von Benjarmaſſen ſo furchtbar vor, daß dieſer, der der einzige Beſitzer des Gebietes iſt, das Pfeffer auf der Inſel hervorbringt, ſich bereden ließ, ihnen den ausſchließenden Handel zu bewilligen: er behielt ſich nur im Vertrage vor, den Chineſen, die von jeher dieſe Häfen zu beſuchen gewohnt geweſen ſind, 500,000 Pfund jährlich ablaſſen zu dürfen.

Seit dieſem geſchloſſenen Vertrage ſchickt die Kompagnie alle Jahre nach Benjarmaſſen Reiß, Opium, Salz und grobe baumwollene Gewebe. Dieſe Gegenſtände werfen aber kaum ſo viel ab, daß die mit dem Etabliſſement verbundenen Koſten davon beſtritten werden können, obſchon dieſe ſich jährlich nicht über acht bis zehntauſend Thaler belaufen. Die ganzen Vortheile ſind darauf eingeſchränkt, was auf 600,000 Pfund Pfeffer, von dem die Kompagnie den Centner zu 8½ Thaler nach ſächſiſchem Gelde erhält, und auf einige Diamanten zu gewinnen iſt, die an den Ufern der hieſigen Flüſſe gefunden werden. Man hält dafür, daß die leztern vorzüglicher ſeyen, als die Golcondiſchen; allein ſie ſind nur klein, und wenn man zufälliger Weiſe gröſſere findet, ſo haben ſie eine gelbliche Farbe oder ſonſt Unvollkommenheiten. Die Holländer ziehen auch von der Inſel Borneo eine ziemlich artige Menge ſchöner ſpaniſcher Röhre oder Handrottingen, deren Gebrauch in Europa faſt allgemein iſt.

Das Kommerz auf Borneo, ſo wild und grimmig auch ſeine Bewohner ſeyn mögen, ließe ſich doch wohl von den Europäern in ein beſſers Gleis bringen, wenn ſie gegen die Inſulaner ſich gut betragen wollten, und ihr Zutrauen zu gewinnen bedacht wären. Als ein

engliſcher Kauffahrer im Jahr 1774, alſo bald nachher, wie das engliſche Komtoir zu Grunde gerichtet worden war, zu Benjarmaſſen anlegte, wurde er von dem Sultan, der dieſes Land beherrſcht, aufs freundlichſte behandelt. Der Fürſt erklärte ihm, daß die Häfen ſeines Gebieths immer allen fremden Handelsleuten offen ſeyn ſollten, die nichts gegen die Geſetze und Bräuche des Landes vornähmen, und wenn ſeine Landsleute da vor einiger Zeit unglimpflich behandelt worden wären, ſo hätten ſie ſich es ſelbſt und dem unbeſonnenen Betragen des Komtoirdirektors beyzumeſſen, der ſich erdreuſtet habe, die landesherrlichen Unterthanen zu drücken, und ein Fort auf des Fürſten Grund und Boden ohne deſſen Erlaubniß aufführen laſſen. Er ſetzte nun noch dieß hinzu, daß die engliſche Kompagnie, nachdem ihre Leute ſich ſo ungebührlich aufgeführt hätten, auf keine ſeiner Gunſtbezeugungen je Rechnung machen dürfte; daß aber dagegen alle Privathandelsleute, die für eigene Rechnung zu handeln herkommen wollten, immer willkommen ſeyn, und auf alle Weiſe gut aufgenommen werden ſollten. Ich bin, beſchloß der Fürſt ſeine Rede, feſt entſchloſſen, ſo lang ich lebe, den Misbrauch in meinem Lande nicht zu leiden, den die Engliſche Kompagnie mit ihrer Macht getrieben hat.

Hätten aber alle Indiſchen Fürſten den Europäern eine ſolche Entſchloſſenheit und Standhaftigkeit entgegengeſetzt, ſo würden ſicher weder die Engländer noch auch die Holländer zu ſolcher Macht in Oſtindien gekommen ſeyn, als ſie jetzt beſitzen.

Balambangan.

Wie die Engländer von der Inſel Borneo vertrieben worden waren, faßten ſie den Vorſatz auf dieſer kleinen Inſel, die nahe daran liegt, einen großen Markt anzu-

anzulegen, auf welchem die Chineſiſchen und Oſtindiſchen Waaren, gegen die aus Hindoſtan und Europa umgetauſcht werden ſollten. Der Landesfürſt überließ ihnen zu dieſer Abſicht Balambangan im Jahr 1766, und die Britten pflanzten da im folgenden Jahre und 1772 ihre Flagge auf; ſie ließen ſich hier nun im Ernſte nieder und richteten ſich ein; aber kaum war ihr Komtoir aufgebauet und befeſtiget, als es angegriffen, weggenommen, und zu Grunde gerichtet wurde. Die Engländer ſtellen ſich, als wenn ſie es nicht wüßten, oder wiſſen es vielleicht wirklich nicht, wer ihnen dieſen Streich geſpielt hat, von dem ſie aber über zwey Millionen Thaler Schaden gehabt haben.

Sumatra.

Dieſe Inſel iſt größer als England, denn ſie hat eine Länge von 280 franzöſiſchen Meilen; ihre Breite iſt aber viel geringer. Sie wird vom Aequator faſt in zwey gleiche Theile abgetheilt, gegen Süden von der Malacciſchen Meerenge beſchränkt, und gegen Süden durch die Sondiſche, welche Sumatra von der Inſel Java trennt. Die Luft an den Küſten von Sumatra iſt ſehr ungeſund, die aber im Innern der Inſel rein und gut. Das Land iſt ungemein fruchtbar, und trägt inſonderheit Reiß in großer Menge, und ernährt Vieh von allerley Art. Unter allen Produkten aber auf der ganzen Inſel iſt der Pfeffer das vornehmſte. Dieſer wächſt hier in ſo großer Menge, daß jährlich mehr als zwanzig Schiffe damit vollgeladen werden können. Man glaubt ſogar, daß das Land ihn noch in größerer Menge hervorbringen würde, wenn man dieß beſſer bauete.

Die Inſel beut zum Handel noch einen Haufen anderer koſtbaren Erzeugniſſe dar, z. E. Benzoin, grauen Ambra, Santalholz, vortreflichen rohen Kampfer, der in

in Holland hernach geläutert wird, Bezoarſteine, Baumwolle, eine Menge Indigo, Gummi zu Firniſſen, Saphire, Rubine, und andere koſtbare Steine, wie auch Vogelneſter, die auf den Tafeln der Vornehmen in China ſo ſehr beliebt ſind. Auf den Gebirgen findet man Gold- und Zinnminen; allein die Einwohner des Landes wollen dieſe nicht bearbeiten, und auch nicht zugeben, daß andere es thun. Der Sand, den einige Flüſſe mit ſich ſchleppen, die von den Bergen herabkommen, wo dieſe Minen ſich befinden, liefert all das Gold, das auf der Inſel im Umlauf iſt.

Pfeffer iſt die Waare, womit hier die Engliſche Oſtindiſche Kompagnie auf ausſchließenden Fuß handelt. Den Engländern den Ertrag dieſes Produktes allein zu ſichern, iſt man mit den Landesherrn übereingekommen, ſo daß dieſe für gewiſſe Jahrgelder die ſie erhalten, ſich anheiſchig gemacht haben, allen Pfeffer, der in ihrem Gebiete gewonnen wird, den Agenten der Kompagnie zu liefern. Der Preiß dieſer Waare iſt ſeit mehrern Jahrern zu zehn ſpaniſchen Piaſtern oder 30 engliſchen Schillingen für den Bahar von 500 Pfund geweſen. Neuerlich aber hat die Kompagnie zur Aufmunterung der Pflanzer den Preis auf 15 Piaſter erhöhet. Die Zölle und Abgaben an die Landesfürſten, die hier nach Verhältniß der Verträge mit denſelben verſchieden ſind, mögen im Durchſchnitt anderthalb Piaſter auf jeden Bahar betragen. Der ſämmtliche Ertrag der Pfefferpflanzungen, welche die Kompagnie auf der weſtlichen Küſte von Sumatra beſitzt, ſteigt auf 1200 Tonnen jede zu 16 Centner.

Der Kampfer verdient die nächſte Stelle unter den Produkten der Inſel nach dem Pfeffer. Dieſer aber iſt nur im nördlichen Theil von Sumatra einheimiſch. Die Einwohner kennen ſchon aus Erfahrung, ob ein Baum Kampfer enthalte oder nicht, wenn ſie nur mit einem

einem Stück Holz daran ſchlagen. Enthält er welchen, ſo hauen ſie ihn um, und zerſpalten ihn mit Keilen in kleine Stücke, wo ſie dann den Kampfer in Geſtalt feſter Kryſtallen in den Zwiſchenräumen finden. Es enthalten zwar alle Theile des Kampferbaums Kampfer; aber doch ſteckt die größte Menge in dem Stamme und vorzüglich in den Wurzeln. Man ſchneidet ſolche zu dieſem Ende in Scheiben, und legt dieſe in ein eiſernes Gefäß mit Waſſer, welches mit einem Helm bedeckt iſt. Durch die Hitze des darunter angezündeten Feuers wird allmählig der Kampfer in die Höhe getrieben, und hängt ſich im Helm an. Dieß iſt nun die Sorte, welche nach Holland und England geſandt, und da durchs nochmalige Sublimiren vollkommen geläutert wird. Die beſte Sorte des rohen Kampfers wird hier auf der Stelle mit ſechs ſpaniſchen Piaſtern das Pfund und das Catty mit acht Piaſtern bezahlt; und von dieſer Sorte wird in China der Pikul von 100 Catty oder $133\frac{1}{3}$ Pfund wieder für 12 bis 1500 Taels verkauft.

Gold iſt eines der wichtigſten Naturprodukte von Sumatra. Das meiſte erhält man aus dem Sand der Flüſſe, und es wird mehrentheils gediegen gefunden. Alles Gold, das nach den Häfen der weſtlichen Küſte gebracht wird, ſoll jährlich gegen 10,000 Unzen betragen.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß Sumatra, weil es bey zwey Meerengen liegt, die die Fahrt nach den Molukken eröffnen, den Holländern immer am Herzen gelegen haben muß: daher haben ſie hier ſechs Komtoire, von welchen aber nur das von Palimban ihnen einigen Nutzen bringt. Der Sultan, der dieſes Land beherrſcht, liefert ihnen alle Jahre zwey Millionen Pfund Pfeffer, den Centner zu $5\frac{3}{4}$ Rthlr. und anderthalb Millionen Pfund Zinn zu 20 Rthlr. 10 Gr. die 100 Pfund. Die Kompagnie unterhält hier eine Beſatzung

ſatzung von 80 Mann, die jährlich 16,500 Rthlr. zu unterhalten koſtet.

Nicht ohne vorhergegangenen langen Streit mit den Fürſten des Landes, haben es die Engländer dahin gebracht, daß ſie ein Komtoir auf Sumatra erhielten: es wurde ihnen endlich im Gebieth von Benkuli bewilliget: das erſtemal, als ſie da ſich zeigten, verfuhren ſie ebenfalls auf ſolche trotzige und übermüthige Weiſe, wie es die Europäer in Aſien überall zu thun gewohnt waren, raubten und tyranniſirten allenthalben. Allein ſie wurden dafür ſtrenge beſtraft: die Einwohner fielen mit gewaffneter Hand über ſie her, ihr Komtoir und ihre Waarenmagazine wurden verbrannt, und alle Engländer aus der Inſel vertrieben.

Dieſer Vorfall machte ſie nun klüger und beſcheidener; ſie kehrten in der Folge wieder nach Sumatra zurück, ſtellten ihr Komtoir wieder her, und erbaueten ohne Hinderniß von Seite der Inſulaner das Fort Marlborough, wo ſie jetzt eine Beſatzung von 400 europäiſchen Soldaten und einigen Sipayen unterhalten. Alle Engländer haben die Freyheit auf Sumatra zu handeln, der einzige Pfeffer iſt ein ausſchließender Artikel, den ſich die Kompagnie vorbehalten hat: ſie ziehet jährlich von der Inſel 1500 Tonnen Pfeffer, die ſie zu einem ſehr vortheilhaften Preiſe einkauft. Die Hälfte davon wird nach Großbrittannien verſchifft, die andere nach China geſchickt, wo dieſe Waare mit gutem Nutzen ſich abſetzen läßt.

Das Einkommen aus dieſem Handelskomtoire betrug 1773	1,245,723¾ Thaler.
Die Ausgaben und Unkoſten beliefen ſich auf	791,370 Thaler.
Blieb alſo reines Einkommen	454,353¾ Thaler.

Das

Das Komtoir zu Bencoolen und das Fort Marlborough haben ihre beſondere Direktion, die keinesweges von Madras abhängt.

Java.

Da die Holländer die allgemeine Niederlage ihres Handels nicht auf Sumatra anlegen wollten, oder es auch vielleicht nicht konnten, ſo war ihnen zu Ausführung eines ſolchen Entwurfs nichts auf der Welt gelegener und bequemer, als die Inſel Java, die nahe dabey liegt, eben ſo fruchtbar an Pfeffer und andern nützlichen Produkten iſt, und auf der ſie Völker fanden, die ſich leichter Feſſeln anlegen ließen.

Java iſt eine große Inſel, die der von Sumatra ſüdweſtlich liegt, und von dieſer nur durch die Sondiſche Meerenge geſchieden wird. Ihre Länge beträgt gegen 200 Meilen, die Breite 30 bis 40. Dieſe weite Strecke Landes iſt unter vier oder fünf kleinen Fürſten vertheilt, von welchen die Beherrſcher von Bantam und Mataran die vornehmſten ſind. Das auffallendſte hierbey iſt, daß der Sultan von Balimbuan, ob er gleich nur einen ſehr kleinen Staat auf der Inſel beſitzt, dennoch ſeine Freyheit, und die ſeines Landes gegen alle Unternehmungen der holländiſchen Kompagnie, und gegen die ehrgeitzigen Abſichten der übrigen Fürſten auf der Inſel zu behaupten gewußt hat. Es iſt ein Beweiß, daß die Liebe der Freyheit allen Völkern Stärke und Vermögen geben kann, ſich unabhängig zu erhalten, wenn ſie dieß nur im Ernſte wollen!

Was die übrigen Fürſten auf dieſer Inſel anbetrift, die von Bantam und Mataran nicht ausgenommen, ſo ſind ſie ſo ſehr von den Holländern abhängig, daß man dieſe hier für die eigentlichen Oberherren der Inſel Java anzuſehen hat. Zwar beſitzen ſie da kein großes

großes und weitläuftiges Gebieth, allein ſie ſind dagegen Meiſter vom ganzen Handel auf Java, und haben alle Macht in Händen. Ihre Domainen liegen im nördlichen Theil der Inſel, nahe am Königreich Bantam. Sie beſitzen außerdem im ganzen Umkreiſe der Inſel eine Menge Kaſtelle und Forts, welche ihnen die Oberhand im Handel dieſer Gegend ſichern; endlich die Beſatzungen, welche ſie in den Plätzen der Bantamſchen und Mataranſchen Staaten halten, ſind vollends vermögend, die Einwohner unter dem Joche zu halten, ſo daß man ihre Fürſten im Grunde nur für Lehnsleute und Vaſallen der Kompagnie halten darf.

An den Gränzen von Bantam und auf den Ruinen von Jacatra, der alten Hauptſtadt von Java, iſt die berühmte Stadt Batavia, die ſchönſte in ganz Aſien und vielleicht die reichſte auf der ganzen Welt erbauet worden. Sie iſt der Hauptplatz und die Schutzmauer aller holländiſchen Beſitzungen in Oſtindien, und der Sitz eines unermeßlich großen Handels. Sie liegt einwärts an einer tiefen Bay, und hat von vielen Inſeln mittler Größe Schutz, an denen die ſtürmiſchen Wellen ſich brechen. Es iſt eigentlich da nur eine Rheede, aber die Schiffe ſind auf derſelben gegen alle Winde, und zu jedweder Jahrszeit völlig geſichert. Man ſiehet da alle Schiffe vor Anker kommen, welche die Kompagnie aus Europa nach Aſien ſchickt, diejenigen ausgenommen, welche nach der Inſel Ceylon, nach Bengalen und China ihre Beſtimmung haben. Sie laden hier zurück Waaren, die aus den verſchiedenen Komtoiren und von verſchiedenen Marktplätzen Aſiens herkommen, Produkten von der Inſel Java, von welchen die hauptſächlichſten in Reiß, Pfeffer, Kaffee, Indigo, Sappanholz, Kurkuma und Kardamome beſtehen. Java liefert auch Arrack, Zuckerſyrup, Kokoswein, baumwollen Garn, und einige andere Artikel.

Außer

Außer den Schiffen, welche die Kompagnie zu ihrem Handel gebraucht, ſiehet man auch nach Batavia eine Menge Fahrzeuge kommen, welche Privatleuten zugehören. Wenn dieſe an dem Ort ihrer Beſtimmung angelangt ſind, liefern ſie der Kompagnie die Gegenſtände des ausſchließenden Handels aus, welche ſich jene vorbehalten hat, und die übrigen Waaren verkaufen ſie, an wen ſie wollen. Der Sklavenhandel macht einen Hauptzweig des freyen Handels aus: man rechnet, daß jährlich 2000 Negerſclaven zugeführt werden.

Die Chineſen haben ſtarkes Verkehr mit der Inſel Java: es kommen ihrer alle Jahre einige tauſend her, die hier ihr Glück zu machen hoffen. Sie bringen zu Markte: Thee, Porzellänwaaren, rohe Seide, ſeidene und baumwollene Gewebe aller Art, alles zuſammen für den Wehrt von 750,000 Thaler ohngefähr. Sie nehmen dafür im Tauſch zurück: Zinn, Pfeffer (dieſen aber nur heimlich), Tripan, Floßfedern von Hayfiſchen, Hirſchnerven, denen die Chineſen große Kräfte beymeſſen, die aber vermuthlich nur in der Einbildung beſtehen, und endlich die Art Vögelneſter, welche in ganz Aſien ſo geſucht ſind, und die man hier in einigen Gegenden findet, am ſtärkſten aber doch an den Küſten von Koſchinſchina.

Die Spanier von den Philippiniſchen Inſeln beſuchen ebenfalls Batavia; ſie holen hier inſonderheit feinen Zimmet ab, den ſie zu ihrem eigenen Verbrauch und für Merixo nöthig haben. Sie bezahlen dieſen wichtigen Artikel mit Golde und Piaſtern, welche ſie von Acapulco mit der Galione erhalten. Die Franzoſen kommen zu Kriegszeit nach Batavia und nehmen da zuweilen Proviſionen ein. Die Engländer, welche aus einem Hafen in Oſtindien nach dem andern handeln, kommen noch öfterer und auch in viel größerer Anzahl dahin. Ihre Verkäufe ſind da von keinem großen Belang,

lang, die Einkäufe aber deſto beträchtlicher; ſie laden beſonders viel Arack.

Alle Produkte und Waaren, welche zu Batavia ein- und ausgeführt werden, müſſen 5½ Procent Zoll bezahlen. Dieſe Einnahme iſt für 475,200 Thaler nach ſächſiſchem Gelde verpachtet. Es giebt auch noch andere Impoſten, die in dieſer Hauptſtadt des holländiſchen Oſtindien bezahlt werden müſſen; alle zuſammen genommen werfen aber nicht ſo viel ab, daß die Koſten die dieſer große Stapelplatz erfodert, und die im Durchſchnitt jährlich eine Summe von 1,750,000 Thalern wegnehmen, wieder vergütet werden könnten.

Obgleich die Luft zu Batavia ſehr ungeſund, und ſo böſe iſt, daß die reichen Leute nur ſo lange Zeit in der Stadt ſich aufhalten, als ihre Geſchäfte es erfodern, ſo lebt hier doch eine außerordentlich zahlreiche Volksmenge. Man zählt zu Batavia 10,000 Weiße, 150,000 Sklaven, und eine große Menge freyer Indier. Der Ueberreſt iſt aus allen Nationen der Welt, inſonderheit aus Chineſen, Malayen, Amboinern, Macaſſaren, Portugiſen, Franzoſen u. ſ. w. zuſammengeſetzt. Unter dieſen ſind allein gegen 200,000 Chineſen, die alle Aufmerkſamkeit verdienen. Sie treiben zu Batavia einen ſehr großen Handel: ſie ſind es, die am meiſten zum Flor dieſer Hauptſtadt beytragen, da ſie durchgängig arbeitſame und gewerbfleißige Leute ſind. Sie ſtellen in der Kolonie einzig und allein die guten Landbauer vor, und treiben hier alle Manufakturen. Was die übrigen Nationen anbetrift, ſo leben ſie da alle ohne Ausnahme in der größten Trägheit und Unthätigkeit, welche durch die allgemeine Prachtliebe und den Hang zu Wollüſten unterhalten wird: vornehmlich die Holländer, die doch in allen Gegenden der übrigen Welt ſo arbeitſam und wirthſchaftlich ſind, zeigen zu Batavia eine Verdorbenheit, die keine Schranken mehr hat.

Die

Die Holländiſche Kompagnie hält immer auf der Inſel Java ein ſtarkes Korps Truppen; dieſe ſind theils zur Bewachung von Batavia, theils zur Unterhaltung der Ruhe und guten Ordnung unter den Einwohnern, welche aus ſo vielerley Nationen beſtehen, ſehr nothwendig, theils braucht man ſie auch zur Vertheidigung der andern holländiſchen Komtoire und Niederlaſſungen in Oſtindien. Man ſagt, daß die Anzahl dieſer Truppen ſich auf mehr als hunderttauſend belaufen ſoll. Die Seemacht der Kompagnie iſt verhältnißmäßig nach der Größe ihrer Handlung: ſie hat immer vierzig Schiffe, und zuweilen mehr, die ſie zu ihrer Schiffahrt in Oſtindien gebraucht. Von den Waaren, die ſie zurückbringen, ſo wie auch von den Erzeugniſſen und Einkünſten aus ihren Beſitzungen und Domainen, ſetzt man hier die Kargäſonen für 20 bis 30 Schiffe zuſammen, welche die Kompagnie alle Jahre nach Europa abgehen läßt.

Der Verkauf der Waaren und Güther, die ſie im Jahr 1738 nach Europa eingeführt hat, belief ſich auf ein und vierzig Millionen, viermalhundert neun und achtzigtauſend dreyhundert und vier und zwanzig Livres nach franzöſiſchem, oder auf zehn Millionen dreymalhundert zwey und ſiebenzigtauſend, dreyhundert und ein und dreyßig Thaler nach ſächſiſchem oder Kaiſergelde.

Im Jahr 1751 beſtund das Kapital der Kompagnie ſowohl am Gelde, als an Handelseffekten und guten Papieren, aus 15,620,000 Thalern.

Der jährliche Gewinn belief ſich auf	6,985,000	—
Die gewöhnlichen Ausgaben betrugen	5,115,000	—
Blieb reiner Gewinn	1,870,000	Thaler.

Aber

Aber von dieſem Gewinne muß man die Koſten berichtigen und den Schaden wieder gut machen, die durch Kriege, Feuersbrünſte, Schiffbrüche und andere Unglücksfälle entſtehen, welche kein Menſch vorherzuſehen im Stande iſt. Dieſe bedenkliche Lage beunruhigte in damaliger Zeit den General Maſſel, einen der geſchickteſten Gouvernöre, die das holländiſche Oſtindien je gehabt hat, ſo ſehr, daß er ſich verlauten ließ, die holländiſche Kompagnie ſey einem Schiff in der See gleich, welches einen nicht zu ſtopfenden Leck hätte, und nur durch unaufhörliches Pumpen vor dem Sinken bewahrt und eine Zeitlang noch flott gehalten würde.

Nach dem Engländer Herrn Mackintoſh beträgt jetzt das Kapital der Kompagnie in Indien, ihre Schiffe, Fahrzeuge, Güther und Waaren, ihre theils guten theils zweifelhaften oder ſchlechten Schulden, ihre Proviantvorräthe, Kriegsammunition u. ſ. w. eine Summe von überhaupt 47,000,000 Gulden.

In Europa iſt die Kompagnie ſchuldig	11,250,000	—
In Aſien	7,000,000	—
Die Zinſen von beyden Poſten betragen ſicher aufs Jahr nicht weniger, als eine Million, da dieſe in Aſien auf hohen Fuß, nehmlich zu 10% ſtehen alſo	1,000,000	—
An zweifelhaften und böſen Schulden, und todten Effekten, hat man abzurechnen	14,375,000	—
Zuſammen	33,625,000	Gulden.
Bleibt übrig	13,375,000	Gulden.

Dieſe

Dieſe Summe und der jährliche Gewinn, machen das wirkliche Handelsvermögen dieſer Geſellſchaft aus. Man hält jetzt ziemlich wahrſcheinlich dafür, daß die Kompagnie nichts weniger als auf guten Füßen ſteht, ſondern daß ſie von einem Jahre zum andern ihr Kapital angreift, um wenigſtens niedrige Dividenden geben zu können. Das kann aber nicht ewig, ja nicht einmal ein paar Jahrzehende ſo fort gehen!

Nach dieſen Angaben über die Kommerzgeſchäfte der europäiſchen Nationen in Aſien, und deren Verkäufe in Aſien, läßt ſich nun urtheilen, zu welcher Nation Beſten die Balance eines ſo ausgedehnten Verkehrs, welches Europa und Aſien in eine unaufhörliche Bewegung ſetzt, ausſchlage.

Die ſämmtlichen Verkäufe der Engländer im Jahr 1776, beliefen ſich auf	18,600,114	Thaler.
Die der Holländer im Jahr 1738, als ſeit welcher Zeit ſie ſicher ſich nicht vermehrt haben, auf	10,372,331	—
Die Verkäufe der Franzoſen, die 1778 zu Orient vor ſich gingen, zu einer Zeit, wo der Handel der Nation nach Aſien freygegeben, und das Privilegium der Kompagnie ſuſpendirt war	4,664,768	—
Die Verkäufe der Dänen, Schweden, Portugiſen, Spanier und Ruſſen, laſſen ſich wahrſcheinlich ſchätzen, auf	5,000,000	—
Dieß giebt zuſammen	38,637,213	Thaler.

Damit

Damit nun Europa ſich die erſtaunliche Menge Waare, welche es aus Aſien und Oſtindien ziehet, verſchaffen könne, giebt es da im Tauſch nicht allein Produkte ſeines eigenen Bodens, Erzeugniſſe ſeiner Manufakturen und Induſtriefächer, ſondern auch noch zur Ausgleichung der Rechnung einen jährlichen baaren Zuſchuß von ſechs Millionen Thalern.

Man ſagt, daß hierzu beytragen,

die Franzoſen	2,000,000	Thaler.
die Holländer	1,500,000	—
Großbrittannien	750,000	—
Dännemark	750,000	—
Schweden	500,000	—
Portugal	500,000	—
In Summe	6,000,000	Thaler.

Im Jahr 1785 hat man berechnet, daß die verſchiedenen Mächte in Europa zum oſtindiſchen und aſiatiſchen Handel gegen 160 große und kleine Schiffe gebrauchen, die mit 14 bis 15000 Seeleuten beſetzt ſind. Von dieſer Zahl Schiffe kommen jährlich im Durchſchnitte aus Indien 65 wieder zurück.

Die engliſche oſtindiſche Kompagnie gebrauchte in der Zeit vier und funfzig Schiffe, von welchen alle Jahre gegen ſechszehn wieder im Hauptlande eintrafen.

Holland ſchickte vierzig dahin, und erhielt dreyzehn zurück.

Die Dänen fertigten eilfe ab, und es retournirten ihnen fünfe.

Die Schweden auch ſoviele, von denen viere zurückkamen.

Frankreich hat ſeit 1783 vierzehn Schiffe jährlich dazu gebraucht, und von dieſer Zahl iſt die Hälfte aus dem gedachten Welttheil wieder zu Hauſe gekommen.

Die Amerikaner haben ſeit der Zeit, wo ſie unabhängig geworden ſind, ſchon 16 oder 18 Schiffe nach Aſien geſchickt, und ein Dutzend wieder zurück erhalten.

Auch die italiäniſchen Mächte, die kaiſerliche Kompagnie, und der König von Preuſſen haben zuſammen zehn bis zwölf Schiffe nach Indien geſchickt, und ſechs bis achte ſind von dieſen wieder nach Europa retournirt.

Amerika.

Höchſt unglücklich iſt von jeher das Loos großer Männer geweſen, die gebohren ſchienen die Welt aufzuklären, die den Beruf in ſich fühlten, eingewurzelte Vorurtheile auszurotten! Jemehr ihr erhabener Geiſt Licht um ſich her verbreitet hat, je nützlicher ihre Arbeiten und Bemühungen dem Menſchengeſchlecht geweſen ſind, deſto ſtärker fielen Neid, Scheelſucht und Eiferſucht über ſie her, deſto grimmiger wurden ſie von Dummköpfen verfolgt, die ſchon darum allen neuen Meynungen und Begriffen feind ſind, weil ſie nicht aus dem grauen Alterthum herſtammen, kurz, weil ſie neu und ungewöhnlich ſind.

So war auch das Schickſal eines Chriſtoph Coloms. Dieſer große Mann, der gewiß einer der geſchickteſten Sternkundigen im 15ten Jahrhundert, und dabey der beſte und kühnſte Seefahrer der damaligen Zeit war, überzeugte ſich durch ſeine Beobachtungen über die Figur der Erde, daß nur erſt die Hälfte dieſer bekannt ſey, und daß er durch eine zweckmäßig unternommene und ſtandhaft fortgeſetzte Fahrt, vermittelſt des Seekompaſſes, wenn er den Strich immer von Weſten nach Oſten zunähme, ſicher die andere Halbkugel auch würde entdecken können. Er ſetzte voraus, daß dieſe eben ſo bevölkert, eben ſo reich als die alte Welt ſeyn müßte. Colom machte ſeinen Entwurf

und ſeine Gedanken faſt allen Höfen in Europa bekannt; allein man hielt ihn für weiter nichts, als für einen Träumer, und hier und dort ſagte man gar, er müßte verrückt im Kopfe ſeyn. Iſabella, Königin von Kaſtilien, war die einzige, die ihm Gehör gab, und die Gefahr übernehmen wollte, wenn etwa die Sache fehlſchlüge. Sie vertraute ihm drey kleine Schiffe an, womit er den Entwurf ausführen ſollte. Mit ſo ſchwachen Mitteln verſehen, ging Colom auf die größte der Eroberungen aus, die jemals von einem Sterblichen unternommen worden ſind: ohne einen andern Führer als ſeinen kühnen Geiſt, wagte er ſich auf den unermeßlich weiten Ocean hin, nach dem kein Menſch vorhin gekommen war. Nachdem er drey und dreyßig Tage gefahren war, entdeckte er im September 1492 die neue Halbkugel, die ihm im Sinne gelegen hatte, und nahm von derſelben im Namen der Krone von Kaſtilien Beſitz; er kehrte hierauf gleich nach Europa zurück, begab ſich nach Iſabellens Hof, und kündigte da ſeine neue Entdeckung an.

Die Indianer, die er mit ſich gebracht hatte, die Seltenheiten, die er überreichte, die große Menge Goldes, die er vor den gierigen Augen der Hofleute auslegte, waren allerdings vermögend ſie auf einmal ſtutzig zu machen, und ihren Unglauben in Ueberzeugung zu verwandeln; allein Colom konnte damit doch nicht den Neid und die Eiferſucht der Dümmlinge überwinden, denn dieſe warfen einen unverſöhnlichen Haß auf ihn, daß er ſich mehr Einſicht als ihnen zugetrauet hatte: ihre Verfolgungen hörten nun nicht eher auf, als bis man ihm ſein ganzes übriges Leben auf alle Weiſe verbittert hatte. Da wurde er bald mit Feſſeln beladen, bald zu den demüthigſten Rechtfertigungen gezwungen, und als hernach Iſabella ſeine königliche Beſchützerin mit Tode abging, wurde er vom undankbaren Hofe

gänz-

gänzlich vergeſſen, erfuhr nichts als Kränkungen und Schmach, bis er, der große Mann, der die Bewunderung und Verehrung von ganz Europa in hohem Grade verdient hatte, im Jahr 1506 ſeine glänzende aber unglückliche Laufbahn, mehr durch die Laſt ſeines Misgeſchicks daniedergedrückt, als durchs Alter erſchöpft, endigte und aus dieſer Welt in eine beſſere überging. Der große Mann beſaß bey ſeinem Hintritt nicht einen Zoll breit Grund und Boden in dem Lande, das er Europa erworben gehabt; ja er ärndtete nicht einmal davon den Vortheil, daß man jenem Welttheil ſeinen Namen beylegte. Kaum erhielt ſein erblaßter Körper an dem nehmlichen Hofe eine ehrbare Grabſtätte, wo man aus Dankbarkeit ſein Andenken durch die prachtvolleſten und glorreichſten Denkmäler hätte verewigen ſollen.

Wir haben hier nun nicht die Abſicht, den Spaniern und übrigen europäiſchen Nationen auf dem Fuße nachzugehen, die Theilung zu überſehen, welche ſie von den durch Colom entdeckten Ländern unter ſich gemacht haben, und ihre Uſurpationen auf Koſten der Eingebohrnen dieſer Länder, zu ſchildern: dieſes Gemälde würde nur unmenſchliche Ueberwinder darſtellen, welche hundertmal gefühlloſer und barbariſcher verfuhren, als die Wilden, die ſie mishandelten und umbrachten, und deren verabſcheuungswürdige Handlungen zu jeder Zeit bey denen Entſetzen erregen müſſen, die davon die Geſchichte leſen oder hören werden.

Wir wenden uns zu einem angenehmern Schauſpiel, als jene Verwüſtungen und unmenſchlichen Handlungen der erſten Ueberwinder dieſes Welttheils aufgeſtellt haben. Zu Amerika, das heutigestags ruhiger iſt, in engſter Verbindung mit Europa ſich befindet, und uns unaufhörlich eine erſtaunliche Menge Gold, Silber, Perlen und Diamanten, wie auch die reichſten und mannigfachſten Produkte, die die Natur immer anbieten kann,

zu-

zuſchickt, auch ohne Unterlaß ſeine Schätze der Prachtliebe und dem Geitz der Europäiſchen Nationen verſchwendet; endlich zu Amerika, das ihnen die wichtigſten unter allen Materien des Handels liefert, den Stoff zu einem höchſt ausgebreiteten Kommerze an die Hand giebt, wodurch Leben und Thätigkeit überall hervorgebracht wird. Wir werden daher von Norden nach Süden hin die weiten Strecken dieſer neuen Halbkugel durchgehen, und allenthalben das Verkehr und die Verbindungen bemerken, welche zwiſchen jedem dieſer Länder und unſerm Welttheile ſtatt finden. Wir wollen zum Anfang einen vorläufigen Begriff von der lokalen Lage und der Größe und Weite dieſer neuen Welt geben.

Amerika macht die Halbkugel der Erde aus, welche der alten entgegen liegt, daher ihre Bewohner unſere Gegenfüßler ſind. Dieſes außerordentlich weitſchichtige Land liegt unter drey Zonen, nehmlich unter der brennenden, und den beyden gemäßigten: es hat zu Gränzen gegen Norden das Meer und die Atlantiſchen Länder, gegen Süden die Magellaniſche Meerenge, gegen Oſten das Nordmeer, und gegen Weſten das Südmeer. Die Verſchiedenheit dieſer Klimate macht, daß in der Mitte von Amerika die Luft ſehr heiß und brennend, an den beyden äußerſten Enden ſehr kalt, und in den übrigen Theilen ſo gemäßigt iſt, als in Europa.

Amerika theilt ſich in zwey große Kontinente, oder Theile feſten Landes, welche durch eine ſchmale Erdzunge, die man den Iſthmus von Darien nennt, mit einander zuſammenhängen. Das nördlich liegende Stück, bildet Nordamerika, deſſen Theile, welche bis jetzt bekannt geworden ſind, ſich vom 75ten bis zum 11ten Grad Norderbreite erſtrecken. Die vornehmſten Länder, die dieſes in ſich ſchließt, ſind die Hudſonsbay, Canada, die engliſchen Beſitzungen, Florida, Luiſiana, Alt- und Neu-

Neumexiko und Californien. Von dieſen werden einige durchs Nordmeer, die andern aber durchs Südmeer und den Mexikaniſchen Meerbuſen eingeſchloſſen.

Der zweyte Kontinent bildet das ſüdliche Amerika, und liegt zwiſchen 12 und 66 Graden ſüdlicher Breite. In dieſem Theile findet man das Königreich Terra firma, an den Ufern des mexikaniſchen Meerbuſens, Peru und Chili, welche ſich längs am Südmeere hin erſtrecken, und endlich Paraguai, Braſilien und Gujana, die vom Nordmeer beſchränkt ſind.

Zwiſchen dieſen beyden feſten Ländern, hat das Nordmeer einen großen Meerbuſen gebildet, der ſich unter der heißen Zone weit ausdehnt, und zwar vom 11ten Grad nördlicher Breite, bis an den 12ten Grad ſüdlicher Breite. Zwiſchen der Meerengt von Bahama und dem Golfo von Maracaibo liegen in Geſtalt eines Bogens viele Inſeln, die den Namen der Antillen führen, unter dieſen ſind die anſehnlichſten und wichtigſten Cuba, St. Domingo und Jamaika; aber alle, und ſogar die kleinſten, ſind von außerordentlicher Fruchtbarkeit, und ihre reichen Erzeugniſſe geben den Stoff zu einem unermeßlich großen Handel her.

Nordamerika.

Hudſonsbay.

Die nördlichſten Gegenden von Amerika ſind an der Baſinsbay und Smithsbay. Die Länder, welche um dieſelben anliegen, ſind einer ſo außerordentlich heftigen Kälte ausgeſetzt, daß ſie unfruchtbar bleiben und auch nicht bewohnt werden können. Die Hudſonsbay, obſchon ſie unter einer Breite liegt, die vom Pole weiter entfernt, iſt doch auch eine Gegend, welche des Eiſes,

Schnees

Schnees und faſt immerwährenden Winters wegen kaum bewohnt werden kann. Der Erdboden iſt da ſo kalt, daß er kaum armſelige Sträucher hervorbringt; Bäume giebt es da gar nicht. Die Bewohner der weitläufti- gen Strecke Landes, die um die Bay herumliegen, tra- gen unverkennbar den Stempel, womit hier die Natur ihre Hervorbringungen geprägt hat, nehmlich den der Unfruchtbarkeit. Sie ſind da nur in kleiner Anzahl, und ihre körperliche Größe beträgt nicht über vier Fuß. Die, welche man noch am meiſten kennt, ſind die Eskimos, ein wildes und barbariſches Volk, das durchs Verkehr mit den Europäern nie geſittet werden will, ſondern ziemlich den Lappländern und Samojeden gleicht, von welchen es auch wahrſcheinlich herſtammen mag.

Die Thiere ſcheinen in dieſem rauhen Erdſtriche von der Natur mehr begünſtiget zu ſeyn, als die Men- ſchen: ihre Arten ſind ſchön, mit Pelzwerk verſehen, das ſanftes und weiches Haar hat, auch ungemein warm und dicht iſt. Hierunter ſind beſonders Biber, Füchſe, Marder, weiße Bäre, Wölfe und dergleichen: dieſes Rauchwerk macht auch den einzigen Gegenſtand des Handels an der Hudſonsbay aus. Man kann ſich vor- ſtellen, wie groß der Geldgeiz der Europäer ſeyn muß, wie ſie keine Gefahr ſcheuen dieſem nachzugehen, wenn ſie ans Ende der Welt mitten durch tauſend Beſchwer- niſſe ſich durcharbeiten wollen, und dieſer Art Reichthums nachjagen und ſolchen begierig den armſeligen Bewoh- nern dieſes ſchreckenvollen Erdſtrichs abdrücken.

Die Hudſonsbay iſt eigentlich ein bloßes Hand- lungsentrepot; denn die Strenge des hieſigen Klimas iſt Urſache, daß die Europäer weder an Anbau des Lan- des noch an Bevölkerung denken können. Man findet auf dieſen unermeßlich langen Küſten nur zwey kleine Forts, nehmlich das mit Namen Naſſau und Nelſon, in welchen etwa hundert und etliche achtzig Soldaten

und einige Faktore der engliſchen Kompagnie wohnen. Ihre Beſchäftigung beſteht bloß darinne, daß ſie die Pelzwaaren in Empfang nehmen, welche die Wilden herbringen und ſolche gegen allerhand europäiſche Kleinigkeiten vertauſchen, an die man ſie nach und nach gewöhnt hat. Man betrügt aber gewöhnlich dieſe armſeligen und dummen Leute bald am Maaß oder Gewicht, bald an der Beſchaffenheit der Waaren, die ihnen geliefert werden. Auf ſolchen Fuß nun handeln die Beamten der Kompagnie mit den Bewohnern dieſer Gegenden, und empfangen von ihnen jährlich vierzig bis funfzigtauſend Stück Häute und Felle von Bibern und andern Thieren, auf welchen die Kompagnie einen außerordentlich beträchtlichen Vortheil hat. Zwey Drittel von dieſem ſchönen Rauchwerk werden entweder in Natur in England verbraucht, oder in den Manufakturen dieſes Landes verarbeitet. Der Ueberreſt geht nach Deutſchland, wo er unter Begünſtigung des Klimas auch vortheilhaften Vertrieb findet. Die Hudſonsbay-Kompagnie führt jährlich nach dieſem Lande für 16000 Pfund Sterling Waaren aus, und erhält aus demſelben für 29340 Pfund zurück.

Die franzöſiſche Kompagnie, welche ſich in Canada niederließ, ſah nicht ohne Eiferſucht den beträchtlichen Gewinn mit an, den die Engländer von ihrem Pelzhandel zogen; die Franzoſen wollten im Jahr 1682 auch Antheil an dieſem Handel nehmen, dieſe Mitwerberey verurſachte zwiſchen beyden Nationen die größte Erbitterung, welche endlich in offenbare Feindſeligkeiten ausbrach. Dieſe hörten mit dem Friedensſchluſſe zu Utrecht auf, in welchem ausgemacht wurde, daß das Eigenthum der Hudſonsbay England ganz allein zufallen, und dieſer Staat im Beſitz des daſigen Rauchwaarenhandels bleiben ſollte.

Die

Die Hudſonsbay hat ihren Namen dem berühmten engliſchen Seefahrer Henry Hudſon zu danken, welcher da im Jahr 1607 zu allererſt einlief. Er kehrte dahin im Jahr 1610 zum drittenmal zurück, und war im folgenden Jahre ſchon im Begriff nach Europa zurückzuſegeln, als ſeine Leute, die durch die auf der langen Fahrt erlittenen Beſchwerden mismuthig geworden waren, ſich empörten, ihn mit ſieben ſeiner Freunde ergriffen, und ohne Lebensmittel, ohne Waffen in eine Schaluppe ſetzten, und den Wellen Preis gaben. Man hat hernach nicht erfahren, ob Hudſon mit ſeinen unglücklichen Gefährten von der See verſchlungen, oder von den Wilden in der Gegend umgebracht worden ſey, wohin das Schiff etwa verſchlagen wurde.

Die Abſicht, welche Hudſon bey ſeinen Fahrten gehabt, hat weniger auf den Handel Beziehung gehabt, als auf den Entwurf, daß er einen Weg nach China und Oſtindien durch die nordweſtliche Gegend von Amerika ſuchen wollen. Hudſon hatte dieſen nun nicht gefunden. Sein Landsmann und Nachfolger James ſetzte dieſen Entwurf im Jahr 1631 fort, und nachdem er deshalb ſich den größten Gefahren ausgeſetzt hatte, mußte er doch unverrichteter Sache nach England zurückkehren. Kapitän Ellis machte 1746 in der Hudſonsbay einen neuen Verſuch, dieſen erwünſchten Weg zu ſuchen, allein ob er ſich gleich deshalb alle erſinnliche Mühe gab, und als ſachkundiger Mann dabey zu Werke ging, ſo wollte es ihm doch nicht glücken. Nach allen dieſen unglücklich ausgegangenen Verſuchen haben doch die Engländer den Entwurf noch nicht aufgegeben, und nähren noch immer die Hoffnung, daß es ihnen doch endlich damit von ſtatten gehen werde. Nachdem alle Ausſicht verſchwunden iſt, daß dieſer Weg durch die Hudſonsbay entdeckt werden dürfte, ſuchen ſie ihn nun durchs Südmeer auszufinden. Das handeltreibende und ſchiffah-

rende

rende Europa ſiehet mit lebhaftem Verlangen dem Erfolge ihrer Bemühungen entgegen.

Canada.

Die Kälte hält gewöhnlich in dieſem Lande ſehr lang an, und iſt überaus ſtreng. Dieß iſt um ſo auffallender, da Canada unter dem nehmlichen Grad nördlicher Breite liegt, als die ſüdlichſten unter den Provinzen Frankreichs. Man will dieſe kalte Temperatur den Gebirgen, und großen Seen beymeſſen, die an dieſes Land anliegen, ſo wie auch der Nachbarſchaft des Meers, und den unermeßlich weiten Wäldern, womit das Land angefüllt iſt. Ein Beweiß davon iſt auch wirklich der, daß die Kälte merklich in dem Maaße abnimmt, wie mehr Land urbar gemacht wird, und die Bevölkerung ſich vergrößert. Das eigentliche Canada wird gegen Norden durchs Labradorland, gegen Oſten durchs Nordmeer, gegen Süden durch Neuengland begränzt: ſeine Gränzen nach Weſten zu ſind nicht bekannt.

Unter den Europäern ſcheinen die Franzoſen die allererſten geweſen zu ſeyn, die Niederlaſſungen in Canada angelegt haben. Bereits im Jahr 1534 war Jakob Cartier in den St. Lawrencefluß eingelaufen, und hatte da den Pelzhandel mit den Wilden getrieben, welche damals die einzigen Bewohner dieſer unermeßlich weiten Gegenden waren. In der Folge baueten nach und nach andere Franzoſen, obſchon ihnen oftmals bald die Spanier bald die Engländer die Queere kamen, die Stadt Quebec, hernach Montréal und Trois-rivieres, und zwar alle dieſe am Lawrencefluſſe auf und ließen ſich da auf feſten Fuß nieder.

Quebec die Hauptſtadt, iſt 1500 Meilen von Frankreich und 120 Meilen vom Meere; wie ein Amphitheater angelegt, und liegt auf einer Halbinſel, welche

der

der Lawrencefluß und der St. Karlsfluß bilden; man überſiehet darinne auf der einen Seite weite Ländereyen, die ihren Beſitzern guten Nutzen abwerfen, auf der andern eine ſehr ſichere Rheede, die mehr als zweyhundert Schiffe aufnehmen kann: ihr Umkreis beträgt drey franzöſiſche Meilen.

Die franzöſiſche Kolonie, und ihr Handel, weil beyden die Regierung wenig Hülfe leiſtete, blieben beſtändig in mattem Zuſtande, ſo daß beym Friedensſchluß zu Utrecht eine Anzahl von etwa 20,000 Franzoſen, die in dieſem weitſchichtigen Lande zerſtreut waren, wie die Wilden ſich nähren und kleiden mußten.

Die Aufmerkſamkeit, welche das franzöſiſche Miniſterium der Kolonie nach dem Utrechter Frieden ſchenkte, brachte unter den Koloniſten etwas mehr Thätigkeit hervor und ihre Umſtände verbeſſerten ſich. Im Jahr 1758 war die Volksmenge bis auf 90,000 Seelen geſtiegen: 10,000 zählte man zu Quebec in dem Hauptorte der ganzen Kolonie, und dem Mittelpunkte des hieſigen Kommerzes, wo auch zugleich der Sitz der Regierung ſich befand. Die Stadt Trois-rivieres enthielt gegen anderthalbtauſend Einwohner, und Montréal viertauſend: der übrige Theil war in den Wohnplätzen zerſtreuet, die an den Ufern des Lawrenceſtrohmes angelegt worden. Die Ländereyen und angebaueten Strecken zwiſchen Quebec und Montréal waren ungemein fruchtbar, und längs am Kanale ſah man die abwechſelndſte Kultur in allen Arten Getraides, daß es das Auge ergötzte; aber Hauptgegenſtände des Handels waren die Rauchwaaren und das Schiffsbauholz. Das Land iſt mit wilden Thieren, inſonderheit Luchſen, Füchſen, Bären, Wölfen, Mardern, Elendthieren, Gazellen, Kaninchen, u. ſ. w. angefüllt, die ſchönes Pelzwerk liefern. Allenthalben findet man große Wälder von Tannen- und Fichtenbäumen, die eine außerordentliche Länge und

Dicke

Dicke haben, und zum Schiffsbau das beſte Holz geben. Zu welcher Höhe hätte nun nicht dieß Kommerz ſteigen, welche Fortſchritte im Wohlſtande nicht die Kolonie hier machen können, wenn ihr das Hauptland die Unterſtützung und Aufmunterung gegeben hätte, die ſie bedurfte? Allein da dieſe Kolonie nur ſchwach oder unzulänglich vertheidiget wurde, mußte ſie endlich unter den immer mehr verſtärkten Angriffen eines Feindes erliegen, dem ſo unſäglich viel daran gelegen war, ſich ihrer bemächtigen zu können. Durch den Friedensſchluß vom Jahr 1763 wurde Frankreich genöthiget Canada an England abzutreten. In dieſem Zeitpunkte beſtand die Bevölkerung dieſes Landes in 99,000 Seelen, und das Hauptland empfing daraus jährlich

An Biberhäuten	für 200,000	Thaler.
An andern ſchönen Rauchwaaren von obgedachter Art	800,000	—
An Seehundsthran	62,500	—
An Weitzenmehl, Erbſen und dergleichen	62,500	—
An Schiffsbauholz und Theer	37,650	—
Alſo zuſammen für	1,162,650	Thaler.

Zu dieſen Artikeln kommen jetzt noch Wallfiſchbaarden, Bibergeil, Gingſeng, Schlangenwurzel, Frauenhaar, mediciniſche Pflanzen ꝛc. hinzu.

Seit Canada in Englands Hände gekommen iſt, hat ſich die Volksmenge, welche durch den Krieg merklich vermindert worden war, wieder ſtark gehoben, ſo daß ſie bis auf 130,000 Seelen betrug: die Rauchwaaren dieſer Kolonie ſind noch einmal ſo hoch im Preiſe auf den Märkten in Europa geſtiegen; die Viehheerden haben ſich vermehrt, und auch der Flachs- Hanf- und Tabaksbau anſehnlich zugenommen. Unterdeſſen hatten doch die Ausfuhren im Jahr 1769 ſich noch nicht ver-

vergrößert. Die, welche in dieſem Jahr ſowohl nach England, als nach deſſen Kolonien geſchehen waren, beliefen ſich nur auf 1,019,400 Thaler; der Betrag war alſo geringer, als er vor dem Kriege geweſen, wie Canada ſeine Waaren nach Frankreich lieferte.

Es iſt auch die Frage, ob die Engländer lange Canada beſitzen werden. England hat durch den Abfall ſeiner vorigen Kolonien den Beweiß erhalten, daß jedwede Beſitzung, die vom Staate auf eine große Weite entfernt iſt, nicht gar lange Beſtand haben kann, daß ſie mit großem Aufwande verknüpft iſt, und doch am Ende nur ſchlecht verwaltet, unzulänglich vertheidiget werden kann. Man darf eben kein großer Staatskluger ſeyn, wenn man die Vermuthung hegt, daß Canada eines Tags als Neuenglands Gränznachbar die Beute der Nordamerikaner ſeyn werde. Die Lage dieſer Freyſtaaten, die Lokalumſtände, und die Politik, kurz, die wichtigſten Beweggründe werden dieſe antreiben, daß ſie einen für ſie gefährlichen Feind ſich vom Halſe ſchaffen, und die natürliche Unruhe, die dieſer Nachbar immer zu erkennen giebt, wird vielleicht früh genung ihnen einen Vorwand leihen, zu dieſem Unternehmen ſchreiten zu können.

Nach Quebek ſind Montréal und Trois-rivières die vornehmſten Plätze in Canada. Der Pelzhandel dieſes letztern iſt aber jetzt faſt völlig nach dem andern hingezogen. Montreal liegt auf einer Inſel, die zehn Meilen lang, und höchſtens viere breit, und vom Lawrenceſtrohm gebildet iſt, und zwar 60 Meilen von Quebek. Der Canada- oder Lawrenceſtrohm durchſtrömt dieſes ganze Land von Südoſt nach Nordweſten hin. Er geht in ſeinem Lauf über 800 Meilen weit; ſeine Tiefe beträgt über 200 Klafter oder Faden, und die Breite der Mündung mehr als 80,000 geometriſche

Schrit-

Schritte; er ſtürzt endlich durch den Lawrence-Meerbuſen ins Nordmeer.

Acadien oder Neu-Schottland.

Der Name Neuſchottland wird heutiges Tags einem Lande gegeben, welches ſich auf dreyhundert Meilen an der Küſte hinſtrekt, und zwar von den Gränzen Neuenglands an bis an das ſüdliche Ufer vom St. Laurentiiſtrohm; in der vorigen Zeit ſcheint man aber darunter nur eine große Halbinſel von dreyeckiger Form verſtanden zu haben, welche gegen die Mitte dieſer weiten Strecke zu gelegen. Dieſe Halbinſel, die die Franzoſen Acadie nannten, iſt durch ihre Lage ſehr geſchickt, den Schiffen zur Zuflucht zu dienen, die von den Antillen herkommen. Sie zeigt ihnen ſchon von weitem eine große Anzahl vortreflicher Häfen, wo man bey allen und jeden Winden ein und auslaufen kann. Man ſiehet nahe am Geſtade viel Kabeljauſiſche, und derer noch in größerer Menge an gewiſſen kleinen Bänken, die von der Küſte nur einige Meilen entfernt ſind.

Das dürre Geſtade giebt alle Bequemlichkeit den Fiſch zu trocknen; und die gute Art des einwärts liegenden Bodens ladet die Leute zu allerley Kultur ein. Das Holz, welches hier wächſt, taugt zu vielerley Gebrauch. Das benachbarte feſte Land endlich ziehet die Handelsleute durch einige ſchöne Pelzwaaren, die es liefern kann, herzu. Auch mangelt es hier nicht an Boden, der zum Getraide-Flachs-und Hanfbau geſchickt wäre, wie auch an Weiden für einen zahlreichen Viehſtand. Kurz, das Land hat weiter nichts nöthig, als eine weiſe Regierung, die den hieſigen Handel ſchützen und die Induſtrie der Einwohner begünſtigen wollte.

Ein

Ein ſo gutes Land iſt ein ganzes Jahrhundert durch der Zankapfel zwiſchen den Franzoſen und Engländern geweſen. Sie haben es immer umzechig beunruhiget und verheert. Die Franzoſen ließen ſich darinne im Jahr 1606 nieder, und ſtifteten eine Kolonie zu Port-Royal. Kaum hatten ſie angefangen, hier einigen feſten Fuß zu gewinnen, als die Engländer ſich davon Meiſter machten. Dieſe wurden nun wohl durch den Friedensſchluß zu Breda verbunden, es Frankreich wieder zu geben; allein 1690 kamen ſie wieder, griffen das Etabliſſement von neuem an, und nahmen es wieder weg. Sie hielten nun darüber ſo feſt und hartnäckig, daß 1713 beym Friedensſchluß zu Utrecht Frankreich ſich bequemen mußte, ihnen ganz Acadien abzutreten, welches ſie hernach Neu-Schottland nannten, und Port-Royal bekam den Namen Annapolis, zu Ehren der Königin Anna, die damals England beherrſchte. In dem Friedenstraktat zu Utrecht hieß es, daß die Engländer Acadien nach den alten Gränzen, die es gehabt hätte, beſitzen ſollten. Dieſer Ausdruck, der mehr als eine Auslegung litt, hat ſeitdem zu einem blutigen Kriege veranlaßt, der endlich den gänzlichen Verluſt von Canada nach ſich zog. Dem Friedensſchluſſe vom 10ten Febr. 1763 zufolge that Frankreich auf alle Anſprüche Verzicht, die es auf Acadien gehabt hatte, überließ der Gegenſeite Cap-Breton, die St. Johannisinſel und alle die Eilande, welche es am Golfo und Strohm St. Laurentii beſeſſen hatte.

Wie die Engländer Herren von Acadien geworden waren, erlaubten ſie anfänglich den franzöſiſchen Koloniſten da zu bleiben, und dieſe dazu zu vermögen, verſprach man ihnen, daß ſie nie gezwungen werden ſollten, gegen ihr voriges Mutterland Kriegsdienſte zu thun; allein zu gleicher Zeit drückte man ſie auf alle Weiſe. Es kam allmählig ſo weit, daß ein Theil dieſer unglücklichen

Leute

Leute auswanderte, und die Uebrigen waren ſchon im Begriff jenen nachzufolgen, als man ſie zuſammen berief, unter dem Vorwande, daß ſie ihren Eid der Treue erneuern ſollten. Kaum hatten ſie ſich aber geſtellt, als ſie ſämmtlich feſt genommen, und auf Schiffe gebracht wurden, die ſie nach andern engliſchen Kolonien brachten, wo ſie zerſtreuet wurden. Und da iſt hernach die größte Anzahl dieſer Leute theils aus Bekümmerniß, theils aus Elend umgekommen.

Durch dieſes gewaltthätige Verfahren verlohr Acadien mit einemmale 18,000 ſeiner beſten Koloniſten. Dieſe Lücke wieder zu erſetzen, bewog die engliſche Regierung eine Anzahl deutſcher Leute, ſich dort niederzulaſſen. Auch einige engliſche Familien zogen ins Land. Während des letztern Krieges flüchteten die engliſchamerikaniſchen Familien hieher, welche ihr Glück und Vermögen nicht aufs Spiel ſetzen wollten. Dieſer ſiehet man nun gegen 40,000 Seelen, vornehmlich in den Gegenden um Annapolis, Hallifax und Lüneburg verſammelt. Dieſe letztere Stadt, welche von wirthlichen und arbeitſamen Deutſchen bevölkert worden, iſt unter allen im Lande am meiſten im Flor. Hallifax liegt im ſüdöſtlichen Theil der Halbinſel, und dieſe Stadt iſt mit guten Fortifikationen umgeben. Nach den Beobachtungen des Herrn von Chabert liegt Hallifax unter 65 Gr. 51 M. 8 S. Länge, und 44°. 39′. 4″ ſüdlicher Breite von Paris. Der Platz hat eine ſchöne Werfte zum Schiffsbau, und die Schiffe finden da einen bequemen Hafen, wo ſie ſich entweder ausbeſſern, oder bey üblem Wetter Schirm finden können. Sie bleiben da ſo lange als ſie nur wollen, und liegen hier in aller Sicherheit die Zeit über, wo die Schiffahrt in den hieſigen Gewäſſern gehemmt iſt, und können ſich da mit allem Nöthigen verſorgen, was ſie zur Fortſetzung ihrer Reiſe brauchen.

Ob nun gleich England nicht aufgehört hat, dieſer neuen Kolonie Aufmunterungen zu geben, ſo will ſie doch nicht merklich zunehmen. Die Einfuhren belaufen ſich jetzt im jährlichen Durchſchnitt auf 26,500 Pfund Sterling, oder 160,000 Thaler nach ſächſiſchem Gelde.

Die Ausfuhren beſtehen in 3000 Fäſſern Makrelen in Salz eingelegt, zu 20 Sh.	3000 Pf. Sterl.
2500 Tonnen Kabeljau, zu 10 Pf.	25000 —
300 Tonnen Thran, zu 15 Pf.	4500 —
5 Tonnen Wallfiſchbaarden, zu 300 Pf.	1500 —
Planken, Maſten und anderm Schiffszimmerholze,	für 4000 —
	38000 Pf. Sterl.
	oder gegen 230,000 Rthlr.

Hieraus erſiehet man, daß gegenwärtig der ganze Exporthandel dieſes Landes in Fiſchwaaren und Holze beſtehe. Er will wirklich noch nicht viel bedeuten; England kann aber doch mit Grunde hoffen, daß er mit der Zeit gute Fortſchritte gewinnen wird, da das Land dazu die ſchönſte Lage hat, der Boden fruchtbar iſt, und es den Bewohnern deſſelben nicht an Induſtrie fehlt. Aber freylich muß man vorausſetzen, daß die Entwürfe, die etwa die freyen Amerikaner, als welche ſehr gefährliche Nachbarn von Neuſchottland ſind, dagegen machen könnten, dieſem nicht entgegen ſeyn müßten.

St. Johannisinſel.

Dieſe Inſel iſt, ſo viel das Klima anbetrift, wenig von Neuſchottland unterſchieden, aber ihr Boden

deſt-

deſto mehr. Der auf der St. Johannisinſel iſt zu Viehweiden am tauglichſten und der in Neuſchottland zum Ackerbaue. Dieſer Unterſchied bringt beyden keinen Nachtheil, im Gegentheil giebt er ihnen Gelegenheit zu einem vortheilhaften Umtauſch ihrer wechſelſeitigen Erzeugniſſe.

Durch den Frieden von 1763 wurde dieſe Inſel nebſt einigen andern die im St. Laurentii Meerbuſen liegen, von Frankreich an die Engländer abgetreten. Kaum waren aber dieſe Meiſter davon, als ſie mehr als 3000 Franzoſen, die da ſich niedergelaſſen hatten, vertrieben. Die Stelle dieſer iſt durch Irländer und durch Bergſchotten erſetzt worden, doch hat ihre Anzahl ſich noch nicht über 1200 erſtreckt. Die Leute beſchäftigen ſich mit dem Kabeljaufange und etwas mit dem Anbau des Bodens. Der Ertrag von beyden iſt jedoch bis jetzt noch immer zu ſchwach geweſen, daß die Inſulaner Verkehr mit Europa hätten haben können. Entweder zu Quebec oder zu Hallifax ſetzen ſie den Ueberfluß der Erzeugniſſe ab, die ſie ſelbſt nicht verbrauchen.

Bis 1772 iſt St. Johann eine Dependenz von Neuſchottland geweſen. Zu dieſer Zeit aber ward die Inſel ein beſonderer Staat, dem man einen Gouvernör, ein Conſeil, eine Verſammlung, eine Admiralität und eine Zollkammer bewilligte. Dieſem Etabliſſement noch mehr Anſehn zu geben, wurden die Magdaleneninſel, und die Königsinſel (isle Royale) dazu geſchlagen; die letztere iſt vormals ſehr berühmt geweſen, hat aber ihre Wichtigkeit verlohren, ſeitdem ſie unter die neue Herrſchaft gekommen iſt. Louisbourg, der Hauptort, welches noch vor dreyßig Jahren dem engliſchen Amerika ſo furchtbar geweſen, iſt jetzt weiter nichts als ein Hauſe Ruinen. Viertauſend Franzoſen, die die Inſel bewohnten, ſind vertrieben und zerſtreut worden, und bisher hat man dieſe nur erſt durch 5 bis 600 Mann erſetzt, die

ſich weniger mit dem Fiſchfang abgeben, als Schleich-handel treiben.

Inſel St. Pierre und Miquelons.

Von allen den weitſchichtigen Beſitzungen, welche die Franzoſen in Nordamerika gehabt haben, bleibt ihnen jetzt weiter nichts übrig, als isle de St. Pierre und die beyden Miquelonsinſeln. Zufolge des Friedenstraktats vom Jahr 1763 ließen die Engländer die Franzoſen in dieſem Beſitz fort, und dieſen iſt das Eigenthum durch den 4ten Artikel des Friedens vom Jahr 1783 beſtätiget worden. Die gedachten Inſeln deren Bewohner lediglich den Kabeljaufang treiben, liegen nur drey Meilen von dem ſüdlichen Theil der Inſel Neu-found-land ab.

St. Pierre hat 25 Meilen im Umfang, dabey einen Haſen, worinne dreyßig kleine Schiffe ſichern Schirm finden können, und eine Rheede, welche Raum für etwa vierzig Schiffe von aller Größe darbeut; die Küſten der Inſel ſind zum Trocknen der Fiſche ſehr gut und bequem. Im Jahr 1773 hatten ſich hier ſechs-hundert und vier Leute häuslich niedergelaſſen, und eine faſt gleiche Anzahl Matroſen überwinterte da.

Die Miquelonseilande ſind in jedem Betracht weniger wichtig, als die erſte Inſel. Man zählte auf denſelben zu eben der Zeit nur ſechshundert neun und vierzig Einwohner, und hundert ſieben und zwanzig fremde Fiſcherleute hielten ſich da von einem Fange bis zum andern auf.

Die Arbeiten der Inſulaner, verbunden mit denen, welche 450 Seeleute verrichteten, die aus Europa anlangten, brachten im Jahr 1773 nur folgende Erzeugniſſe hervor:

nehmlich

nehmlich 36,670 Centner getrockneten Kabeljau oder Morue, und
253 Oxhöſt Leberthran.
Die zuſammen 201,372 Thaler nach ſächſiſchem Gelde verkauft wurden.

Seit 1773 haben St Pierre und die Miquelons durch Uebereinkommen zwiſchen Frankreich und England die Freyheit bekommen, ihre Fiſcherey an einer weitern Küſte ausdehnen zu dürfen, daher ſtieg nun auch der Ertrag der franzöſiſchen Fiſcherey, und 1777 war dieſer ſchon von 70,104 Centnern trockenen Stockfiſches und 76,794 Centner eingeſalzenen oder ſogenannten grünen Kabeljaues geſtiegen.

Indeſſen iſt Frankreich doch nicht im Stande geweſen, ſo die fremden Märkte mit dieſer Waare zu verſorgen, als es zwanzig Jahr vorher thun konnte. Was ſeine Leute jetzt fangen, reicht kaum zum Verbrauch im eigenen Lande zu. Der ganze Gewinn von dieſem ſo wichtigen Handel fällt den Engländern in die Hände. Dieſe liefern nun dem ſüdlichen Europa und ganz Weſtindien den benöthigten Kabeljau. Außerdem was davon in Englands Niederlaſſungen verbraucht wird, bringt dieſer Zweig der Fiſcherey ſeinen Unterthanen auch eine beträchtliche Menge Metalle und Produkte zu, die dafür eingetauſcht werden.

Inſel und Bank von New-found-land.

Die New-found-land Inſel liegt der öſtlichen Küſte von Amerika gradüber und an der Einfahrt in dem St. Laurentii Meerbuſen. Ihre Geſtalt iſt dreyeckig, und man giebt ihr gemeiniglich einen Umfang von 300 Meilen. Das Innere derſelben iſt dürr und unfruchtbar; man hat ſich nie recht tief hineingewagt; theils weil die Zugänge beſchwerlich ſind, theils auch weil die Ver-

Vergeblichkeit der Bemühung in die Augen leuchten muß. Dieſe Inſel iſt bloß der Küſten wegen wichtig, und der Nähe der großen Bank halber, an welcher der Kabeljaufang vor ſich geht; dieſer Fiſch wird hier ſo reichlich gefangen, daß ganz Europa und Amerika damit verſorgt werden können.

Die große Bank bey New-found-land, welche die größte Menge dieſer Fiſche giebt, iſt eine Erdzunge, welche ſich von den Trümmern des feſten Landes gebildet hat, die die See losreißt und anhäuft. Die beyden äußerſten Ende dieſer Bank laufen ſo ſpitzig zu, daß es ſchwer fällt ihre Gränzen genau und richtig angeben zu können. Man giebt ihr insgemein eine Länge von 160, und eine Breite von 90 Meilen.

Die Reichthümer, welche zum Handel die Fiſchereyen der Inſel und Bank von New-found-land liefern, ſind einzig in ihrer Art. Die übrigen Gegenden der Erdkugel geben ihre Hervorbringungen nur, daß ſie im Tauſch dafür einen andern Wehrt empfangen. Aber die New-found-landsbänke geben die ihrigen umſonſt. Man hat da weiter keine Mühe, als daß man aufſammelt und zuſammenraft, und bereichert ſich dabey ſo ſchnell, als bey irgend einem andern Handel. Ein Schiff, welches für eine Million im Wehrt an Stockfiſch oder Kabeljau geladen hat, iſt ſo koſtbar als ein anders, das eine gleiche Summe an Gold- oder Silberſtangen mit ſich bringt. Nur iſt noch der Unterſchied, daß die Minen, welche die Metalle geben, endlich erſchöpft werden; aber die Fiſchereyen geben immer in gleich reichem Maaße ihre Schätze her: überdem finden auch die meiſten von den Unglücklichen, die die Bergwerke bauen, darinne ihr frühes Grab, oder ſetzen dabey ihre geſunden Glieder zu, wo dagegen der Fiſchfang, diejenigen, die ſich damit abgeben, ſtärker und geſünder macht, und die Leute abhärtet.

Die

Die Natur ſelbſt ſcheint die Küſten an der Inſel New-found-land dazu auserſehen zu haben, daß hier zu dieſer Fiſcherey alles ſich ſchicken ſollte. Dieſe Küſten ſind mit Buchten, Rheeden und Häfen angefüllt, welche den auf dieſen Fang beſtimmten Schiffen ſichere Zufluchtsörter bey ſtürmiſchem Wetter abgeben können: ſie ſind gemeiniglich mit kleinen Kieſelſteinen bedeckt, welche recht dazu geſchickt ſcheinen, daß die Fiſche, die man in dieſem Gewäſſer fängt, darauf ausgelegt, und getrocknet werden können. Selbſt die große Bank iſt den Schiffen nichts weniger als gefährlich: in einiger Weite von den Ufern oft dicht an der Bank kann man ſo ruhig mit dem Schiff liegen, als auf einer Rheede, wenn nicht etwa von Ungefähr ein Sturm aus der Ferne plötzlich einfällt.

Ueberhaupt iſt die Luft auf der Inſel und der Bank von New-found-land, obſchon beyde in beſtändigen Nebel eingehüllt ſind, geſund, und dieſe Geſundheit dauert bey den Fiſchern durch die ganze Zeit ihrer Arbeiten unverändert fort, obgleich dieſe äußerſt beſchwerlich ſind, und ihnen des Tags nicht über vier Stunden Zeit zur Ruhe übrig bleibt. Dieß iſt aber nur von der herumirrenden Fiſcherey zu verſtehen, welche mit Schiffen geſchiehet, die aus Europa dahin geſchickt werden; denn da ſolche zu beſtimmter Zeit wieder nach Hauſe zurückkehren müſſen, ſo muß die Arbeit immer beſchleuniget werden, und es kann kein Aufſchub ſtatt finden. Die ſitzende oder feſte Fiſcherey, welche die Bewohner New-found-lands treiben, iſt immer vortheilhafter, und nicht mit ſolche Mühe verbunden; ſie geſchiehet nicht mit ſolcher Eile, und iſt dazu viel bequemer auch.

Die Fiſcherey hier dauert das ganze Jahr durch, ausgenommen von der Mitte des Julii an bis in den halben Auguſt, zu welcher Zeit der Fiſch gemeiniglich von der großen Bank zu verſchwinden pflegt. Zu Anfang

fang des Septembers, wo die Sonne nicht mehr mit dem Nachdruck ihre Strahlen herwirft, daß der Fiſch gehörig getrocknet werden könnte, nehmen die Arbeiten der unſtäten Fiſcherey ihre Endſchaft, und die Fahrzeuge eilen nun, und machen ſich zum Abſegeln gefaßt: viele gehen auch ſchon vorher, nehmlich noch ehe der September eintritt, ab, und ſteuern nach Weſtindien oder nach den katholiſchen Staaten in Europa zu, damit ſie zuerſt mit ihrer Waare da ankommen, und die Vortheile der Neuheit einärndten können, welche natürlich wegfallen, wenn mehrere ihre Ladungen zuführen und der Markt überladen wird.

Der friſche Kabeljau dient bloß denen zum Verbrauch, die ihn fiſchen. Wenn der Fiſch aber zum Handel geſchickt seyn ſoll, muß er eingeſalzen und hernach getrocknet, oder auch nur bloß eingeſalzen worden ſeyn. Dieſen letztern nennt man grünen Kabeljau, und er wird an der großen Bank gefiſcht. Der geſalzene und getrocknete wird Stockfiſch und Dorſch genannt, und gemeinhin an den Küſten von New-found-land gefangen. Sowohl die eine als auch die andere Sorte findet in vielen Gegenden von Europa und Amerika Vertrieb.

Man ſollte ſich vorſtellen, daß der Reichthum an Fiſchen, welchen die Natur mit ſo freygebiger Hand an der Bank von New-found-land ausgeſpendet hat, allen Nationen gemein ſeyn müßte, und daß alle da die Fiſcherey frey hätten; allein die Habgier die von der Uebermacht unterſtützt wurde, hat anders darüber entſchieden. Die Engländer und die Franzoſen, welche Kolonien in Nordamerika angelegt haben, haben es mit leichter Mühe ſo weit gebracht, daß ſie ſich der Inſel und der Bank von New-found-land bemächtigen können. Spanien hat beym 1763ger Frieden auf die Anſprüche Verzicht gethan, die es deshalb haben konnte. Die Hol-

Holländer, Dänen und Schweden gehen und fiſchen den Stockfiſch, Dorſch und Kabeljau in den Nordmeeren Europas. Beſonders wird deſſen viel an den isländiſchen Küſten gefangen; aber der Fiſch iſt da nicht in ſo reichlicher Menge vorhanden, als bey New-foundland, und auch nicht von ſolcher Güte, und von ſo delikatem Geſchmack.

Niemand alſo, als die Britten und Franzoſen beſuchen unter den Europäern die Gewäſſer bey New-foundland, und haben da ihre Einrichtungen. Die beyden Nationen haben da oft eine der andern die Oberhand bey dieſer Fiſcherey ſtreitig gemacht. Durch den Frieden zu Utrecht erhielten dieſe die Engländer. Die Unglücksfälle die damals Frankreich begegneten, nöthigten dieſen Staat, daß er ſeinen Gegnern den völligen Beſitz von Terre-neuve überlaſſen mußte, wobey er ſich aber die Freyheit vorbehielt, an einem Theile der Küſten dieſer Inſel, und ſelbſt an der ganzen großen Bank, welche davon ein abhängiges Stück ausmacht, fiſchen zu dürfen. Zufolge des 13ten Artikels vom Friedensſchluſſe zu Utrecht erſtreckte ſich der Theil der Küſten, wo die Franzoſen die Freyheit zu fiſchen behielten, vom Kap Buonaviſta an, bis ans Vorgebirge St. Jean unter dem 50ſten Gr. Norderbreite: da indeſſen eine ſolche Lage öftern Zank zwiſchen den beyden Nationen hervorbringen mußte; ſo wurde durch den Friedenstraktat zu Verſailles, der im September 1783 geſchloſſen worden iſt, ausgemacht, daß der den Franzoſen anzuweiſende Raum am Kap St. Johann im Norden anfangen, und abwärts an der weſtlichen Küſte der Inſel New-found-land bis an den Ort ſich erſtrecken ſolle, der den Namen Cap Roye führt, und unter 45 Gr. 50 M. Norderbreite liegt. Es wurde durch den nehmlichen Traktat bedungen, daß die franzöſiſchen Fiſcher im Genuß der Fiſcherey bleiben ſollten, welche ihnen durch

durch gedachten Artikel zuerkannt iſt, ſo wie ſie auch das Recht fortbehalten ſollten, das ihnen durch den Frieden zu Utrecht ertheilt worden war. Was die Fiſcherey in dem St. Laurentii-Golfo anbelangt, ſo wurde die Sache dahin entſchieden, daß die Franzoſen fortfahren ſollten, ſolche gemäß dem 5ten Artikel des Pariſer Traktats vom Jahr 1763 zu treiben.

Im Jahr 1773 belief ſich der Ertrag der Stockfiſch- und Kabeljaufiſcherey, die die Franzoſen in dieſem Jahre machten, auf 1,510,921 Thlr. 6 Gr.

Die Küſten von New-foundland gaben 190,060 Centner trockenen Stockfiſch, zu 18 Livres, betrug	855,270	Thlr.	—
2825 Faß Fiſchthran, zu 140 Livres das Faß	98,875	—	—
Die große Bank bey Terreneuve lieferte 2,041,000 Stück grünen Kabeljau, von welchen das Hundert zu 67 Liv. 10 S. verkauft wurde	344,418	—	18
	1,298,563	Thlr.	18 Gr.
641 Fäſſer eingeſalzenen Kabeljau zu 40 Liv.	6,410	—	—
122 Fäſſer Fiſchthran zu 150 Liv.	4,575	—	—
Die St. Pierre-Inſel und die beyden Miquelons ſchickten, 36,670 Centner trocknen Stockfiſch oder Morue zu 21 Liv.	192,517	—	12 Gr.
253 Fäſſer Thran, verkauft zu 140 Liv.	8,855	—	—
Nach ſächſiſchem Gelde	1,510,921	Thlr.	6 Gr.

Dieſe

Dieſe Fiſchwaaren ſind mit 264 Schiffen nach Frankreich gebracht worden, von welchen St. Malo und Granville zwey Drittel des Ganzen ausgerüſtet und abgefertiget hatten.

1784 rüſteten die Häfen Frankreichs 330 Schiffe nach New-found-land aus, die mit 11,315 Matroſen bemannet waren, und deren Ausrüſtung 13,990,000 Livres koſtete. Die beyden Städte, die hier vorgenannt ſind, hatten wieder den größten Antheil daran. Der Wehrt der gefangenen Fiſche betrug in dieſem Jahre 11,797,000 Livres, oder 2,949, 250 Thaler ſächſiſch.

Die Stockfiſch- und Kabeljaufiſcherey hat ihre Gefahren und Beſchwerniſſe ſo gut als jedwede andere Gattung der Fiſcherey. Die Häfen und Keeke, wo das ebene und kieſichte Geſtade zum trocknen der Fiſche zu weit vom Meere abliegt, machen, daß mit dem Hin- und Herſchaffen zu viel Zeit verlohren geht. Auch giebt es ſolcher Häfen, Keeke und Buchten, deren Grund aus Felſen beſtehet, und weil dieſer nicht mit Seegras bewachſen iſt, zieht er auch die Fiſche nicht herzu. Aber ſelbſt die günſtigſten dieſer Oerter geben einem noch nicht Verſicherung, daß die Fiſcherey gut ausfallen werde. Der Fiſch kann nicht allenthalben gleich reichlich vorhanden ſeyn: er nimmt ſeinen Strich bald nach Norden, bald nach Süden zu, bald wendet er ſich nach der Mitte der Küſte, nachdem er etwa durch die Richtung der Winde und Ströhme herzugetrieben oder zurückgeſtoßen wird. Wehe den armen Fiſchern, die gerade von den Oertern und Stellen weit ab ſind, die der Fiſch zu ſeinem Aufenthalt gewählt hat! Ihre Koſten ſind dahin, denn ſie können hernach unmöglich den Fiſchen mit allem dazu erfoderlichen Geräthe nachziehen.

Die Inſel New-found-land iſt von der Labradorküſte nur durch einen Kanal von mittlerer Größe geſchieden, der unter dem Namen Détroit de Belle-isle

bekannt

bekannt iſt. Das wenige, was man vom Innern dieſer Inſel kennt, iſt mit ſteilen Felſen, mit Bergen die an den Gipfeln mit ſchlechtem Gehölze bewachſen ſind, und mit engen und ſandreichen Thälern angefüllt. Dieſe unzugängigen Gegenden ſind mit Rothwildpret dicht beſetzt, und dieſes hier vermehrt ſich um ſo ſtärker, da es in ſeinen Schlupfwinkeln nicht verfolgt werden kann. Man hat da nie andere Wilden geſehen, als einige Eskimos, die vom feſten Lande in der Jahrszeit, wo die Jagd betrieben werden kann, herkommen.

Im Jahr 1764 iſt die Küſte Labrador von Canada abgetheilt, und zu Terreneuve oder New-found-land geſchlagen worden. Dieſe Küſte iſt bis jetzt nur noch wenig bekannt. Die Fiſcherey, die die Engländer an dieſer treiben, giebt jährlich im Durchſchnitt:

1500 Tonnen Wallfiſchthran zu 15 Pf. Sterl.	22,500 Pf. Sterl.
310 Tonnen Seekälberthran zu 15 Pf.	4,650 —
72 Tonnen Wallfiſchbaarden zu 300 Pf. die 20 Centn.	21,600 —
12000 Stück Robbenhäute zu 6 Den.	300 —
	49,050 Pf. Sterl.

Die Ausfuhren, welche deshalb aus England geſchehen, balanciren keineswegs dieſe Gegenſtände; denn die Engländer haben kein Verkehr mit den Eingebohrenen des Landes, auch keine Niederlaſſung in dieſer Gegend.

England treibt die Fiſcherey bey New-found-land mit 380 Schiffen, deren jedes mit 12 Mann beſetzt iſt, und mit 2000 Barken, jede mit 8 Matroſen bemannt. Dieſe fahren von London, Pool, Weymouth, Dartmouth, Tynemouth, Topsham, Briſtol, Liverpool und ver-

verſchiedenen Häfen in Irland aus, ſegeln nach New-found-land mit aſſortirten Ladungen von gemeinen Tüchern, Kattunen, Zitzen, Leinen, Schießpulver und Gewehren, Fiſchereygeräthſchaften, Lederwaaren, Eiſen, Stahl, Kupfer und verarbeitetem Zinn, Tabakspfeifen, Mützen, Strümpfen, Hüten, Lichtern, Tauwerk, Krämereywaaren, Schiffsproviſionen, Oehl, Thran. Speck, Pöckelfleiſch, Bier, Malz, Brantwein und Weinen.

Sie bringen hernach die Fiſche, den Thran u. ſ. w. auf die verſchiedenen Märkte in Spanien, Portugall und Italien.

England erhält von New-found-land jährlich im Durchſchnitt: 30,000 Tonnen Stockfiſch oder trockener Morue zu 10 Pfund 300,000 Pf. Sterl.
3000 Tonnen Trahn zu 15 Pf. Sterl. macht 45,000 —
Zuſammen für 345,000 Pf. Sterl.

Dieſe Preiſe ſind nur ſo angenommen, wie die Artikel an Ort und Stelle gelten; aber auf den verſchiedenen Märkten, wohin man ſie ſchickt, werden ſie zwey bis dreymal ſo hoch angebracht. Man kann alſo, ohne die Sache zu übertreiben, annehmen, daß die Fiſcherey bey New-found-land und an der Labradorküſte zuſammen gerechnet, England jährlich bis drey Millionen Thaler nach deutſchem Gelde einbringe.

Neu-England, oder die Staaten Maſſachuſett, Hampſhire, Rhode-Island und Connecticut.

Das eigentlich ſogenannte Neuengland erſtreckt ſeine Küſten auf 300 franzöſiſche Meilen in die Länge und die Breite ins Land hinein mag gegen 50 Meilen betragen. Es liegt zwiſchen 35 und 42 Gr. nördlicher Breite.

Breite. Seine Gränzen im Norden ſind Canada, gegen Weſten New-York, und gegen Oſten und Süden Neuſchottland und der Ocean. Obgleich dieſes Land mitten im gemäßigten Erdſtrich gelegen, ſo iſt hier der Winter doch ſehr ſtreng und hält ſehr lang an; dagegen iſt aber auch der Sommer hier weit heißer, als er in den europäiſchen Ländern, die mit dieſem in gleicher Linie liegen, zu ſeyn pflegt. Man hat jedoch die Bemerkung gemacht, daß Kälte und Hitze gemäßigter werden, und das Klima geſünder wird, ſo wie die Waldungen, beſſer ausgehauen, die Landſchaften angebauet werden, und die Luft leichter zirkuliren kann, denn hernach kann dieſe die Dünſte mit wegnehmen, die ſonſt, wenn ſie ſtocken und ſich anhäufen, der Geſundheit der Menſchen großen Nachtheil verurſachen.

Urſprünglich haben die vorgenannten vier Provinzen ſich mit einander verbunden gehabt, damit ſie deſto nachdrücklicher den Einfällen und Streifereyen der Wilden ſich widerſetzen konnten. Alle haben ungefähr dieſelbe Temperatur, und auch einerley Kulturart. Doch iſt der Boden nicht überall von gleicher Beſchaffenheit; aber ſeine Güte verbeſſert ſich in dem Maaße, wie man näher nach Süden zu fortſchreitet; die Waiden und Wieſen ſind vortreflich. Das Ackerland iſt bisher noch keiner der europäiſchen Getraidearten günſtig geweſen. Z. E. der Waitzen iſt da dem Brande unterworfen; die Gerſte vertrocknet, und der Hafer wächſt mehr in die Halmen, als er Körner giebt.

Die einzigen Kulturgegenſtände, die ſich fürs Land recht ſchicken, ſind Flachs, Hanf, Hülſenfrüchte, und über alles Mais oder Indianiſches Korn: dieſes kommt hier in ſolchem Ueberfluß hervor, daß es nicht nur einer außerordentlich zahlreichen Menge Volks Nahrung giebt, ſondern auch noch in beträchtlicher Quantität davon ausgeführt werden kann. Unterdeſſen beſteht doch der

der vornehmſte Reichthum Neuenglands in großem und kleinem Viehe, und in allerley Holze, inſonderheit ſolchem, das zur Schiffbauerey gebraucht werden kann. Auch die Fiſcherey iſt für die Einwohner ſehr gewinnreich; ſie giebt eine erſtaunliche Menge Salmen, Stöhre, Kabeljaue, Makrelen, ja ſogar Wallfiſche. Der Stockfiſch- und Kabeljaufang allein liefert jährlich im Durchſchnitt 350,000 Centner beyderley Sorten Fiſche, welche ſehr vortheilhaften Abſatz theils auf den Antilleninſeln, theils in Europa finden.

Mit dieſen Erzeugniſſen verbindet Neuengland die Früchte des thätigſten Gewerbfleißes, die Nation hat anſehnlichen Gewinn davon, daß vieler Rum im Lande abgezogen wird. Auch die Frachtfahrt, welche es für einen großen Theil von Amerika und für Europa betreibt, bringt ſo wie die Schiffsbauerey für Anderer Rechnung, große Summen ein. Obgleich England vorher der hieſigen Induſtrie mannigfache Hinderniſſe erregt hat, ſo haben die Neuengländer ſich doch nicht abhalten laſſen, gute Manufakturen anzulegen, in welchen Hüte, leinene, hanfene und wollene Gewebe, Tücher und dergleichen verfertiget werden. Das Land hält eine große Menge Schaafe von vorzüglichem Schlage: ihre Wolle iſt ziemlich lang, zwar nicht ſo fein als die Engliſche; jedennoch weiß man ſie hier vortheilhaft anzuwenden: die Tücher, welche hier im Lande gewebt werden, ſind gut und dicht, auch wohl bedeckt; ſie haben zwar die Feine der Europäiſchen nicht, taugen aber deſto beſſer für die Landleute, und das iſt und bleibt hier ihre nächſte Beſtimmung.

Die Waaren, welche Neuengland zum Handel liefert, ſind Stockfiſch, Kabeljau und andere geſalzene Fiſche, Wallfiſchthran, Talg, Cider, Pöckelfleiſch, gemäſtete Schweine und Ochſen, Potaſche, Hülſenfrüchte, Maſten zu Kauffarteyſchiffen, wie auch zu Kriegsſchiffen, Holzwaaren aller Art und Pelzwerk. Im Jahr

1767

1767 betrugen die Ausfuhren der gedachten vier Provinzen zuſammengenommen, die Summe von 3,461,107 Thlr. 12 Gr. nach ſächſiſchem Gelde. Die Volksmenge belief ſich auf 831,678 Seelen, worunter ſich 30,000 Sklaven befanden. Maſſachuſett allein hatte damals 400,000 Einwohner. Dieſe Provinz war auch die wichtigſte, volkreichſte und wohlhabendſte unter allen Engliſchen Kolonien. Boſton iſt die Hauptſtadt davon. Dieſe Stadt liegt auf einer Halbinſel in der Tiefe eines ſehr ſchönen Hafens, der zu jeder Zeit gegen die Gewalt der Fluthen durch eine große Anzahl Inſeln und Felſen, welche letztern über das Waſſer hervorragen, geſchützt iſt: man kann da nur durch eine einzige Mündung ein- und auskommen, und ſelbſt dieſe iſt nur eng, und wird von einer furchtbaren und zahlreichen Artillerie vertheidiget, die in der regelmäßigen und überaus feſten Citadelle vertheilt iſt. Der Hafen und die Rheede zu Boſton ſind ſo geräumig, daß beyde bequem und ſicher 600 Segel aufnehmen können, und ſoviele rechnet man auch, daß das hieſige Kommerz beſchäftigen kann. Man hat da einen Molo von 200 Fuß Länge aufgeführt, der hinlänglich vorwärts iſt, daß die Schiffe ohne Beyhülfe der Lichter in die Magazine löſchen können, welche gegen Norden zu angelegt ſind. Der Leſer wird allemal ſchon einen hinlänglichen Begriff von der Lebhaſtigkeit, die in dieſem Hafen herrſcht, ſich abziehen können, wenn wir bemerken, daß vor den letztern Unruhen in Nordamerika hier alle Jahre 430 Schiffe einliefen, und gegen 500 ausſegelten, die insgeſammt fürs Kommerz des Platzes befrachtet waren. An dem äußerſten Ende des Seedammes liegt die Stadt ſelbſt, welche auf einem ungleichen Grunde, und in Geſtalt eines halben Monds um den Hafen herum erbauet iſt, und zwar am Ufer des Meers und drey Meilen ſüdlich von New-Cambridge. Es giebt keine einzige Stadt in ganz Amerika, die eine

zum

zum Handel und zur Schiffahrt bequemere Lage hätte, als Boſton. Die hieſigen ſowohl öffentlichen als Privatgebäude ſind prächtig. Wohnung, Hausrath, Kleidung, Lebensart, geſellſchaftlicher Ton, Sitten und Gebräuche, alles iſt auf Londner Fuß.

Unter den Manufakturen zu Boſton zeichnen wir aus: die Hanfſpinnereyen und Taufabrik, welche über anderthalbhundert Perſonen in Arbeit hält; die hieſige Glasmanufaktur, die Hrn. Break und verſchiedenen andern Privatleuten gehört, iſt eine der herrlichſten Anſtalten dieſer Art in ganz Amerika. Ein Deutſcher dirigirt dieß ſchöne Werk, und dieſer geſchickte Mann hat kürzlich erſt eine Sandart entdeckt, welche beſſere Bouteillen giebt, als man ſelbſt in Europa verfertiget. Boſton hat verſchiedene ſchöne Zuckerraffinerien, ſo daß 1787 ſchon 67,752 Pfund Hutzucker ausgeführt werden konnten. Die Segeltuchmanufaktur zu Boſton kann jährlich über 100,000 Yards Segeltuch liefern.

Achtzehn Meilen nördlich von Boſton liegt die Stadt Salem, welche wegen ihrer Schiffsbauerey, und ihres Handels, den ſie direkte nach den Zuckerinſeln treibt, merkwürdig iſt. Einer ihrer angeſehenſten Kaufleute, Herr Danby, hat ſchon verſchiedene Ausrüſtungen nach Oſtindien unternommen und ausgeführt. Der Platz liegt auf einer Ebene zwiſchen zweyen Flüſſen, welche zwey Häfen hier bilden, von welchen der eine der Sommerhafen, der andere der Winterhafen genannt wird.

New-Hampſhire erſtreckt ſich von der Maſſachuſettsbay bis an den St. Laurentiſtrohm. Die Stadt Portsmouth iſt der Hauptort in demſelben. Aus ihrem Hafen bey Piſtataqua geſchehen alle Expeditionen des gedachten Landes.

Rhode-Island iſt zwar nur klein, hat aber nach Verhältniß einen wichtigen Ein- und Ausfuhrhandel.

Butter, Käſe, Ochſen, Pferde, Schweine, Schiffsbauholz und fertige Schiffe ſind die Artikel, welche die Einwohner in den Zuckerinſeln gegen Zucker, Rum und Melaſſe umtauſchen, und aus dieſer letztern brennen ſie viel Brantwein, den ſie wieder nach Afrika auf den Negerhandel verfahren. Die Hauptſtadt hiervon iſt Newport, welches einen ſichern, bequemen und wohlverwahrten Hafen hat. Der Platz iſt volkreich, und befindet ſich im Wohlſtande, weil hier alle Expeditionen für ganz Rhode-Island vollzogen werden.

Connecticut hat ſeinen Namen vom Fluß der eben ſo heißt, und einer der fahrbarſten und breiteſten in Neuengland iſt. Die beyden Ufer dieſes Fluſſes ſind dicht mit Holzung bewachſen, und die Zubereitung des Theers und Terpentins iſt hier ſo beträchtlich, daß faſt ein Drittel der Einwohner dieſes Landes ſich damit beſchäftiget. Der Handel in Connecticut gleicht dem der vorigen Mitſtaaten. Die weſentlichſten Naturgaben dieſes Landes beſtehen in den Eiſen- Bley- und Kupferminen, die nicht wenig zur Bereicherung der Einwohner beytragen.

Die ſämmtlichen Ausfuhren der vier Staaten beſtehen in neuerer Zeit, an:

Maſten, Planken, Dielen, Brettern, Bohlen, Balken und andern Holzwaaren, zuſammen für	75,000	Pf. Sterl.
Geräuchertem Fleiſch, Butter, Käſe, und Hanfſaat	28,500	—
10,000 Tonnen Kabeljau zu 10 Pfund.	100,000	—
70 jährlich erbaueten Schiffen zu 700	49,000	—
15,000 Fäſſer Makrelen Alofeſiſche ꝛc. zu 20 S.	15,000	—
Pferden und Hornvieh, für	37,000	—

14,000 Oxhöft Potaſche zu 50 S.	35,000 Pf. Sterl.
8500 Tonnen Wallfiſch = See= hunds = und Leberthran zu 15 Pfund.	127,500 —
28 Tonnen Wallfiſchbaarden zu 300 Pf.	8,400 —
1500 Oxhöft Terpentin, Pech und Theer zu 8 S.	600 —
Wachs und andere geringere Artikel, nach einem dreyjährigen Durchſchnitt	9,000 —
	485,000 Pf. Sterl.

oder etwas über drey Millionen deutſcher Thaler.

New = York.

Die erſten Europäer, die dieſes Land bewohnten, waren Holländer und Schweden, deren Kolonien ſich an den Ufern des ſchönen Hudſonsfluſſes niederließen. Sie baueten da gleich Anfangs das Fort Oranien, welches 150 Meilen vom Meere liegt. Dieß war damals bloß ein Handelskomtoir zum Eintauſch der Biberhäute und anderer Rauchwaaren mehr. In der Folge erachtete man für nothwendig, noch ein wichtigers für den Seehandel anzulegen, und es wurde Neu = Amſterdam auf der kleinen Manahataninſel, die an dem Ausfluß des Hudſonfluſſes liegt, angelegt.

Dieſe Kolonie machte zu ſchnelle Fortſchritte, war Neuengland zu nahe, daß die Engländer es nicht mit Unruhe anſehen ſollten, wie hier ſo thätige und wirthliche Handelsleute als die Holländer, als ihre Mitwerber auftraten. Wie darüber der Krieg zwiſchen England und Holland im Jahr 1664 ausgebrochen war, wurde ein engliſches Geſchwader abgeſchickt, das ſich Neuhol=

lands bemächtigen ſollte. Zur Wiedervergeltung nahmen die Holländer England die Kolonie Surinam im ſüdlichen Amerika weg. Durch den Frieden, der hernach 1667 zu Breda geſchloſſen wurde, erhielt Großbrittanien Neuholland, mußte aber dafür Surinam aufopfern, welches den Holländern verblieb. Nachdem der Tauſch geſchehen war, erhielten das Fort Oranien und Neuamſterdam engliſche Namen; man nannte das erſtere Albany und die Stadt bekam den Namen New-Yorck, welche Namen ſie auch noch heutiges Tags führen.

Das Land ſelbſt führt denſelben Namen wie die Hauptſtadt. Es hat keine weite Küſte, geht aber tief hinein, und ſein Gebieth erſtreckt ſich bis an den St. Georgs- ja bis an den Ontarioſee. Der Fluß entſpringt auf den Bergen, welche zwiſchen den gedachten beyden Seen liegen, und fängt bey Albany an ſchiffbar zu werden. Von dieſer Stadt bis ans Meer, das heißt auf eine Strecke von hundert und funfzig Meilen, ſiehet man auf dieſem herrlichen Kanal Tag und Nacht, und in jedweder Jahrszeit, ohne daß die Leute einen Unfall zu befürchten haben, Fahrzeuge von 40 bis 50 Tonnen Ladung auf- und niederfahren, welche Schiffahrt eine unaufhörliche und ſchnelle Zirkulation im ganzen Lande bewirkt. Die Fruchtbarkeit des Bodens, inſonderheit in den Gegenden, welche nahe an den Seen und an Canada anliegen, giebt dieſem Umlauf eine außerordentliche Behendigkeit. Die europäiſchen Getraidearten, hauptſächlich der beſte Waitzen, den man nur finden kann, großes und kleines Vieh, Geflügel, Hülſenfrüchte, und Baum- und Erdfrüchte aller Art ſind ſehr reichlich hier vorhanden, und geben den Stoff zu einem ſehr beträchtlichen Handel her.

Wenn man zur See nach New-Yorck kömmt, ſo iſt die erſte Station, die einer findet, Long-Island: dieß

dieß iſt eine Inſel, die eine Länge von 120 Meilen hat, aber nur 12 Meilen breit iſt. Ein ſchmaler Kanal ſcheidet ſie vom feſten Lande; in der Mitte dieſes Kanals liegt die kleine Inſel Manahatan. Auf dieſer hat man die Stadt New-Yorck erbauet, welche durch den langen aber ſehr unnützen Aufenthalt, den hier die Heere Großbrittanniens im letztern Kriege gehabt haben, berühmt geworden iſt. Die Stadt iſt ziemlich wohlgebauet, und hat zugleich ein ſehr geſundes Klima. Sie enthält 18 bis 20,000 Einwohner. Die Lebensmittel ſind hier in reichlichem Maaße vorhanden, von guter Art und ſehr wohlfeilen Preiſes. Der Wohlſtand herrſcht da durchgängig unter den Leuten, und er nimmt nun, da das Land frey geworden iſt, noch von Jahr zu Jahr zu.

Die Stadt New-Yorck, welche zwey Meilen von der Mündung des Hudſonsfluſſes liegt, hat eigentlich weder einen Hafen, noch ein Baſſin für die Schiffe; bedarf aber auch beyder nicht. Ihre Rheede, welche durch Long-Island Schirm und Schutz hat, iſt zu jedweder Jahrszeit gegen alle Stürme geſichert, und die größten Schiffe können bis an die Stadt heran: von da laufen die zahlreichen Schiffe aus, welche die Waaren eingenommen haben, die man nach Europa ausführt. Die, welche 1769 nach dieſem Welttheil verſchifft wurden, betrugen 1,088,111 Thlr. 17 Gr. nach ſächſiſchem Gelde; aber damals war nicht die Hälfte des Landes urbar gemacht, das jetzt bebauet iſt. Die Volksmenge im Gebieth von New-Yorck betrug zu der Zeit 250,000 Seelen.

Man rechnet, daß New-Yorck den fünften Theil ſo viel an Importen empfängt, als die vereinigten Staaten zuſammen genommen. Und dieſen Maasſtab wird jeder Sachkundige gern zugeben; es iſt auch das Verhältniß, welches Herr Swan in ſeiner Schrift: ſur les

causes

cauſes qui ſ'oppoſent aux progrès du commerce entre la France et les Etats Unis S. 116, angiebt.

Die Waaren, welche Gefälle auf den Fuß ihres Wehrts zu bezahlen hatten betrugen im Jahr 1784 zu New-Yorck mehr als acht Millionen Dollars; allein ſeit dieſer Zeit hat die Einfuhr wohl um die Hälfte ſich verringert, entweder weil ſie ſich nach andern Häfen der Staaten vertheilt, oder die Importation an Gegenſtänden des Luxus abgenommen hat, oder auch durch Errichtung einländiſcher Fabriken und Manufakturen viele Artikel der Einfuhr überflüßig geworden ſind.

Wir können hier nur die Hauptartikel der Einfuhren im gedachten Zeitpunkte anführen, weil es uns ſonſt zu weit verleiten würde.

An Weingeiſt, Brantwein, Rum und Likören	1200,000	Gallons.
An Weinen aller Art	1,450,000	—
Unter dieſen waren 290,000 Gallons Madeira.		
An Boheathee	400,000	Pfund.
An Hyſonthee	15,000	—
An Zucker	4,000,000	—
An Kaffee, Kakao und Schokolat	220,000	—
An Melaſſe	1,200,000	Gallons.
An Salz	160,000	Buſhel.

Nach dem American Traveller (Mandrillon) beſtehen die Ausführen dieſes Staats in folgenden Artikeln und Quantitäten:

250,000 Barels Mehl und Zwieback zu 20 Sh.	250,000	Pf. Sterl.
70,000 Quarter Waitzen zu 20 S.	70,000	—
Bohnen, Erbſen, Hafer, Mais und andere Körner, für	40,000	—

Geſal-

Geſalzenes Ochſen- und Schweineſleiſch, wie auch Schinken, Wildpret und dergleichen	18,000	Pf. Sterl.
30,000 Pfund Wachs zu 1 S.	1,500	—
Zungen, Butter und Käſe	8,000	—
Häute von wilden und zahmen Thieren, für	35,000	—
Pferde und anders Vieh	17,000	—
7000 Maaß Leinſaat zu 40 S.	14,000	—
Schiffsbauholz, Planken, Bretter, Maſten, Diehlen, und Balken	25,000	—
7000 Maaß Potaſche zu 40 S.	14,000	—
20 auf Verkauf verfertigte Schiffe zu 700 Pfund	14,000	—
Kupfer, Stangeneiſen	20,000	—
Zuſammen	526,500	Pf. Sterl.

New-Yerſey.

Dieſer Staat, der Anfangs den Namen Neu-Schweden geführt hat, iſt der Nachbar von New-Yorck. Er hat eine Länge von 120 Meilen von Norden nach Süden zu, und eine Breite von hundert Meilen von Oſten nach Weſten hin. Das Land wurde zuerſt von den Schweden im Jahr 1638 in Beſitz genommen. Sie legten hier drey kleine Niederlaſſungen an, welche gar bald ſammt dem übrigen Theil der Kolonie durch die Holländer weggenommen wurden; es dauerte aber auch nicht lang, ſo mußten ſie die Eroberung an die Engländer ablaſſen. Der König von England machte damit zweyen von ſeinen Günſtlingen ein Geſchenk, aber die Schwierigkeiten, die dieſe bey der Verwaltung erfuhren, verleideten ihnen dieſe Art von Landesherrlichkeit, ſo daß ſie dieſe der Krone im Jahr 1702 wieder abtraten. In dieſem Zeitpunkte nun hatten die Jerſeys nicht über

15,000

15,000 Einwohner, welche von den Schweden oder Holländern, den erſten Anbauern des Landes herſtammten; allein nachher iſt die Volksmenge bis auf 138,000 Seelen geſtiegen. Sie würde noch zahlreicher geworden ſeyn, wenn die meiſten von den Europäern, die einen Zufluchtsort ſuchten, oder ihr Glück in der neuen Welt machen wollten, nicht lieber nach Penſylvanien oder den Karolinas gegangen wären, welche mehr im Rufe waren.

Unterdeſſen gebricht es dieſem Lande doch an keinem Mittel zum Wohlſtande. Es iſt mit zahlreichen Viehheerden verſehen, und der Hanfbau gelingt hier beſſer als irgendwo. Alle europäiſche Getraidearten wachſen da reichlich und gut; es hat einen guten Hafen zu Amboy, an der Hauptſtadt; man hat auch mit gutem Fortgang eine Mine eröffnet, die vortrefliches Kupfer giebt; aber bey allen dieſen Vortheilen ungeachtet der Zunahme der Kultur, iſt doch der Staat noch nicht im Stande geweſen, einen geraden Handelsverkehr mit Europa zu unterhalten. Er verkauft ſeine Produkten auf den benachbarten Märkten entweder nach Philadelphia oder New-Yorck. Im Jahr 1769 ſchickte das Land einige ſeiner Erzeugniſſe nach den Antillen, deren Verkauf aber doch nicht über 14,241½ Thaler betrug.

Der ganze Handel der Jerſeys wird zu Amboy getrieben. Er gleicht ohngefähr dem, den New-Yorck unterhält. Das Land führt noch dazu Pelzwaaren, Tabak, Pech und Theer aus. Am ſtärkſten werden dieſe Produkten auf dem Delaware nach Philadelphia verfahren.

Delaware.

Der Staat, den man unter dieſem Namen kennt, begreift drey Grafſchaften, nehmlich New-Caſtle, Kent und

und Suſſex, welche alle an dem ſchönen Fluß Delaware liegen, von dem das ganze Land ſeinen Namen hat. Die Stadt New-Caſtle, an deren Mauern dieſer Fluß vorbeyſtröhmt, liegt dreyßig Meilen ſüdöſtlich von Philadelphia; hat fünf bis ſechshundert wohlgebauete Häuſer, und eine ſo glückliche Lage zum Handel und zur Schiffahrt, daß es ohne Zweifel mit der Zeit ein bedeutender und volkreicher Ort werden muß. Der Boden iſt hier gut, die Luft heiter und rein, die Jahrszeiten ordentlich.

Der Delawarefluß verliehrt ſich in den atlantiſchen Ocean zwiſchen den Vorgebirgen May und Henlopen, nachdem er während ſeines Laufs Penſylvanien von New-Yerſey geſchieden hat. Dieſer Fluß iſt auf mehr als zweyhundert Meilen ſchiffbar; hat aber unterhalb Briſtol einen beträchtlich tiefen Fall, wodurch die Fahrt auf demſelben in dem nördlichen Theil der Grafſchaft Brucks in Penſylvanien unterbrochen wird. Alle Artikel, die der Staat Delaware bedarf, erhält derſelbe aus Penſylvanien.

Penſylvanien.

Dieſe Kolonie iſt ohne Zweifel eine der wichtigſten unter allen, die die Europäer in der neuen Welt angelegt haben. Noch vor hundert Jahren war Penſylvanien ein wildes und unangebauetes Land, mit ſchlechten Hütten beſetzt, und von einigen Horden der Barbaren bewohnt, welche mit nichts anderm beſchäftiget waren, als einer den andern zu morden und aufzureiben. Dieſe lebten in dieſem Winkel der Erde ohne Geſetze, ohne Policey, ohne Gewerbfleiß, obgleich auf einem vortreflichen Boden, der nur Menſchenhände verlangte, wenn er reichliche Früchte bringen ſollte. Gegen das Ende des letztern Jahrhunderts erſchien William Penn in die-

ſer wüſten Weltgegend, mit allen ſeinen Tugenden begleitet, die die Menſchen glücklich machen ſollten; er brachte eine große Anzahl Koloniſten mit ſich, die von gleicher Tugend und Rechtſchaffenheit beſeelt ſchienen, wurde der Geſetzgeber dieſer, gab ihnen zu Grundpfeilern ihrer Glückſeligkeit, Freyheit, Toleranz und Eigenthumsrecht; und alles gewann nun bald eine andere Geſtalt. Da auf allen Seiten Ländereyen urbar gemacht, und durch mannichfache und zweckmäßige Kultur in Wehrt geſetzt wurden, ſo lieferten dieſe Aerndten aller Art, durch welche die Arbeiten der Anbauer hernach über alle Hoffnungen dieſer letzteren belohnt wurden. Die Hütten der Wilden machten prächtigen Städten Platz, oder Marktflecken, in welchen Bequemlichkeit und alle Tugenden des friedſamen Acker- und Feldbaues ihren Sitz aufgeſchlagen hatten: die glücklichen Penſylvanier verbanden mit dieſen Tugenden die zuvorkommendſte Gaſtfreyheit, eine brüderliche Eintracht, die Liebe zum Frieden und einen warmen Eifer fürs Beſte des Gemeinenweſens. Die Kraft, womit ſie dieſe Gefühle beſeelt haben, hat die ganze Welt zur Bewunderung hingeriſſen. In Penſylvanien, zu Philadelphia, in dem Zufluchtsorte der Freyheit, ſind die großen Operationen abgekartet worden, welche Europa acht Jahre lang mit Staunen angeſehen hat, und die endlich gezeigt haben, mit welchen Waffen die Penſylvanier den Hochmuth ihrer übermüthigen Widerſacher zu beſtreiten wußten. Es kömmt nur Geſchichtſchreibern von Beruf zu, dieſe Begebenheiten der Nachwelt zu erzählen, und den Ruhm zu verewigen, womit die Helden und großen Leute dieſes Welttheils bey dieſem Vorgange ſich bedeckt haben. Wir hier müſſen uns begnügen, den Zuſtand des Handels und der Schiffahrt in Penſylvanien zu ſchildern, und die Reichthümer anzuführen, die durch die Thätigkeit und den Fleiß ſeiner Bewohner nach Europa gebracht werden.

Pen-

Penſylvanien hat zu Gränzen gegen Oſten den Ocean, gegen Norden New-Yorck und die Jerſeys, gegen Süden Virginien und Maryland, und endlich gegen Weſten die Länder der Wilden; auswärts iſt dieſer Staat auf allen Seiten durch freundliche Nachbarn, und im Innern durch die Tugenden ſeiner Bewohner geſchützt. Seine Küſten ſind ziemlich ſchmal, laufen aber weiter zu, jemehr es landeinwärts geht, und ſo unvermerkt bis auf hundert und zwanzig Meilen. Es hat eine reine und geſunde Himmelsgegend, die noch immer beſſer wird, jemehr man das Land urbar macht.

Philadelphia iſt die Hauptſtadt dieſes glücklichen Staates. Penn legte dazu den Grund an dem Orte, wo der Delawarefluß und Schuylkill ſich mit einander vereinigen. Bis jetzt hat man nur erſt an den Ufern des erſtern Fluſſes gebauet, doch aber iſt der Plan, den der Stiſter angegeben hat, nicht aufgegeben worden. Was bisher aufgeführt wurde, iſt außerordentlich ſchön, und der Marmor von verſchiedenen Farben, welcher in der Nachbarſchaft bricht, trägt ungemein zur Verzierung der hieſigen Gebäude bey. Die Häuſer ſind bequem, alle von Ziegelſteinen aufgeführt, mit drey Stockwerken, und jedes hat einen Baum- und Gemüsgarten.

Philadelphia iſt mit allen Hülfsquellen zum Handel reichlich verſehen. Seine Kayen, die zweyhundert Fuß breit ſind, ſtellen eine Reihe geräumiger Magazine und Speicher dar, und an denſelben können Schiffe von 500 Tonnen ohne alle Schwierigkeit anlegen, wenn das Waſſer nicht gefroren iſt; man ladet da die Waaren und Güther ein, welche man entweder auf dem Delaware und Schuylkillfluſſe, oder zu Lande auf weit ſchönern Landſtraßen zuführt, als die meiſten bey uns in Europa ſind.

In einem ſo geſunden Klima wie dieſes hier, und in einem Lande, wo Freyheit und ein allgemeiner Wohl-

ſtand

ſtand herrſchen, die die Betteley und das Elend aus-
ſchließen, wo es weder Müßiggänger noch Hageſtolze
giebt, und jeder der ſich verehligen, nur ſeinen Ge-
ſchmack und ſeine Neigung zu Rathe ziehen darf, da hat
natürlich die Bevölkerung große Fortſchritte machen
müſſen. Im Jahr 1774 zählte man in Penſylvanien
350,000 Einwohner, unter welchen 50,000 Sklaven
waren, die nach einem Beſchluſſe der Penſylvanier frey-
gelaſſen worden ſind. Dieſe mitleidigen und guten Leute
konnten nicht länger das grauſenvolle Schauſpiel des
Unglücks und Elends, das mit der Sklaverey verbun-
den iſt, ertragen. Dieſe kühnen Feinde der Tyranney
ſchämten ſich, dieß Beyſpiel andern Nationen zu geben,
und jene gegen Menſchen auszuüben, lieber wollten ſie
ſich mit ihnen verbrüdern, und verbinden.

An Fabriken und Manufakturen iſt Penſylvanien
einer der reichſten Staaten in Amerika; es führt jährlich
im Durchſchnitt 5,692,848 Pfund Puderzucker, und
an fremdem raffinirten Zucker nicht über 4 bis 5000
Pfund ein. In der Nähe um Philadelphia iſt eine
ſchöne Kattundruckerey, welche Leinen, Kattune und
Callicoes häufig druckt, und von den Hrn. Hewſon und
Taylor dirigirt wird. Kein einziges Fach der Arbeiten
beſchäftiget in den vereinigten Staaten ſo viele Hände,
als die Werkſtätten, wo alle zum Acker- und Feldbau,
zum Schiffsbau, zum Häuſerbau und zur Wirthſchaft,
wie auch für die Handwerker nöthigen Werkzeuge und
Geräthe verfertiget werden. Bloß in den Staaten Pen-
ſylvanien, New-Jerſey und Delaware werden jährlich
gegen 350,000 Tonnen Stahl, und 600,000 Tonnen
Eiſen, Nägel, Stäbe und dergleichen verfertiget. Man
führt jetzt aus Amerika Nägel, Kardetſchen, Drath
u. ſ. w. von hier aus. Die Kardetſchen ſind wohlfeiler
im Preis und beſſer von Güte, als die Engliſchen, da-
her jetzt viele nach England gehen.

Der Schiffsbau iſt einer der vortheilhafteſten Induſtriezweige für die vereinigten Staaten, und wird in der Folge noch ungemein zunehmen. Es giebt keinen einzigen Hafen in ganz Europa, wo die Schiffe ſo wohlfeil gebauet werden könnten, als in Amerika. Ein gutes Schiff von grünem Eichen- und Cedernholze, von 200 Tonnen Schiffszimmermaaß koſtet völlig ausgerüſtet zu Philadelphia nicht mehr, als 14 Pounds penſylvaniſche Münze, die Tonne. Dagegen würde man in keinem von den europäiſchen Häfen ein ſolches von lauter Eichenholz gebauetes und gehörig ausgerüſtetes Schiff unter weniger, als 20 Pounds Penſylvania Monney oder 12 Pfund Sterling die Tonne, bekommen.

Die Ausfuhren von Philadelphia nach Europa betrugen im Jahr 1769 die Summe von	272,391	Pounds	16 S.
Dieſelben 1773	212,155	—	7 —
Vom 1ſten Auguſt bis zum 31ſten December 1789, mithin durch eine Zeit von 5 Monat, hat die ſämmtliche Ausfuhr von Philadelphia betragen	1,113,239	—	—
Die Einfuhr hingegen während der gedachten Zeit	841,068	—	—

Nach den Regiſtern des Tonnengeldes, welches in dieſer Stadt vom 1ſten October 1787 an, bis zum October 1788 eingetrieben worden, wurde dieſes bezahlt

von	72,079	Tonnen.
Von 1788 bis 1789	86,969	—
Im Jahr 1789 hat man zu Philadelphia Schiffe gebauet, die zuſammen trächtig waren	3,991	—

Im

Im Februar 1790 waren Aufträge gegeben zum Schiffsbau, zu Fahrzeugen von überhaupt 4,400 Tonnen.

Endlich ſo berechnet man, daß die Schiffahrt von Philadelphia jetzt nahe an 116,000 Tonnen ſtark iſt.

Die hauptſächlichſten Artikel der Ausfuhren beſtehen: in Mehl, Tabak, Reiß, Korn, Leinſaamen, Ochſen- und Schweinefleiſch, Pech, Theer, raffinirtem Zucker, und Schiffsbrod oder Zwieback.

1784 ſind hier eingeführt worden:

Weingeiſt, Brantwein und Liköre zuſammen eine Million Gallons.

1,400,000 Gallons Weine, worunter
280,000 Gallons Madeira.
344,000 Pfund Boheathee.
44,000 Pfund Hyſonthee.
8,207,000 Pfund Zucker.
704,000 Pfund Kakao, Kaffee und Schokolat.

Was die Ausfuhren betrift, ſo iſt einer der wichtigſten Gegenſtände dieſer Getraide und Mehl. Die nachfolgenden dienen zum Beweiſe:

Im Jahr 1786 war die Ausfuhr des Mehls zu Philadelphia 150,000 Barrels. Die Ausfuhr geſchah mit 400 Schiffen, nach folgenden Häfen:

Nach Engliſchen Häfen	51,053	Barrels.
Nach Franzöſiſchen	1,829	—
Nach Spaniſchen	17,805	—
Nach Holländiſchen	18,800	—
Nach Däniſchen	7,466	—
Nach Portugiſiſchen	7,645	—
Nach Hamburg und Bremen	625	—
Nach verſchiedenen Häfen der vereinigten Staaten	48,745	—

Im

Im Jahr 1787 wurden überhaupt ausgeführt	202,000 Barrels.	
Im Jahr 1788	220,000	—
Im Jahr 1789	360,000	—

Der American Traveller giebt die Einfuhren zur Zeit, wie die Amerikaner ihre Freyheit erhielten auf 611,000 Pfund Sterling, oder auf drey Millionen, achtmalhundert neun und ſechszigtauſend ſechshundert ſechs und ſechszig Thaler deutſchen Geldes.

Die Ausfuhren hingegen ſollen zu derſelben Zeit beſtanden haben:

In 350,000 Barrels Mehl und Zwieback zu 20 S.	350,000	Pf. Sterl.
In 100,000 Quarters Weitzen zu 20 S.	100,000	—
An Bohnen, Erbſen, Haſer, Mais und andern Getraideſorten, für	12,000	—
An Ochſen- und Schweinefleiſch, geräucherten Schinken, und Wildpret	45,000	—
20,000 Pfund Wachs, zu 1 S.	1,000	—
An Butter, Käſe und Zungen	10,000	—
An Thierhäuten, für	50,000	—
An Hornvieh und Pferden	20,000	—
15,000 Maaß Leinſaamen zu 40 S.	30,000	—
An Planken, Maſten, Balken, Bohlen, Diehlen und anderm Zimmerholze, für	35,000	—
An 25 zum Verkauf verfertigten Schiffen zu 700 Liv.	17,500	—
An Kupfer, Eiſen in Stangen und Metallarbeiten überhaupt	35,500	—
Zuſammen	706000	Pf. Sterl.

Fürs

Fürs Getraide und die Holzwaaren findet Philadelphia den vortheilhafteſten Markt auf den Acoriſchen Inſeln, auf Madeira, den canariſchen Inſeln, in Spanien und Portugal. Die Bezahlung geſchiehet mit Wein oder Piaſtern. England erhält von hier Eiſen, Hanf, Häute, Rauchwaaren, Leinſaat, Maſten und Segelſtangen, und es liefert zurück Garn und Zwirn, wollene Waaren, irländiſche Leinen, Metallwaaren, und Clincaillerieartikel, wie auch engliſche Schriften, Meublen und dergleichen.

Frankreich liefert ſeidene Waaren für ein paar Millionen Livres, Tapeten von Papier, Baumöl, getrocknete Früchte, Weine, Brantwein, Gips, der hier zum Düngen der Felder gebraucht wird, wollene und baumwollene Waaren, Hüte ꝛc.

1786 hat man die Ausfuhr des Tabaks zu Philadelphia zu 90,000 Fäſſer angeſchlagen, und dieſe überhaupt zu 800,000 Livres Sterl. berechnet. Die übrigen Exporten ſollen 1,100,000 Pfund Sterling betragen haben, mithin zuſammen 2 Millionen Pfund Sterling.

Maryland.

Dieſes Land iſt der kleinſte unter den vereinigten Staaten; er liegt zwiſchen den beyden Bayen Delaware und Cheſapeack, hat zu Gränzen gegen Oſten das Meer, gegen Süden den Pokamokifluß; das Land wird von fünf ſchiffbaren Flüſſen durchſchnitten, und hat noch dazu eine zahlreiche Menge unbefahrbarer Flüſſe und Bäche, welche dem Boden eine eben ſo große Fruchtbarkeit geben, als der in den Jerſeys und in Penſylvanien hat. Dazu hat Maryland noch den Vortheil, daß hier ſehr viel Tabak gebauet wird: man findet darunter welchen, der in der Güte dem Virginiſchen nahe kommt, aber

der

der größte taugt bloß zu Rauchtabak. Die übrigen Erzeugniſſe Marylands beſtehen in Getraide aller Art, in Vieh und Bauholz: man fängt darinne an, Eiſenminen zu bauen; es giebt im Lande ſchon Manufakturen, wo man mit gutem Fortgange Strümpfe, ſeidene und wollene Zeuge, baumwollene Gewebe, allerley Clincaillerie- und Eiſenwaaren, ſogar Feuergewehre verfertiget: auch an Häfen, die zum Verfahren der Produkten und Waaren Bequemlichkeit geben, fehlt es dem Lande nicht. Der zu Baltimore kann Schiffe aufnehmen, die 17½ Fuß tief gehen. Auf dieſem Platze wird auch faſt der ganze Handel dieſes Landes getrieben. Die übrigen beyden Städte in Maryland St. Maria und Annapolis ſind von keiner Bedeutung in Anſehung des Kommerzes. Alle drey Städte liegen an der Cheſapeackbay, welche auf 250 Meilen ins Land hineingeht, und deren gemeine Breite zwölf Meilen beträgt: zwey Vorgebirge bilden den Eingang; in der Mitte aber iſt eine Sandbank. Der Kanal, welcher nahe am Cap-Charles ſich befindet, öffnet den Durchgang bloß leichten Fahrzeugen; aber der, welcher längs am Cap-Henry hinläuft, läßt zu jeder Zeit die größten Schiffe durch. Zwiſchen den Apalachegebirgen und dem Meere ſind die Ländereyen ſo gut, als wohl nur wenige in Amerika ſeyn mögen.

Der Wohlſtand dieſes Landes iſt größtentheils den Sklaven beyzumeſſen, welche in den mehr oder weniger vom Meere abgelegenen Pflanzungen den Tabaksbau treiben. Der maryländiſche Tabak iſt ſtärker und pikanter von Geſchmack, als der virginiſche, und führt den Namen Orinoocko. Er wird dieſerwegen im Norden und Oſten von Europa gar ſehr geſucht.

Das gewöhnliche Getränke der Maryländer iſt Cider, der in der Güte dem beſten weißen Weine nichts nachgiebt; ſie ziehen auch viel Rum von Barbados.

Die Weine, ſo ſie bedürfen, liefern ihnen Madeira und Frankreich. Im Fabrikweſen macht Maryland jetzt gute Fortſchritte. Man fabricirt jetzt in dieſem Lande Strümpfe und Mützen, ſeidene und wollene Zeuge, baumwollene Gewebe, Quincaillerie- und Eiſenwaaren aller Art. Dieſen Induſtriezweigen hat das Land einen Theil ſeines Wohlſtandes zu danken. Der Transport zwiſchen Maryland und Virginien geſchiehet mit wenigen Koſten vermittelſt der Delaware und Cheſapeack-Bay, welche nur durch eine Erdzunge abgeſondert ſind, die etwa zehn engliſche Meilen vom Hafen Chriſtiana bis an die obere Spitze, die der Elkfluß macht: ſo daß, dieſe Erdzunge ausgenommen, die Transporte aller übrigen Gegenden zu Waſſer, mithin auf ſehr wohlfeilen Fuß geſchehen. Cheſter-Town und einige nicht gar viel bedeutende Ausſchiffungsplätze längs an den verſchiedenen Flüſſen dieſes Landes ſind eben ſo viele Verſammlungsörter und Niederlagen für den hieſigen Handel. An einem der vornehmſten Flüſſe in Virginien, dem Potowmack, iſt eine Glashütte angelegt worden, die die berühmteſte und anſehnlichſte in ganz Amerika ſeyn mag. Dieſe hält über fünfhundert Leute in Arbeit.

Die Bevölkerung Marylands ſchätzte man vor zehn Jahren noch auf 320,000 Seelen; 20,000 Negerſclaven nicht mit dazu gerechnet, die man zum Tabaksbau gebrauchte. Bey ſolchen Hülfsmitteln ließ ſich erwarten, daß Maryland auf den höchſten Gipfel des Wohlſtandes gelangen müßte, und doch trieb es vor der Revolution noch keinen geraden Handel mit Europa. Der Ueberſchuß von Produkten, die das Land nicht ſelbſt verbrauchte, gab bloß Materie zu einem ſchwachen Verkehr mit den Antillen, und der Ertrag der Tabaksplantagen, beſtehend in 280,000 Centnern Blättertabak ging nach Virginien, welches Land ihn mit ſeiner eigenen Waare verhandelte.

Man hat Marylands Stockung der Natur des Bodens zugeſchrieben; es iſt bekannt, daß die neubeurbarten Ländereyen viel hervorbringen, allein da ſie zugleich leicht, ſandreich und nicht tief ſind, ſo werden ſie in gar kurzer Zeit ausgeſogen und erſchöpft. Der Boden wird durch den Tabaksbau noch mehr ausgemergelt; und man befürchtet mit Grunde, daß der Ertrag dieſer Kultur zuletzt auf ein Geringes herabſinken werde. Dann wird das Land durch nichts eine Schadloshaltung gewinnen können, als durch Betreibung ſeiner Eiſenminen, die hier in reichlicher Menge vorhanden ſind.

Virginien.

Dieſes Land fing an unter der Regierun[illegible] er Königin Eliſabeth im Jahr 1587 beſucht zu wer[illegible] Grenville legte da den erſten Grund zu einer Kolonie, die viel Unglück erfuhr, ehe und bevor ſie den Grad der Wichtigkeit erlangte, worinne ſie heutzutage ſich befindet.

Das eigentliche Virginien hat eine Weite von 100 gemeinen franzöſiſchen Meilen von Südoſten nach Nordoſten hin, und beträgt gegen 70 ſolcher Meilen von Oſten nach Weſten zu. Es gränzt nordweſtlich an Canada und Louiſiana, von welchen es durch eine Kette von Gebirgen geſchieden iſt; im Süden hat es zu Gränzen die Cheſapeackbay und Maryland, und ſüdweſtlich Nordcarolina.

Dieſes weite Land, welches daſſelbe Klima als Maryland hat, giebt auch ohngefähr dieſelben Erzeugniſſe. Allein es hat vor dieſem viele Vortheile voraus; der Umfang iſt viel größer. Es wird von vier großen Flüſſen durchſchnitten, welche die hieſige Schiffahrt ungemein erleichtern, und die größten Schiffe aufnehmen. Der fruchtbare Boden iſt tief, von beſſerer Güte als der Maryländiſche, und weniger dem Fall unterworfen, daß

er erſchöpft wird: endlich ſo haben auch die Virginier mehr Thätigkeit und Betriebſamkeit, einen erhabnern, feſtern und unternehmendern Geiſt; dieß rührt zum Theil daher, daß ſie durchgängig mehr von den Britten abſtammen.

Man ſchätzt die Volksmenge dieſes Landes auf 650,000 Seelen, unter welchen 150,000 Sklaven mit begriffen ſind, die zur Tabakskultur gebraucht werden: ſie liefern durch ihre Arbeiten eine ſehr große Menge dieſes Artikels; der virginiſche Tabak iſt überhaupt genommen von beſſerer Güte, als der Maryländiſche, doch iſt er nicht in allen Gegenden des Landes von gleicher Beſchaffenheit. Man giebt dem den erſten Rang, der am Yorckfluß gebauet wird. Den zweyten räumt man dem ein, welcher an den Ufern des James gewonnen wird. Hierauf folgt im Wehrte der aus der Gegend des Rappahanock und endlich der aus dem Süden des Potowmack.

Der Tabak wird nur am Mittage bey der größten Sonnenhitze geſchnitten. Seine vollkommene Reiſe giebt er durch ein klebrichtes Weſen zu erkennen, das durch die Schweißlöcher herausdringt, und von den Blättern herabrinnt. Sehr ſelten ereignet ſich der Fall, daß man ein ganzes Feld auf einmal abſammeln kann, denn die Pflanzen kommen nicht alle zugleich zur Reiſe. Derſelbe Stengel oder Stock trägt zweymal im Jahr, oft auch, nehmlich in fruchtbarem Lande, und wenn die Jahrszeit dazu günſtig geweſen iſt, dreymal; aber der Verordnung nach ſollen die Pflanzen, die man im Lande kultivirt, nicht mehr als zweymal geſchnitten werden.

Wenn der Schnitt geſchehen iſt, dann läßt man die Blätter auf Bretter legen, die um des Pflänzers Wohnung angebracht ſind. Die Blätter werden ſo gelegt, daß ſie einander wohl berühren, aber doch nicht drücken

cken können. Nach Maaß wie der Tabak trocken wird, läßt man ihn ins Manufakturgebäude tragen, wo er auf Fächer ausgelegt wird, die in Geſtalt eines Amphitheaters errichtet ſind. Manchmal bedient man ſich auch der künſtlichen Wärme ihn zu trocknen. Wenn das Gebäude nicht groß genug iſt, allen Tabak zu faſſen, dann läßt man den ſchlagen, der ſehr trocken iſt; und über den andern auflegen: das Ganze wird hernach mit den Brack- oder Ausſchußblättern zugedeckt, die es gegen die Feuchtigkeit verwahren. Man ſchlägt aber den Taback in der regnichten Zeit, weil ſonſt die Blätter unter der Arbeit in Stücken zerfallen würden.

Alle Abende im Kühlen und an regnichten Tagen ſchneiden die Negerſclaven die Blätter ab; ſäubern und ſortiren dieſe, und binden ſie in Büſchel zuſammen. Die Büſchel werden mit den Brackblättern umſchlagen, und hernach mit den Rippen umbunden, hernach ins Magazin gebracht. Hier packt man die Waare ſo dicht als möglich in Fäſſer ein, beſchwert ſie mit Gewichten, damit ſie recht eingepreßt werde. Nach Verhältniß wie die Blätter ſich zuſammen drücken, füllt man immer mehr ein, bis die Gebinde voll ſind, worauf ſie feſt zugeſchlagen werden. Iſt dieß geſchehen, ſo muß der Pflanzer die Waare nach dem öffentlichen Magazine bringen laſſen, wo ſie von zwey geſchworenen Schauern beſichtiget und gebrackt wird. Auf ihr Befinden wird der Taback entweder für gut und verkäuflich, oder auch nach Beſchaffenheit der Sache für Ausſchuß erklärt. Iſts der erſtere Fall, ſo wird die Waare wieder in die Fäſſer eingepackt, auf der öffentlichen Waage gewogen, und ins Magazin eingelegt. Man giebt dem Eigenthümer einen Schein, worinne das Gewicht und die Güte des Tabaks ausgedruckt iſt, und durch Hülfe dieſes Atteſtates iſt der Mann vor allem Zank und Streite mit dem künftigen Käufer und Abnehmer der Waare geſichert,

ſichert, und hat nun weiter keine Weitläuftigkeiten zu beſorgen.

Finden die Schauer und Bracker den Tabak durchaus von ſchlechter Beſchaffenheit, ſo wird er auf öffentlichem Platze verbrannt. Entſcheiden ſie aber, daß er theils ſchlechte, theils gute und verkäufliche Sorten enthält: ſo muß der Pflänzer öffentlich die Gebinde aufmachen; die gute Waare wird dann vom Ausſchuß abgeſondert, und der letztere ſogleich verbrannt.

Vor der Revolution, durch welche die Nordamerikaner von England abfielen, führte Virginien allein jährlich im Durchſchnitt gegen 100,000 Fäſſer jedes von ohngefähr 1000 Pfund Tabak, und Maryland zwiſchen 40 bis 50,000 Fäſſer, das noch nicht mitgerechnet, was an die Wilden abgeſetzt wurde. Der Tabak, der das vornehmſte Produkt Virginiens ausmacht, wird auf dem James-river bis nach Weſtham, 7 engliſche Meilen von Richmond transportirt. Man ladet ihn in Canoes, deren immer je zwey und zwey an einander feſtgemacht werden. Aus dieſem Hafen verladet man ihn auf Landfuhren, die ihn bis nach Shokoes oder Richmond bringen, weil der Waſſerfall die Fahrt auf dem Fluſſe auf eine Strecke von 16 Meilen unterbricht.

Petersburg oder Bolling-point iſt die Hauptniederlage vom nordamerikaniſchen Tabak.

Er wird auf der Rheede zu Hampton, zu Norfolk, James-town, Williamsburg, Weſtham, Richmond ꝛc. eingeladen.

Im Jahr 1620 führten die Holländer die erſten Neger nach Virginien ein. Durch die vereinten Arbeiten der hieſigen Weißen und Schwarzen giebt jetzt dieß Land der neuen und alten Welt, Mais und allerley Hülſenfrüchte, Hanf, Häute, Steinkohlen, Pelzwaaren, Pöckelfleiſch, Harz, Holz, Schlangenwurz, Maſten und viel Tabak.

Vom

Vom Jahr 1752 bis zu Anfang 1756 war hier die Tabaksausfuhr ſehr groß; aber von 1763 bis 1771 hat ſie ſo abgenommen, daß ſie in der Zwiſchenzeit dieſer beyden Epochen jährlich im Durchſchnitt nur 62780 Centner betrug, dagegen Englands Verbrauch alle Jahre 41,170 Centner ausmachte. Dieſer Abfall rührt daher, daß man den Artikel nun in Pohlen, Rußland, Holland, Elſaß, in der Pfalz und anderwärts ſtark bauet. Nach dem American Traveller betrugen die Importen in Virginien und Maryland jährlich im Durchſchnitt 865,000 Pfund Sterling.

Hingegen beſtanden die Ausfuhren in:

96,000 Fäſſern Tabak zu 8 Liv.	768,000	Pf. Sterl.
Indianiſchem Korn, Erbſen, Bohnen ꝛc. für	30,000	—
Häuten und Fellen	25,000	—
Eiſen in Stangen	35,000	—
Maſten, Planken, Balken, Terpentin und Theer, für	55,000	—
Saſſafrasholz, Schlangenwurz ꝛc.	7,000	—
7000 Maaß Leinſaat zu 40 S.	14,000	—
Schweine- und Ochſenfleiſch und Schinken	15,000	—
30 zu Kauf verfertigten Schiffen zu 1000 Pf.	30,000	—
1000 Tonnen Hanf zu 21 Pf.	21,000	—
Zuſammen	1,040,000	Pf. Sterl.

Nord-Carolina.

Dieß iſt eines der anſehnlichſten Länder unter den freyen amerikaniſchen Staaten, das aber nach Verhältniß ſeiner Größe nicht auch Vortheile gewinnt. Es gränzt zwar an Virginien, hat aber bey weitem nicht eben ſo fruchtbaren Boden. Dieſer iſt überhaupt genommen

nommen ſandreich, und mit Moräſten angefüllt, die die Luft ungeſund machen, und böſe Wechſelfieber verurſachen, die den Eingebohrenen beſchwerlich, und den Fremden gar oft tödtlich ſind. Die traurigen Ebenen von Nord-Carolina ſind mit Cederbäumen, Fichten und Tannen bewachſen, welche Holzung ſchon an und für ſich unfruchtbares Land anzeigt. Unter den hieſigen Bäumen findet man hier und dort auch Eichen, aber ſie ſind zu fett, daß man ihr Holz zum Schiffsbau gebrauchen könnte. Die Küſten des Landes ſind auch nicht ohne Beſchwerniß; es liegt eine außerordentliche Sandbank davor, welche die Schiffahrer ziemlich abſchreckt, ſich hieher zu wenden, und das Innere eines ſo wildausſehenden Landes iſt nicht von der Beſchaffenheit, daß da je ſich eine zahlreiche Bevölkerung ſchaffen ließe.

Die Volksmenge, welche das Land vor zehn Jahren hatte, ſtieg noch nicht über 30,000 Seelen, und dieſe gebrauchten zum Tabaksbau gegen 2000 Negerſclaven. Die Herren dieſer Leibeigenen ſind nicht glücklicher, als dieſe letztern. Die meiſten ſind Bergſchotten, welche durchs Elend und die Unterdrückung in ihrem Vaterlande gezwungen worden, auszuwandern. Das Land, wohin ſie geflüchtet ſind, iſt um nichts beſſer, als ihr voriges, aber ſie haben da wenigſtens die Freyheit gefunden. Sie leben zerſtreut in ihren Pflanzungen, werden vom Ehrgeitz nicht geplagt, ſorgen aber auch nicht für den morgenden Tag, und ſind ſelten fleißige und ſachkundige Feldbauer.

Ihre Hauptbeſchäftigung beſteht darinne, daß ſie die Fütterung des Viehes beſorgen, das zu ihrer Nahrung erfodert wird, Schiffsbauholz in den Wäldern fällen, damit ſie ſolches den Schiffahrern, die hieher kommen, verkaufen können; ferner, daß ſie Pech, Theer und Terpentin bereiten und ſammeln, welche Artikel die Fichten und Tannen dieſer Gegend in großer Menge liefern.

ſern. Der Ertrag aus dieſen Arbeiten, verbunden mit dem, was der Tabak einbringt, den ihre Sklaven bauen, und der nur von geringer Güte iſt, wie auch mit dem Betrag der Häute von ihrem Schlachtvieh, einiger Rauchwaaren, die ihnen die Wilden zubringen, und mancher andern Artikel von geringerer Bedeutung, verſchafft dem Lande eine Exporten-Summe, die ſich jährlich im Durchſchnitte nicht über 375,000 Thaler nach ſächſiſchem Gelde belaufen hat.

Der American Traveller giebt die Ausfuhren etwas höher an; nach ihm werden im Durchſchnitt jährlich exportirt:

2000 Fäſſer Reiß zu 40 S.	4000	Pf. Sterl.
2000 Fäſſer Tabak zu 7 Pfund	14,000	—
51,000 Barrels Pech, Theer und Terpentin zu 7 S.	17,850	—
Planken, Bretter, Maſten, Balken und anders Schiffsbauholz	15,000	—
Indianiſch Korn, Erbſen und dergleichen, für	7000	—
Pferde und anders Vieh	5000	—
Thierhäute und Pelzwerk	5500	—
Zuſammen	68,350	Pf. Sterl.

Von dieſen führt jetzt Nordcarolina nur Reiß, Pech und Theer allein, nach Europa aus, das übrige bleibt in Amerika, und geht nach Weſtindien. Die Haupthäfen, wo man dieſe Waaren einladen läßt, ſind New-Burn, Edington und Wilmington; aber dieſer letztere läßt nur kleine Schiffe ein; an der ganzen weiten Küſte dieſes Staats iſt nur Brunſwick, das große Schiffe aufnehmen kann. Die, welche nur 16 Fuß Tiefe brauchen, können bis an die Stadt kommen, welche faſt dicht an der Mündung des Fluſſes Cap-Fear gegen das äußerſte ſüdliche Ende des Landes erbauet iſt.

Süd-Carolina.

Dieſer Staat nimmt mit Nordcarolina eine Strecke von mehr als 400 Meilen an den Küſten ein, und geht gegen 200 Meilen ins Land hinein.

Beyde Länder bilden eine ſandige Ebene, welche durchs Austreten der Flüſſe, und ſtarke Regengüſſe die hier ſehr gewöhnlich ſind, ungemein moraſtig iſt. Der Boden fängt erſt 80 bis 100 Meilen von dem Meere an höher zu werden, und erhebt ſich von da an immer mehr bis an die apalachiſchen Gebirge, welche die beyden Länder von den wilden Nationen ſcheiden. Alle beyde Staaten erndten in dieſen Ebenen die nehmlichen Produkte; aber Südcarolina verbindet damit noch den Reißbau in dem moraſtigen Theile des Landes, und die Indigkultur in den höhern Gegenden: dieſe beyden Artikel haben ſolchen Fortgang gewonnen, daß der hieſige Reiß dem Morgenländiſchen in der Güte gleich kommt, und der Indigo von Jahr zu Jahr vollkommner wird. Die hieſigen Pflänzer hoffen es einſt ſo weit zu bringen, daß ſie ihre Mitwerber die Spanier und Franzoſen auf allen Indigomärkten werden verdrängen können. Sie gründen ihre Hoffnung auf die außerordentlich große Menge dieſer Waare, die ihnen ihr weitläuftiges Gebieth liefern kann, wie auch darauf, daß ſie den Indigo mit weit wenigern Koſten bauen, als es irgend ſonſt wo geſchiehet.

Dieſe beyden Quellen des Reichthums haben Südcarolina einen merklichen Wohlſtand verſchafft, ja gewiſſermaaßen einen Luxus hervorgebracht, den man in Nordcarolina nicht kennt. Dieſer Flor wird ſich noch vergrößern, wenn, wie die Einwohner ſich ſchmeicheln, die Kultur des Oelbaums und der Maulbeerbäume rechten Fortgang gewinnen ſollte.

Zu Ende des Kriegs mit England zählte man hier 250,000 Seelen, worunter hundert tauſend Neger waren. Man zählt in ganz Südcarolina nur drey Städte, welche zu gleicher Zeit Seehafen ſind.

Georges-Town, liegt an der Mündung des Blackfluſſes, iſt zwar jetzt noch von weniger Bedeutung; muß aber nach ſeiner Lage zu urtheilen, einſt wichtig werden.

Beaufort, oder Port-royal aber wird wohl immer mittelmäßig bleiben, ob gleich auf ſeiner Rheede die größten Schiffe vor Anker gehen, und völlig ſicher liegen können.

Zu Charlestown, welches die Hauptſtadt des Landes, iſt gegenwärtig der wichtigſte Marktplatz, und dieſer wird nothwendig noch immer mehr in Flor kommen. Der Kanal, der die Schiffe dahinführt, iſt mit Klippen angefüllt, und es liegt auch eine beſchwerliche Sandbank darinne. Die Schiffe müſſen deswegen einen Lootſen nehmen, unter deſſen Leitung ſie ſicher nach dem Hafen gebracht werden, der Raum genug für 350 bis 400 ſtark beladene Schiffe hat.

Die Stadt nimmt einen großen Raum in der Gegend ein, wo der Aſhley- und Coperfluß ſich vereinigen, welches beyde ſchiffbare Flüſſe ſind. Sie hat ſchnurgerade Straßen, die mehrentheils ſehr breit ſind; man zählt hier auf zweytauſend bequeme Häuſer und einige öffentliche Gebäude, die man ſelbſt in Europa für ſchön halten würde. Der zweyfache Vortheil, den Charlestown beſitzt, daß hier die Niederlage aller Produkte des Landes iſt, die ausgeführt werden ſollen, wie auch von allem dem, was das ganze Land an fremden Waaren verbräucht, unterhält hier eine große Thätigkeit in Geſchäften, und hat von einer Zeit zur andern reiche Leute gemacht.

Die

Die Einwohner von Südcarolina bauen dreyerley Arten Indigo; der erſtere führt den Namen franzöſiſcher Indigo oder von Hiſpaniola; der zweyte heißt Guatimala- oder ächter Bahama-Indigo; der dritte wilder Indigo, welcher von ſelbſt wächſt.

Im Jahr 1773 wurden die Produkte von Südcarolina mit 507 Schiffen ausgeführt. Der Wehrt ihrer Ladungen belief ſich auf eine halbe Million Pfund Sterling, oder etwas über drey Millionen Thaler nach ſächſiſchem Gelde. Damals wurden unter andern 150,000 Tonnen Reiß exportirt, 1,200,000 Indigo u. ſ. w.

1774 wurden 9000 Neger eingeführt, von welchen das Stück zu Charlestown mit 42 Liv. Sterling bezahlt wurde, welches eine Summe von 378,000 Pf. Sterl. beträgt.

Der American Traveller giebt die Einfuhren auf 611,000 Pf. Sterl. und die Ausfuhren von Südcarolina, wie folget an:

110,000 Tonnen Reiß zu 40 S.	220,000 Pf. Sterl.
8,000 Tonnen Pech, Theer und Terpentin zu 6 S.	2,666 Pf. St. 13 S. 4
Geräuchertes Ochſen- und Schweinefleiſch, für	25,000 — — —
Häute, Felle und Rauchwaaren, für	45,000 — — —
500,000 Pfund Indigo, zu 2 S.	50,000 — — —
Planken, Bretter, Maſten und anders Holz für	20,000 — — —
Maiskorn, Bohnen, Erbſen ꝛc.	12,000 — — —
Pferde und anders Vieh, für	15,000 — — —
10 neue Schiffe zu 600 Pf.	6,000 — — —
	395,666 Pf. St. 13 S. 4

Der

Der Betrag der Exporten von Charlestown im Jahr 1784 und den folgenden Jahren hat faſt immer 400,000 Pfund Sterling auch noch etwas darüber ausgemacht.

Die hieſigen Ausfuhrartikel beſtehen jetzt vornehmlich in Reiß, Tabak, Indigo, Hirſchhäuten, Pech, Theer und Terpentin.

Georgien.

Dieſer Staat liegt zwiſchen Carolina und Florida, auf einer Erdzunge, welche nur 60 Meilen längs am Meere breit, aber näher gegen die Apalaches zu gegen 300 Meilen Breite hat. Dieſes Land wird gegen Norden durch den Savannahfluß, und gegen Süden durch den Alatamaha beſchränkt.

Georgien verdankt ſeinen Urſprung einem Zug der Wohlthätigkeit und Großmuth, von dem wir nur wenig Beyſpiele haben. Ein reicher und wohldenkender Bürger zu London wollte, daß nach ſeinem Tode das hinterlaſſene Vermögen dazu angewandt werden ſollte, die unvermögenden Schuldner aus dem Arreſte zu befreyen, worein ſie ihre Gläubiger hatten ſetzen laſſen. Da die Obrigkeit das gute Werk aufs zweckmäßigſte ausgeführt wiſſen wollte, ſo wurde verordnet, daß die Unglücklichen, die ihre Freyheit erhielten, nach dem unbewohnten Lande transportirt und als Koloniſten angeſetzt werden ſollten, welches die Regierung in Amerika bevölkern wollte. Das Land bekam den Namen Georgien dem Souverain zu Ehren, der damals die drey Königreiche beherrſchte. Die ganze Nation wollte Antheil an dieſem Unternehmen haben, und das Parlement ſetzte der Schenkung oder vielmehr dem Vermächtniß des Bürgers noch eine Summe von 325,000 Pfund Sterling hinzu. Man machte noch einen Plan zur Unterzeichnung von freywil-

ligen

ligen Beyträgen, der noch anſehnlichere Summen einbrachte. Dieſe erſten Koloniſten kamen in Amerika im Januar 1733 an. Ogletorpe, ein berühmter und tugendhafter Bürger, war ihr Anführer, und dieſer verdiente auf alle Weiſe das Zutrauen, das die Regierung in ihn geſetzt hatte. Er wieß ſeinen Gefährten zehn Meilen vom Meere an den Ufern des Savannah den Platz zu ihrer Einrichtung an, und von dieſem Fluß bekam die neue Stadt ihren Namen, welche heutiger Zeit der Hauptort eines wohlhabenden Staats iſt. Savannah hat zum Handel eine ſehr vortheilhafte Lage, ſo wie auch zur Schiffahrt; es kann alſo nicht fehlen, daß es empor kommen muß.

1769 hatte ſich die Volksmenge ſchon bis auf 30,000 Koloniſten und 15,000 Sklaven vermehrt, welche letztern vornehmlich den Reiß- und Indigobau betrieben, und die zum Lebensunterhalte nothwendigen Bedürfniſſe kultivirten. Die Volksmenge iſt bis 1788 auf 90,000 Seelen und 20,000 Negerſclaven geſtiegen.

Im Jahr 1769 betrugen die Ausfuhren des Landes 406,354 Thaler nach ſächſiſchem Gelde. Sie haben aber ſeitdem ſehr zugenommen, und werden noch viel höher ſteigen, wenn die Holzungen weiter ausgerodet, die Luft geſünder ſeyn, und die Produkte mit der Volksmenge zugleich wachſen werden.

Georgien liefert dieſelben Erzeugniſſe, als Südcarolina, aber freylich in geringerm Verhältniß. Im Jahr 1772 wurden hier nach den Zollbüchern 217 Schiffe abgefertiget, die für 121,677 Pfund Sterling Produkten geladen hatten. Man bemerkt mit Verwunderung, daß dieſe große Zunahme ſeit 23 Jahren geſchehen iſt, denn im Jahr 1750 und den folgenden Jahren waren die Ausfuhren, wie nachſtehendes Verzeichniß beſagt:

1750

1750	mit	8 Schiffen	für	2004	Pf. St. im Wehrt.
51	—	11	— —	3810	—
52	—	17	— —	4841	—
53	—	23	— —	6403	—
54	—	42	— —	9507	—
55	—	52	— —	15754	—
56	—	42	— —	16766	—
57	—	44	— —	15649	—
58	—	21	— —	8623	—
59	—	48	— —	12694	—
60	—	37	— —	20852	—
61	—	45	— —	15870	—
62	—	57	— —	27021	—
63	—	92	— —	47551	—
64	—	115	— —	55025	—
65	—	148	— —	73426	—
66	—	154	— —	81228	—
67	—	154	— —	67092	—
68	—	186	— —	92284	—
69	—	181	— —	86480	—
70	—	186	— —	99383	—
71	—	185	— —	101387	—
72	—	217	— —	121677	—

Die Ausfuhren von Georgien beſtehen in circa 20,000 Tonnen Reiß, 30 bis 40,000 Pfund Indigo, der beſſer als der Carolina ausfällt, einige tauſend Pfd. Seide, und einer Menge Häute und Felle, Holzwaaren, Schildkrotſchaalen, Droguereyen, Vieh und dergleichen.

Auf vorgedachte Weiſe hat das Kommerz von Südcarolina und Georgien binnen kurzer Zeit ſehr anſehnlich zugenommen. Die ſchnelle Zunahme der Bevölkerung in dieſen Ländern hat vornehmlich zum Grunde ihre unermeßliche Weite, die Güte und Eigenſchaft des Erdbodens, welcher allenthalben von ſchönen Flüſſen bewäſſert wird, und endlich auch die vortheilhafte, geſunde,

ſunde, bergige Lage. Sie wurden Anfangs großentheils durch deutſche Arbeitsleute bevölkert, die ihre Dienſtjahre in den nördlichen Provinzen, z. E. in Penſylvanien und New-Yorck geendiget hatten, und ſich nun in Südcarolina und Georgien Land ankauften, welches ſie wohlfeil im Preis haben konnten. Hier legten ſich die fleißigen Leute nun auf den Bau des Indigo, des Tabaks, Hanfs, Flachſes und aller Arten Getraides mit beſtem Fortgange.

Der Handel, welchen dieſe Provinzen mit den Wilden treiben, indem ſie dieſen die europäiſchen Waaren gegen Hirſchhäute, Biberfelle, Wachs und dergleichen im Tauſch überlaſſen, iſt ebenfalls von großem Belang.

Wenn man die Stadt New-Yorck, die kleine Inſel Mahanatam, worauf jene liegt, Long-island und Staten-island ausnimmt, als welche an Südcarolina und Georgien gränzen, ſo erſtreckt ſich der Staat der freyen Amerikaner an der Seeküſte auf eine Weite von wenigſtens 1500 Meilen, nehmlich von Neuſchottland bis an Florida. Daher haben ſachkundige Leute berechnet, daß dieſe Staaten funfzigmal mehr Menſchen enthalten könnten, als ſich gegenwärtig darinne befinden.

Vor dem Kriege mit England betrug die Volksmenge der verſchiedenen Länder in Amerika, wie nachſteht:

In Hampſhire, Maſſachuſett, Connecticut und Rhode-Island	831,678	Seelen.
In New-Yorck	330,000	—
In New-Yerſey	130,000	—
In Penſylvanien	350,000	—
In Maryland	320,000	—
In Virginien	650,000	—
In Nordcarolina	300,000	—
In Südcarolina	250,000	—
In Georgien	45,000	—
Zuſammen in	3,206,678	Seelen.

Nach

Nach der ſehr genauen Berechnung des verſtorbenen Doktor Franklin und Profeſſor Wiglesworth, welche beyde Männer dafür bürgen, daß die Volksmenge der vereinigten Staaten alle 18 Jahre ſich verdoppele, muß gegenwärtig dieſe Volksmenge ſchon über ſechs Millionen Köpfe enthalten.

Hier folgen nun die Veränderungen, welche in der Maſſe des nordamerikaniſchen Handels vorgegangen ſind:

Wenn man die Einfuhren aus England nach den Ländern, welche heutzutage die vereinigten Staaten ausmachen, in einem Zeitraume von 11 Jahren, nehmlich von 1762 bis 1773 zuſammen nimmt, ſo zeigt es ſich, daß ſie ein Jahr ins andere gerechnet, betragen haben,

	10,792,906	Dollars 66	Cents.
Während derſelben Zeit beliefen ſich die Ausfuhren von Amerika, im Jahr auf	5,562,004	— 44	—
Amerika hatte folglich jedes Jahr bey ſeiner Balance einen Saldo zu bezahlen, von	5,230,902	— 22	—

Hier folgt nun die umgekehrte Seite des Schauſtücks, bey deren Anſicht jeder vernünftige Amerikaner ſich Glück wünſchen muß, daß das Land ſeine Unabhängigkeit erhalten hat.

In den Debatten, welche in der Kammer der Repräſentanten des Kongreſſes am 15ten May 1790 ſtatt gehabt haben, erwieß Herr Maddiſon, deſſen Einſichten und Kenntniſſe in dieſem Fache bekannt ſind, daß nach dem niedrigſten Anſchlage die Einfuhren der europäiſchen

Staaten nach Amerika, ſich auf jedes Jahr beliefen, auf 13,506,666⅔ Piaſter.

Die aus Weſtindien	4,121,946⅔	—
Mithin zuſammen auf	17,628,613⅓	Piaſter.

Auf der andern Seite giebt dieſes Mitglied des Kongreſſes die Ausfuhren von Amerika nach Europa, jährlich an, auf 14,233,101⅓ Piaſter.

Die nach Weſtindien, auf	4,184,675½	—
Macht zuſammen	18,417,776⅚	Piaſter.
Dieß giebt alſo eine Balance zum Vortheil der vereinigten Staaten, von	789,163⅚	Piaſter.

Nimmt man die Berechnungen der engliſchen Schriftſteller an, als welche die Balance nicht ſo hoch anſchlagen, die England vor dem Kriege zu ſeinem Beſten gehabt hat, und beſtimmt ſolche, ſo wie die Engländer behaupten wollen, nur auf 2,210,837 Piaſter, ſo folgt, wenn man dieſer Summe die 789,163 Piaſter für Saldo, welcher jetzt den vereinigten Staaten zum Vortheil iſt, zuſetzt, daß die Amerikaner ihr Kommerz um mehr als drey Millionen Piaſter jährlich, ſeit der Revolution vergrößert haben. Und man bemerke da noch, daß dieſe Zunahme völlig Artikel enthält, die in Amerika hervorgebracht ſind. Mithin ſiehet man hier, daß die Zunahme des Handels da nothwendig mit dem vergrößerten Anbau und dem Zuwachs der Bevölkerung zuſammenhänge. Endlich ſo berechnet man, daß die Schiffahrt von Philadelphia jetzt nahe an 116,000 Tonnen gebrauche, und ſollte dieß nur das Fünftel der Schiffahrt in den vereinigten Staaten ausmachen, ſo muß man ſolche auf 600,000 Tonnen Ladung anſchlagen. Von dieſen iſt mehr als die Hälfte Amerikaniſch, der Ueberreſt aber beſteht aus fremden Schiffen. Die Engli-

Engliſchen machen faſt zwey Drittel dieſer leztern aus.

Man weiß, daß Lord Sheffield die Ausfuhren von Amerika auf beynahe vier Millionen Pfund Sterling angab; nach dem Zuwachſe des Tonnenbetrages, den Regiſtern der Zollhäuſer, und den Berechnungen der kundigſten Negozianten und Finanzbeamten in Amerika, läßt ſich verſichern, daß die Ausfuhr jetziger Zeit ſich belaufe auf ohngefähr 5,200,000 Pfund Sterling oder beynahe drey und dreyßig Millionen Thaler nach ſächſiſchem Gelde.

Es iſt hier der Ort, wo wir auch etwas von dem Handel der vereinigten Staaten nach Oſtindien, und von ihrer Schiffahrt überhaupt ſagen müſſen.

Hier bey dieſem Kommerze inſonderheit bemerkt man, wie ſtark ſich der unternehmende Geiſt der Amerikaner entwickle. Die Hoffnung, an den oſtindiſchen Waaren zu erſparen, welche ſie vormals aus England zogen, iſt dazu ihr erſter Antrieb geweſen; und dieſe Erſparniß iſt außerordentlich wichtig, wenn man nach dem großen Verbrauch urtheilt, welchen die Nordamerikaner vom Thee machen, indem dieſer bekanntlich in England hohe Preiſe gilt. Im Jahr 1761 übermachten die engliſchamerikaniſchen Kolonien an Großbrittannien eine Rimeſſe an Piaſtern von 85,000 Pfund Sterling bloß allein für empfangenen Thee, und ſeit dieſer Zeit iſt der Verbrauch des Thees wohl dreymal ſo hoch im Betrage geſtiegen.

Aber noch ein anderer Beweggrund, welcher ſoviele amerikaniſche Schiffe nach China und der Küſte von Bengalen hingeführt hat, iſt die Abſicht geweſen, daß man mit oſtindiſchen Waaren die Länder in Südamerika,

die ſpaniſchen Inſeln *) und die der übrigen Nationen, kurz, alle europäiſche Staaten überſchwemmen, und den Vorſprung vor andern auf den Märkten durch wohlfeile Preiſe erhalten wollte. Dieſer Entwurf iſt gar nicht ohne Grund. Die Natur der Dinge ruft die Amerikaner dazu auf, die Frachtfahrer für alle Gegenden des Erdbodens zu ſeyn. Sie bauen ihre Schiffe um zwey Drittel wohlfeiler im Preis, als die Europäer, ſchiffen mit wenigerer Mannſchaft und mindern Koſten, obſchon ſie ihrem Schiffvolke gute Koſt geben; auch ſchiffen ſie mit größerer Sicherheit, halten die Schiffe reinlicher und ſauberer, und fahren mit großer Einſicht, weil der Geiſt der Gleichheit, der in den Staaten des feſten Landes herrſcht, auch auf den Schiffen eingeführt iſt. Kein ſtärkerer Sporn kann wohl die Matroſen unmöglich mehr und ſtärker antreiben ſich wohl zu verhalten, als die Hoffnung, daß ſie bis zum Grade eines Schiffskapitäns ſich aufſchwingen können. Keine Prämie kann ſo kräftig ſeyn, als dieſe Hoffnung hier.

Noch andere Umſtände mehr ſcheinen die Handlung der Amerikaner mit Oſtindien und ihre Schiffahrt überhaupt zu begünſtigen. Sie bringen z. E. nach China Ging-

*) Spanien hat zwar durch ſeine Verordnung vom Jahr 1778, vier und zwanzig von ſeinen Häfen zum Handel nach den Kolonien geöffnet, ausgenommen nach Mexiko; allein obſchon es die alten Feſſeln um vieles verringert hat, ſo ſind doch deren noch immer genug übrig gelaſſen worden, daß der Schleichhandel fortbeſtehen kann. Denn die Regierung hat z. B. Weine, Brantweine, Baumöhl, ſeidene Strümpfe, Kottonaden u. ſ. w. aus der Fremde, lauter Artikel, die in den ſpaniſchen Kolonien ſehr geſucht ſind, ausgeſchloſſen. Mithin haben die Amerikaner die beſte Gelegenheit, ſolche durch Schleichhandel zuzuführen.

Gingſengwurzeln, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und den Inſeln Bourbon und France, Planken, Bretter und Krummhölzer, Mehl, geſalzenes Fleiſch und andere Proviſionen; ſie ſind folglich nicht genöthiget, ſoviel baares Geld, wie die andern Nationen, dahin mitzunehmen, welche in dieſem Welttheil Niederlaſſungen beſitzen. Aus gleichem Grunde dürfen ſie auch nicht ſo wie jene den großen Aufwand tragen, welcher mit dem Unterhalt der Truppen, Gouvernöre, Aufſeher, Beamten u. ſ. w. verbunden iſt, welche Koſten doch am Ende nur dem Kommerz der Nation zur Laſt fallen, und die Preiſe der oſtindiſchen Retourgüther vertheuren. Daher die große Aktivität, welche die Amerikaner in dieſem Fache zeigen. 1791 ſind von Boſton, Salem und Portsmouth nicht weniger als 14 Schiffe nach Indien und China abgeſegelt.

Jetzt iſt kein Meer auf der Welt mehr, das die Amerikaner nicht befahren. Man ſiehet jetzt in allen Gewäſſern ihre Flagge wehen. Die amerikaniſchen Schiffahrer unterſuchen alle Paſſagen, befahren alle Häfen und Küſten, ſtudiren die Bedürfniſſe jedes Landes aus, und ſuchen hernach ſolche zu benutzen.

Sie bringen von Boſton, ja ſelbſt von den Ufern an den Piſcataqua- und Kennebeckflüſſen, Planken, Maſten und Schiffs- auch andere Proviſionen nach dem Kap der guten Hoffnung, und ſchätzen dieſe Reiſe nicht für länger und beſchwerlicher, als die nach den Inſeln.

Die arme franzöſiſche Kolonie in Cayenne würde ſchon zehnmal vor Hunger umgekommen ſeyn, wenn ſie ſich allein auf die ſogenannten regelmäßigen Zufuhren aus dem Hauptlande hätte verlaſſen müſſen. Aber ſie wird von den Amerikanern, wenn es Noth thut, mit allen Bedürfniſſen verſorgt, und dieſe machen die mörderiſchen Maasregeln der europäiſchen Monopoliſten zu nichte.

Das Sloopſchiff Albany von 60 Tonnen Ladung, nur mit eilf Mann Beſatzung, iſt ſogar bis nach China geſegelt. Wie die Chineſen es ankommen ſahen, hielten ſie es für einen Kutter, den ein großes Schiff vorausgeſchickt habe, ſeine Ankunft zu verkündigen, und fragten, wo denn das Hauptſchiff wäre? Es liegt hier vor euren Augen, gab man den Chineſen zur Antwort, die über dieſe Kühnheit erſtaunt ſchienen.

Die europäiſchen Zeitungsblätter rühmen die Großmuth ihrer Seemächte, und poſaunen es gar gewaltig aus, daß dieſe mit anſehnlichen Koſten Schiffe auf Entdeckungen ausſchicken, die lange und gefahrvolle Reiſen um die Welt machen müſſen. Die Amerikaner thun ſchon ſeit mehreren Jahren daſſelbe, doch ohne davon ſo viel Aufhebens zu machen. Im Jahr 1790 ging das Schiff Columbia, Kapitän Gray unter Segel, um den Nordweſt dieſes feſten Landes zu entdecken. Es iſt dieß ſchon die zweyte Reiſe, die es um die Welt macht. Das Briggſchiff die Hoffnung, war zu demſelben Zwecke ſchon vorher auch abgegangen.

Nach allen Gegenden hin öffnen ſich die Amerikaner Verkehr. Sie bringen dahin Sachen, die den Einwohnern angenehm oder nützlich ſind, und nehmen zurück neue Arten Thiere, unbekannte Gewächſe und allerley Sämereyen, die ſie hernach bey ſich zu Hauſe fortpflanzen und kultiviren, und ſich damit neue Gegenſtände verſchaffen.

Die Zeitungen ſind ſeiner Zeit voll geweſen von der Erzählung des Streites, der zwiſchen den Britten und Spaniern des Handels wegen entſtanden war, der im Nootkaſund an der Küſte von Kamtſchatka getrieben wird, oder getrieben werden könnte. Die Amerikaner laſſen ſich darüber mit Niemanden in Händel ein, aber ſie treiben jetzt ſchon den Handel mit Rauchwaaren und Pelzwerk von dieſer Küſte. Viele Schiffe von Boſton befan=

befanden ſich da im Julius 1789, und trieben ihre Geſchäfte mit aller Ruhe und Verträglichkeit neben den Engländern. In dem nehmlichen Jahre ſchickte dieſe Stadt vier und vierzig Schiffe ſowohl nach den nordweſtlichen Gewäſſern von Amerika, als auch nach Oſtindien und China ab. Die Amerikaner ſchränken ihre Hoffnungen auch darauf noch nicht ein; ſie haben die Ausſicht, daß ſie einſt eine geradere Kommunikation mit dem Nootkaſund finden werden. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſer nicht gar weit von den nordweſtlichen Aermen des Miſſiſſippi entfernt ſey, daß die Amerikaner eines Tags bis an ſeine Quellen fortſchiffen werden, wenn ſie anfangen, Louiſiana zu bevölkern, und ſich nach dem Innern von Mexiko auszubreiten.

Dieſer Zeitpunkt wird zuverläßig einer der merkwürdigſten in der Geſchichte der Menſchheit ſeyn. Dann wird zum drittenmal eine erſtaunliche Veränderung in Anſehung der Wege des Seehandels vorgehen. Dann kann vielleicht das Vorgebirge der guten Hoffnung ſeinen Ruf, und den Zufluß des Kommerzes verliehren, ſo wie beyde das Mittelländiſche Meer eingebüßt hat. Die Paſſage, welche die freyen Amerikaner zu eröffnen Beruf haben, iſt zwar jezt noch nicht bekannt, kann aber doch unter günſtigen Umſtänden gefunden werden, und wird, ſobald ſich dieſer Fall ereignet, eine Gemeinſchaft zwiſchen dem Atlantiſchen Ocean und dem ſtillen Meere hervorbringen; dieß iſt die Paſſage durch den See von Nicaragua, welche auſſerordentlich den Weg nach Oſtindien abkürzen würde. Dieſes Projekt iſt wirklich bereits auf dem Tapet, und die Amerikaner hoffen dieſe Paſſage eines Tags wirklich zu eröffnen. Die Spanier wollen alles begeitzen; alles vor den übrigen Nationen unter die Erde verſcharren; die freyen Amerikaner hingegen haben edlere Zwecke; ſie wollen nichts erwerben, als nur, was zum Vortheil der großen Menſchenfamilie,

die

die auf dem ganzen Erdboden lebt und webt, gereichen kann.

Da die Amerikaner ſo große Vortheile zum Handel nach Oſtindien vor andern Ländern voraus haben, ſo müßte es für fremde Kapitaliſten und Handlungshäuſer gewiß eine ſehr nützliche und gewinnreiche Spekulation ſeyn, wenn ſie entweder hier in dieſem Lande Handelskomtoire errichteten, die dieſen Handel betrieben, und die Retourgüther in Europa verkaufen ließen; oder wenn ſie mit Häuſern zu Boſton, New-Yorck oder Philadelphia in Geſellſchaft treten wollten, die ſich auf dieſen Zweig mit ſehr gutem Erfolge legen. Durch ſolche Aſſociationen können ſie außerordentlich an den Koſten des Schiffsbaues, der Einſchiffung, der Ausrhedung und an den Speſen der Retourwaaren erſparen.

Alles vereiniget ſich hier, die Amerikaner hoffen zu laſſen, daß ſie in dieſem Fache, nehmlich im Oſtindiſchen Handel, eines Tags die Oberhand über alle Europäiſche Nationen erlangen werden. Die Nothwendigkeit baares Geld nach Oſtindien bringen zu müſſen, welche ſie vorher zurückhielt, wird ihnen jetzt von Tag zu Tage minder beſchwerlich, da der öffentliche Kredit wieder auflebt, und es unmöglich lange mehr anſtehen kann, daß die Staatenfonds wieder ihren Wehrt bekommen, auch die Vermehrung der Bank- und Diſkontoanſtalten wird dazu beytragen, indem ſolche, was den innern Handel betrift, alle Verrichtungen des baaren Geldes bewirken können.

Florida.

Florida begriff vormals Georgien, einen Theil der beyden Carolinas, und überhaupt alle Länder, welche ſich vom Mexikaniſchen Meerbuſen bis an die nördlichſten Gegenden hin erſtrecken. Heutiges Tags verſtehet man

man unter dem Namen Florida weiter nichts, als eine große Halbinſel, welche das Meer zwiſchen Georgien und Luiſiana gebildet hat.

Die Spanier ſind die erſten geweſen, die Florida entdeckt haben. Nachdem ſie da Grauſamkeiten aller Art begangen, und das unglückliche Land beynahe durch zwey Jahrhunderte mit einem eiſernen Scepter regiert hatten, mußten ſie es durch den Friedenstraktat vom Jahr 1763 an England abtreten. Damals befanden ſich darinne nur einige hundert Menſchen, und dieſe verließen insgeſammt ihre Herde, wanderten fort, und ſuchten ihr Glück in der Fremde. Sonach blieb Großbrittannien weiter nichts, als eine wahre Wüſteney. Es bevölkerte dieſe wieder in etwas mit abgedankten Offizieren und Soldaten, und mit einigen Landleuten und Feldbauern, die man aus den benachbarten Niederlaſſungen herzuzog: aber etwas außerordentliches war dieß, daß tauſend Griechen aus dem Peloponneſus oder der heutigen Halbinſel Morea, dieſes ſchöne Land verließen, und dem engliſchen Doktor Turnbull nach Florida folgten: dieſer gute Bürger bezahlte für dieſe Leute die Koſten der Ueberfahrt, und ließ ſie bis an Ort und Stelle frey halten. Dieſer neue Zuwachs an Menſchen belebte gar merklich die Kolonie; man zählte darinne im Jahr 1769 ſchon 15000 Seelen, und die Ausfuhren beliefen ſich in dem nehmlichen Jahre auf 168,302 Thaler nach ſächſiſchem Gelde.

Die Engländer haben alſo in ſechs Jahren mit ihrer Thätigkeit mehr ſchaffen können, als die Spanier die ganze lange Zeit durch vermocht hatten.

Das Land wurde im Friedensſchluß zu Verſailles 1783 wieder an Spanien zurückgegeben. Beyde Provinzen Oſt- und Weſtflorida enthalten über 4400 Quadratmeilen, aber auch größtentheils ungeheure Einöden, Fichtenwälder und Sandwüſten. Feſte Wohnſitze und

An-

Anpflanzungen haben die Europäer nur bey den Hauptſtädten St. Auguſtin und Penſacola oder Panzacola an den öſtlichen Ufern des Miſſiſippiſtrohms, welcher Weſtflorida von Luiſiana ſcheidet, und bey Movila.

Es fehlt übrigens dem Lande gar nicht an Naturgaben; Citronen- Pommeranzen- und Oehlbäume gedeihen hier ſo gut, als in Provence und Italien; in den Waldungen wachſen, wie auf den Küſten von Campeche und Honduras, Cedern, Mahagony und anders Färbeholz. An den Seeküſten hat man die Glaskrautart Barilla häufig gezogen. Auch die Viehzucht hatten die Engländer in der letzten Zeit ſchon ſehr vermehrt. Vornehmlich führte Florida ſchon Indigo, Reiß, Baumwolle und Koſchenille nach England aus. Der hieſige Indigo ſoll ſo ſchön wie der von Guatemala ſeyn.

Im Jahr 1777 haben die Exporten der beyden Floridas über 300,000 Thaler nach ſächſiſchem Gelde betragen.

Seitdem aber Spanien das Land wieder in Beſitz genommen hat, iſt der Handel gefallen, obſchon die Regierung St. Auguſtin zum Freyhafen erhoben hat; denn die meiſten der proteſtantiſchen Koloniſten zogen aus dem Lande.

Lucayſche Inſeln.

Dieſe Eilande, die der Inſel Cuba nördlich liegen, ſind von Florida nur durch die Bahamiſche Meerenge geſchieden. Sie ſind die erſte Entdeckung geweſen, welche Chriſtoph Colom in der neuen Welt machte: doch ließen ſich da die Spanier nicht nieder. Sie begnügten ſich damit, daß ſie die Bewohner der Inſeln wegſchleppten, und in den Bergwerken auf St. Domingo aufrieben. Sonach mußte endlich dieſes kleine Inſelmeer ganz von Menſchen entblößt, und zur Einöde werden.

Es

Es ward der Schlupfwinkel der engliſchen und franzöſiſchen Freybeuter, die hieher zu flüchten pflegten, wenn es Noth that. Im Jahr 1719 wurden ſie durch die Engländer daraus vertrieben, und dieſe legten auf der Providenceinſel eine Kolonie an, welche heutiges Tags 3 oder 4000 Köpfe ſtark ſeyn mag. Dieſe liefert jährlich für etwa 40,000 Thaler Baumwolle ans Hauptland. Während des letztern Krieges nahmen die Spanier dieſe Inſel den Engländern weg, ſo wie auch andere kleine Niederlaſſungen, die ſie auf den Lucayiſchen Eilanden beſaßen: aber durch den Friedensſchluß vom Jahr 1783 iſt alles an Großbrittannien wieder zurückgegeben worden.

Die Engländer haben auch noch eine andere Kolonie auf den Bermudiſchen Inſeln, welcher kleine Archipelagus 300 Meilen von den Lucayiſchen Inſeln abliegt. Dieſe Niederlaſſung, obſchon ſie ſehr alt, iſt doch eben ſo arm, als die auf den Lucayiſchen Inſeln. Die Luft iſt zwar rein und das Klima gemäßigt, der Boden fruchtbar an Mais, Hülſenfrüchten und vortreflichen Baumfrüchten; allein ſo ſehr man ſich auch darum Mühe gegeben hat, ſo haben doch dieſe Eilande kein Produkt liefern können, das für den Handel taugte. Der Boden iſt nur von mittelmäßiger Güte, und es fehlt an Quellwaſſer ihn gehörig befeuchten zu können, daher läßt ſich hier an keine rechte Kultur denken. Die Induſtrie der Inſulaner, deren Zahl gegen 5000 beträgt, ſchränkt ſich auf Fabrizirung des Segeltuchs, und auf den Bau kleiner Fahrzeuge von Cedern= und Acajouholz ein, welche, was den Gang, und die Dauerhaftigkeit anbetrift, nicht ihres Gleichen haben. Da die Bermuden weiter nichts, als dieſe beyden Gegenſtände des Handels beſitzen, ſo können ſie auch nur ein ſchwaches Verkehr mit England und dem feſten Lande in Amerika unterhalten. Es macht dieſes jährlich nicht über 40,000 Thaler aus.

Luiſiana.

Dieſes Land, das eine faſt unermeßliche Länge und eine Breite von 500 Meilen hat, dabey zu jeder Art der Kultur geſchickt iſt, die ein Land bereichern können, iſt in den Händen der Franzoſen nichts weiter, als ein ſchimmerreiches Hirngeſpinnſt geweſen. Man verſprach ſich davon die herrlichſten Sachen, und that nichts, was dazu verhelfen konnte; denn von Nichts, wird ja nur wieder Nichts. Neu-Orleans, welches 1717 an dem öſtlichen Ufer des Miſſiſippi, dreyßig Meilen vom Meere erbauet worden war, konnte immer der Lage nach eine große und mächtige Stadt werden, es blieb aber in dürftigen Umſtänden fort. Seine Volksmenge ſtieg nicht über 1500 Seelen, zum Theil freyer Leute, zum Theil Sklaven: ſeine gegenwärtige Lage läßt noch kein beſſers Loos hoffen.

Die ganze Kolonie in Luiſiana hat ſelbſt in ihrem beſten Zuſtande nicht über 7000 Einwohner gehabt, welche in einem Raume von 500 Meilen zerſtreuet lebten, und in ihren Pflanzungen 8000 Sklaven zu den Arbeiten gebrauchten. Ihre Handelsgeſchäfte mit dem Hauptlande haben keine 500,000 Thaler überſtiegen, und in der letztern Zeit ſind ihre Arbeiten kaum dazu hinlänglich geweſen, ihnen den Lebensunterhalt zu ſchaffen. Kurz, die Kolonie war in höchſt ſchwachem Zuſtande, als ſie Frankreich im Jahr 1762 an Spanien abtrat. Die Bewohner dieſes Landes unterwarfen ſich nicht ohne Widerwillen ihrem neuen Herrn, und man konnte ſie nur mit Gewalt zum Gehorſam bringen: einige mußten mit ihrem Kopfe ihre Ergebenheit gegen Frankreich bezahlen; andere wurden in die Kerker der Havanna geſteckt, und diejenigen, die wegen ihrer Verbindungen und Gewerbe gezwungen waren, im Lande

zu verbleiben, leben da unter dem Druck, und können ſich aus dem Elend nicht herauswinden.

Zur Zeit, wie die Franzoſen Luiſiana in Beſitz hatten, beſtand die Ausfuhr in Baumwolle, Indigo, Tabak und Pelzwerk.

Jetzt ſcheinen die Spanier dieß Land hauptſächlich zur Vormauer von Neuſpanien gebrauchen zu wollen, damit man nicht ſo leicht bis zu ihren Bergwerken dringen könne. Indeſſen hat doch der König durch Verordnungen vom 21ſten Januar 1782 und 24ſten November 1783 Luiſiana und den Floridas gewiſſe Freyheiten bewilliget.

Alt-Mexiko oder Neuſpanien.

Dieſer Theil des nördlichen Amerika liegt faſt völlig unter der brennenden Erdzone, vom 7ten Gr. 30 M. bis gegen den 25ſten Grad 4 M. Norderbreite in einer Länge von 450 Meilen, und abwechſelnder Breite von 30 bis 130 geographiſchen Meilen. Alt-Mexiko gränzt gegen Süden mit dem Mexikaniſchen Meerbuſen, gegen Norden an Neu-Mexiko und Luiſiana, gegen Weſten ans Nordmeer, und gegen Süden ans Südmeer. An den Ufern des Nordmeers iſt die Luft über die Maaſſen heiß, dabey feucht und ungeſund; hingegen an den Ufern des Südmeers merkt man dieſe Fehler des Klima lange nicht ſo ſtark, und im Innern des Landes ſpührt man davon faſt gar nichts.

Nicht ohne das größte Erſtaunen kann man ſich daran erinnern, daß Hernand Cortes von einigen Abentheurern und Wagehälſen begleitet, in kurzer Zeit die Eroberung dieſes weitſchichtigen Reichs vollbringen konnte. Andererſeits muß man ſich über das Glück der Könige von Spanien verwundern; zu keiner Zeit iſt noch ein Monarch nützlicher von ſeinen Unterthanen bedient

worden,

worden, da er doch hier keinen Plan entworfen hatte, nichts aus ſeinem Schatze dazu hergab, kein Kriegsheer auf die Beine ſtellen durfte; bloß durch die Kühnheit und Herzhaftigkeit einiger von ihren Unterthanen ſind dieſe Fürſten Herren über die weitſchichtigſten und reichſten Länder geworden, welche jemals ein Eroberer durch ſeine Tapferkeit, ſeine Einſichten, und die beſtausgeſonnenen Operationen erworben haben mag. Es hat ihnen nichts weiter gekoſtet, als einige Belohnungen von geringem Belang, verbunden damit, daß ſie den Leuten einige Aemter, Ehrenſtellen und Privilegien gaben.

Wir wollen es den Staatsklugen überlaſſen, nachzurechnen, ob die Erwerbung ſo vieler Länder der Spaniſchen Monarchie nicht mehr nachtheilig als nützlich und erſprießlich geweſen ſey? Wir ſind hier nur gemeynt, die Vortheile zu betrachten, welche dieſer Umſtand dem Kommerz Spaniens und ganz Europas verſchafft hat.

Auf der ganzen weiten Erde kann man unmöglich ein Land finden, das zu einem großen Handel eine beſſere Lage hätte, als Mexiko. Es wird gegen Oſten vom Mexikaniſchen Meerbuſen beſchränkt, zieht vermittelſt des Nordmeeres die Europäiſchen Erzeugniſſe nach dem Hafen von Vera-cruz; im Weſten hat es zum Gränznachbar das Südmeer, vermittelſt deſſen ihm alle Reichthümer Aſiens nach dem Hafen zu Acapulco gebracht werden. Der Boden, weil er unter dem Wendezirkel des Krebſes liegt, iſt fruchtbar und ergiebig; die Gebirge des Landes enthalten Gold- und Silberminen, welche ſchon ſeit zweyhundert Jahren unaufhörlich im Gange ſind, und unerſchöpflich zu ſeyn ſcheinen. Auf ſolche Weiſe kauft Mexiko mit ſeinen eigenen Reichthümern immer gegen baare Bezahlung alle Waaren von erſter Nothwendigkeit und für den Luxus, welche ihm Europa und Aſien zuſenden, und es verbreitet dagegen in dieſen

beyden Erdtheilen unermeßliche Schätze an Gold und Silber, zu welchen es auch noch die koſtbaren Erzeugniſſe ſeines Bodens hinzufügt.

Unter dem Artikel der Philippiniſchen Inſeln haben wir bemerkt, welche Waaren die Gallione von Manila alle Jahre übers Südmeer nach Mexiko bringt, und welche dieß Schiff als Rückladung zu Acapulco einnimmt. Nach der Spaniſchen Verordnung, ſoll der Verkauf der Kargáſon, welche die Gallione mitbringt, nicht über ſechsmalhundert und fünf und ſiebenzigtauſend Thaler nach ſächſiſchem Gelde betragen; er beläuft ſich aber gewöhnlich auf zwey Millionen, ſiebenmalhunderttauſend Thaler. Das ganze Silber, welches aus dem Tauſchhandel, den die Mexikaner bey Ankunft der Gallione treiben, herauskommt, ſollte der Regierung zehn Procent Gefälle bringen, allein durch falſche Angaben werden die Gebühren wohl um drey Viertheile beſchnitten.

Was die Waaren anbetrift, welche Spanien nach Mexiko über Vera-cruz ſchickt, ſo werden dieſe von Cadiz mit einer Flotte verſchifft, welche alle zwey, drey oder vier Jahre, nachdem es die Nothdurſt erfodert, oder die Umſtände es nothwendig machen, abgefertiget zu werden pflegt. Die Schiffe gehen im Februar, May oder Junius unter Segel, nehmen auf ihrer Fahrt Erfriſchungen zu Porto-belo ein, und langen nach einer Reiſe von ſiebenzig bis achtzig Tagen auf der Rheede zu Vera-cruz an; von da werden ihre Ladungsgüther mit Mauleſeln nach Xalapa geführt.

In dieſer Stadt, welche zwölf Meilen von jenem Häfen entfernt iſt, wird eine große Meſſe gehalten, welche vier Monat, auch zuweilen noch längere Zeit dauert, wenn die Handelsleute darum anhalten. Wenn nun die Geſchäfte vollbracht ſind, werden die Waaren und Metalle, welche Mexiko im Tauſch für das Empfangene

gegeben

gegeben hat, nach Vera-cruz geſchickt, wo man ſie nach Europa verſchifft. Die zur Abfahrt beſtimmte Zeit iſt aber nicht immer günſtig. Es wäre z. B. mit vieler Gefahr verknüpft, wenn die Abreiſe in den Monaten Auguſt und September geſchehen ſollte; und im October und November geht es vollends gar nicht an.

In der Zwiſchenzeit, welche zwiſchen der Abfahrt der einen und der andern Flotte verläuft, läßt der Hof zu Madrid gemeiniglich ein oder ein paar Kriegsſchiffe, die man Azogues heißt, abſegeln, und dieſe müſſen nach Mexiko das zur Scheidung des Metalls in den Minen nöthige Queckſilber hinbringen. Bey der Rückfahrt beladen ſich die Azogues mit dem Ertrag der Verkäufe, welche ſeit der Abreiſe der Flotte geſchehen ſind, ferner mit den Summen, die für auf Zeit verkaufte Waaren, wovon der Termin abgelaufen iſt, eingegangen ſind, wie auch mit den Kapitalien, welche die Mexikaniſchen Handelsleute für ihre eigene Rechnung bey der nächſten Abſendung der Schiffe anlegen wollen. Die Regierung giebt insgemein Erlaubniß dazu, daß drey oder vier Kauffarteyſchiffe den Kriegsſchiffen folgen dürfen: die ganze Kargäſon dieſer ſollte eigentlich in Früchten und Getränken beſtehen; aber man ſchwärzt unter allerley Deckmänteln wohl wichtigere Gegenſtände ein. Dieſe Fahrzeuge fahren immer auf Ballaſt zurück, wenn man ihnen nicht durch beſondere Vergünſtigung Erlaubniß giebt, etwas Koſchenille einzunehmen.

Wenn durch politiſche oder andere Gründe die Abreiſe einer neuen Flotte verzögert wird, dann läßt der Hof von der Havanna nach Vera-cruz eines von ſeinen Schiffen abgehen. Dieſes wird mit allem befrachtet, was dem Landesherrn gehört, und mit den Metallen, welche die Schuldner oder Spekulanten aus Mexiko nach Europa übermachen wollen.

Im Jahr 1774 bewilligte der Spaniſche Staatsrath dem Lande Mexiko eine andere Kommunikation, die von rechtswegen ihm niemals hätte verweigert werden ſollen; nehmlich die mit Peru, ja ſelbſt mit Europa über Guatemala, welches vom Südmeere etwa zwölf Meilen abliegt. Dieſe Stadt, die ihre Lage zwiſchen zwey Vulkanen hat, war natürlich in dem Falle, über kurz oder lang von ihnen verſchlungen zu werden. Die traurige Begebenheit erfolgte 1772. In Zeit von weniger als 24 Stunden wurde dieſe Hauptſtadt eines großen Gebietes, die ſehr reich, groß und ſtark bevölkert war, in einen Schutthaufen verwandelt. Der Landesherr gab ſogleich Befehl, den Schaden ſoviel möglich auszubeſſern. Man entwarf den Riß zu einer neuen Stadt, die geräumiger noch und bequemer, als die untergegangene werden ſoll. Dieſe kömmt acht Meilen weit von der vorigen, und zwar auf einem feſtern Grunde zu ſtehen, oder wird wenigſtens weiter von der Gefahr abliegen.

Zwey Jahr nach dieſem unglücklichen Vorfalle, richtete man zu Neu-Guatemala die Kommunikation, wovon hier die Rede iſt, ein: die Gegenſtände, die Peru fodert, werden aus dieſer Stadt abgefertiget, und übers Südmeer dahin geſchickt. Das Gold, das Silber und der Indigo, die nach Europa ſollen, werden auf Maulthieren nach dem Marktflecken St. Thomas verſchickt, der 60 Meilen von der Stadt, tief an einem See liegt, der ſich in die Hondurasbay verliert. Dieſe Reichthümer werden gegen die Waaren vertauſcht, die in den Monaten Julius und Auguſt aus Europa angelangt ſind.

Vieh, Baumwolle, Tabak, Zucker, Kakao und andere ähnliche Produkten kommen nicht mit in Anſchlag beym Handel von Mexiko: dieſe bleiben da zum einländiſchen Verbrauch. Das Land liefert Spanien und den Handelsleuten überhaupt koſtbarere Artikel, und die ihm

eigenthümlich ſind; dergleichen ſind Koſchenille, Vanilla, Jalappwurzel, Blauholz und Guatemalaindigo, der im Handel und zur Färberey ſo geſucht wird. Die Natur trägt faſt allein die Koſten bey Hervorbringung dieſer reichen Produkte; die Arbeit und der Kunſtfleiß der Einwohner ſetzen denſelben nur wenig hinzu: aber, gleichſam als wenn die Natur noch nicht genug für Spanien gethan hätte, daß ſie ihm faſt umſonſt alle Schätze der Erde gewährte, welche ihr die andern Nationen mit den härteſten Arbeiten abgewinnen müſſen, verſchwendete ſie auch an dieſen Günſtling das Gold und Silber der reichſten Minen, die die bekannte Welt enthält. Aus den kahlen und unfruchtbaren Bergen, welche Alt- und Neu-Mexiko in ſich ſchließen, ziehet man die 20,000,000 Thaler, die jetzt alle Jahre in den Mexikaniſchen Münzhäuſern geprägt werden; nur die Hälfte davon kömmt nach Spanien; der innere Umlauf, Oſtindien, die Spaniſchen Inſeln und der Schleichhandel verſchlucken das Uebrige.

Man kann die Wichtigkeit des Mexikaniſchen Handels durch die Ausfuhren abnehmen, welche aus dieſem Lande von 1748 bis 1753 im jährlichen Durchſchnitt geſchehen ſind. Sie haben beſtanden in Metallen und Waaren wie nachfolgt:

An Metallen:			
An Golde für	136,137 Thlr.	12 Gr.	
An Silber	10,905,374 —	6 —	
An Kupfer 5634 Centner, verkauft für	113,400 —	— —	
Zuſammen an Metallen, für	11,154,911 Thlr.	18 Gr.	
An Waaren:			
7500 Centner Jalappa, verkauft für	243,000 Thlr.	— Gr.	
6000 Centner Indigo von Guatemala	1,906,725 —	— —	

4600

4600 Centner Koſchenille	2,152,535 Thlr.	—	Gr.
5000 Pfund Vanille	107,892 —	—	—
13,500 Centner Campeche= oder Blauholz	28,107 —	—	—
200 Centner Kakao von Soconuſco	10,000 —	—	—
310 Centner Braſillet-holz	2,000 —	—	—
4700 Pfund Karmin	20,250 —	—	—
136 Centner Schildpatt	6,075 —	—	—
47 Centner Rocou oder Orleans	5,400 —	—	—
4000 Pfund Copahu-Balſam	11,480 —	—	—
4000 Pfund Saſſapa-rilla	2,000 —	—	—
An rohen Häuten, Dra-chenblut ꝛc.	900 —	—	—
Summa	15,651,275 Thlr.	18	Gr.

Unter den Waaren ſind geweſen 132,300 Thaler am Wehrt für die Krone, und das übrige für Handelsleute; unter dem Gold und Silber aber hat ſich befunden 6,412,260 Thaler im Wehrt fürs Kommerz, und 3,016,751 Thaler 18 Groſchen, theils für die Agenten der Regierung, theils für Privatleute, die ihr Vermögen nach Europa ſchaffen wollen, und das übrige für Rechnung der landesherrlichen Kaſſe.

Nach den Reichthümern, die, wie hier angegeben worden, jährlich nach Europa aus dieſem Lande geſchickt werden, kann man ungefähr abnehmen, was davon in Mexiko noch zurückbleiben mag; in der Hauptſtadt dieſes Landes hauptſächlich, da hier der Sitz der Regierung, der Auffenthalt der großen Eigenthumsbeſitzer, und der Mittelpunkt aller wichtigen Geſchäfte iſt. Sie

liegt zwiſchen zwey Seen, mitten in einem herrlichen Lande, unter einem heitern Himmel, und enthält gegen 200,000 Seelen. Alle Einwohner ſind nicht durchgängig reich, allein es giebt deren viele, die mehr Vermögen und Reichthümer beſitzen, als die Reichen anderer Länder. Ihr Prachtaufwand iſt außerordentlich groß; Gold und Silber wird zur Zierde ihrer Bedienten, Sklaven, ihres Hausraths, und ſelbſt der gemeinſten Meublen recht verſchwendet, ſo daß man hier die meiſten Sachen, die anderwärts von Eiſen oder Kupfer zu ſeyn pflegen, von Silber oder Gold findet.

Hier wohnen auch die vornehmſten Kaufleute des Landes, und alle Waaren und Güther, die von Acapulco nach Vera-cruz, oder von dieſem Hafen hier nach Acapulco für Rechnung der Philippiniſchen Inſeln, und größtentheils auch nach Peru gehen, werden alle durch dieſe Stadt geführt. In die hieſige Münze wird alles Gold und Silber aus den Bergwerken geliefert, indem hier dem Könige die Zehentgebühren entrichtet werden. Endlich ſo verfertigt man hier eine unſägliche Menge goldener und ſilberner Geräthe und Koſtbarkeiten, die jährlich nach Europa verfahren werden.

Der nächſte Hafen bey dieſer Hauptſtadt iſt Acapulco, welcher unter dem 17ten Gr. Norder Breite liegt, und einer der tiefſten und bequemſten an der Südſee iſt. Dieſer Ort dient hauptſächlich zur Niederlage des Handels mit den Philippiniſchen Inſeln.

Vera-cruz liegt am Mexikaniſchen Meerbuſen unter 19 Gr. 10 M. N. Breite, in einer unfruchtbaren ſandigen Ebene. Dieſer Platz iſt ſeines vortreflichen Hafens wegen, der durch Felſen von Natur befeſtiget iſt, ungemein wichtig; aber die Stadt iſt auf der einen Seite beſtändigen Wolken von Triebſande, auf der andern den faulen Ausdünſtungen der Sümpfe und Moräſte ausgeſetzt. Hier liefen vormals die unzähligen

Waaren des Luxus und der Nothwendigkeit der alten Welt mit den Gallionen ein; jeẞt aber erhält man ſie meiſtentheils durch Regiſterſchiffe; hingegen ſchickt die neue Welt wieder aus dieſem Hafen die ſehnlich erwarteten Reichthümer, die Mexiko liefert, der alten Welt zu.

Die Volksmenge dieſes Landes wird von einigen mit Inbegriff der Europäer, der freyen Indianer, und etwa 100,000 Sklaven auf ſechs Millionen Seelen geſchäẞt. Robertſon rechnet in Neuſpanien über zwey Millionen Indianer, und dieſe Zahl ſoll ſich zu den übrigen Einwohnern wie 5 zu 3 verhalten. Ueberhaupt erſeẞt die heutige Volksmenge von Mexiko nur ſehr ſchwach die unzählbare Menge Indianer, welche durch die Grauſamkeiten der Spanier umgekommen ſind. Auch wird die Kultur des Landes durch den Umſtand ſehr gehemmt, daß jedem Fremdling, der nicht Spaniſcher Herkunft iſt, der Eingang ins Land ſchlechterdings nicht geſtattet wird.

Unter die Dependenzſtücke von Neuſpanien, und die der Gouvernemens von Guatemala und Mexico gehören auch die Provinzen Honduras und Yucatan, die wegen des Blauholzes oder Campecheholzes im Rufe ſind, das hier von vorzüglicher Güte fällt. Dieß erhält man von einem Baume, der 16 bis 24 Fuß hoch wird, einen krummen dünnen Stamm hat, und inwendig von rother Farbe iſt. Es dient dieß Holz zum Purpurrothfärben, wie auch zum Violett, Königsblau, zum ſogenannten Prune de Monſieur, zum Schwarz und dergleichen. Den Namen hat es von der Stadt Campeche auf der Halbinſel Yucatan. Schon lang hatten die Engländer nach dieſem Holze geſtrebt, als ſie endlich im Pariſer Friedensſchluß vom 1762 die Vergünſtigung erhielten, daſſelbe auf den Küſten der Halbinſel fällen zu dürfen. Spanien behielt ſich die nördliche Küſte von Yucatan als die vorzüglichſte Gegend vor, und die

Englän=

Engländer durften da ihre Wohnplätze nicht befeſtigen. Sie griffen aber bald weiter um ſich, und Spanien ſah ſich dadurch in die Nothwendigkeit verſetzt, ſeinen Unterthanen die Zollfreyheit auf das Campecheholz zu verſtatten, damit das Engliſche herabgeſetzt würde. Im Kriege, der hernach folgte, zerſtöhrten die Spanier alle Einrichtungen der Engländer auf der Honduraskůſte und in Yucatan. Im Frieden zu Verſailles von 1783 hingegen erlaubte der König von Spanien den Engländern, in den Diſtrikten, welche zwiſchen den Flüſſen Wallis oder Bellizo und Rio hondo liegen, mit Vorbehalt der Spaniſchen Territorialhoheit, das Fällen des Campecheholzes fortzuſetzen, auch Häuſer und Magazine in dieſem Bezirk aufführen zu dürfen. Schon 1785 beſchwerte ſich der Spaniſche Hof bey dem Brittiſchen über offenbare Eingriffe, welche die Engliſchen Anbauer in die Friedensbedingungen machten, welchen Beſchwerden unterm 14 Julii 1786 durch einen förmlichen Vergleich zwiſchen beyden Höfen abgeholfen worden iſt.

Es wurde darinne ausgemacht, daß die Engländer ſowohl die Moſquitosküſte, als auch überhaupt das feſte Land räumen ſollten. Dagegen bewilligte Spanien ihnen ausgedehntere Gränzen, als ſie vorher gehabt hatten. England erhielt die Freyheit, daß ſeine Unterthanen im gedachten Bezirk alles Holz hauen können, das von den Mahagonybäumen nicht ausgenommen, wie auch alle Produkte und Früchte der Erde da zu ſammeln. Es ward aber von Spaniſcher Seite ausbedungen, daß ſie davon niemals einen Vorwand hernehmen ſollten, im gedachten Lande Pflanzungen von Zuckerrohr, Kaffee, Kakao und dergleichen anzulegen.

Neu-Mexiko.

Hierunter werden die innern Provinzen von Neuſpanien, welche in 7 Gouvernemens eingetheilt ſind, begriffen.

griffen. Dieſe heißen: Coahuila, Nuevo Mexico, Nuevo ſant Ander, Nuevo Reyno de Leon, Nueva Viſcaya, Sonora y Sinaloa und Texas.

Santa Fé iſt der Hauptort von Neu-Mexico. Das Ganze enthält weitläuftige Länder, die ſich durch den anmuthigſten Theil des gemäßigten Erdgürtels erſtrecken. Der Boden iſt, überhaupt genommen, ſehr fruchtbar, und die Produkte, ſowohl aus dem Thierreich als aus dem Pflanzenreich ſind in ihrer Art unverbeſſerlich. Die Länder haben Verbindung, entweder mit der Südſee, oder mit dem Mexikaniſchen Meerbuſen, und werden noch dazu von ſehr vortheilhaften Ströhmen bewäſſert. Bis jetzt haben die Spanier dieſe Provinzen mehr unterjocht, als ſie ſie wirklich in Beſitz haben; doch haben ſie ſeit einigen Jahren Anſtalten getroffen, ſie zu bevölkern und zu benutzen. Im Jahr 1746 hat man in den Provinzen Sonora und Sinaloa Metallſchätze entdeckt, die alles überſteigen, was man anderwärts in dieſer Art gefunden haben mag.

Californien.

Dieſe Halbinſel liegt unter dem 23ſten bis 34ſten Grad Norder Breite, nahe an Mexiko. Sie wurde von Cortez im Jahr 1536 entdeckt. Das Land iſt lange Zeit von den Spaniern vernachläßiget und außer Acht gelaſſen worden, und das ſo weit, daß ihre Geographen nicht einmal wußten, ob es eine Inſel oder Halbinſel wäre. Dieſer Punkt iſt jetzt außer Zweifel geſetzt. Man weiß mit Gewißheit, daß es eine große Halbinſel, welche von den nördlichen Küſten Amerikas ausgeht, und ſich zwiſchen Oſten und Süden bis an den heißen Erdgürtel ausdehnt; ſie wird auf beyden Seiten vom ſtillen Meer benetzt. Der Theil von dieſer Halbinſel, der bekannt iſt, hat eine Länge von 300, und eine Breite von

10 bis 40 Meilen. Die ehemaligen Jeſuiten, denen zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Unterſuchung dieſes Landes und die Ausbreitung der katholiſchen Glaubenslehre aufgetragen worden war, haben nichts weniger, als günſtige Berichte geliefert. Nach dieſen ſollte das Klima rauh und der Boden unfruchtbar ſeyn. Nach ihrem Fall und der Aufhebung ihres Inſtitutes ſchickte der Spaniſche Hof den erfahrenen und einſichtsvollen Staatsmann D. Joſeph Galvez dahin, die Sachen in nähern Augenſchein zu nehmen; und dieſer fand ſie ganz anders, als die ſchlauen Mönche vorgeſtellt hatten.

Er entdeckte nicht nur vielverſprechende Goldgruben, vortreffliches Holz zum Schiffsbau, Madeiraweinſtöcke, die hier die Jeſuiten her verpflanzt haben, ſondern auch überhaupt alle in Amerika gewöhnliche Früchte, und eine Perlenfiſcherey an der Küſte, die mit der Zeit großen Vortheil abwerfen kann.

Im Jahr 1775 ließ die Spaniſche Regierung von hier aus Reiſen zur Unterſuchung der Nordamerikaniſchen Küſten anſtellen. Die Spanier kamen wirklich bis zum 58ſten Grad nördlicher Breite in die Nähe der durch die Ruſſen bekannt gewordenen Völkerſchaften; ſie begnügten ſich aber, bloß die Küſten zu unterſuchen.

Das Kap St. Lucas, welches am äußerſten ſüdlichen Ende der Halbinſel liegt, iſt der Anlandungsort für die Gallione, welche alle Jahre von Manila nach Mexiko ſegelt; ſie findet hier einen guten Hafen, einige Erfriſchungen, und erhält hier die abgeredeten Signale, ob es in dieſen Gewäſſern ſicher ſey oder nicht.

Das Meer, welches Californien einſchließt, iſt ſehr fiſchreich, und giebt Fiſche nicht nur in großem Ueberfluß, ſondern auch von vortrefflichem Geſchmack.

Die Jeſuiten hatten den Entwurf gemacht, ihre Entdeckungen an den beyden Ufern des Golpho bis an die Kette der Gebirge fortzuſetzen, welche Californien mit

mit den nördlichen Gegenden von Amerika verbinden, und die Paſſage in Augenſchein zu nehmen, welche die Engländer ſeit ſo langer Zeit im Nordweſten von Amerika ſuchen; oder auch wenigſtens zu erfahren, ob dieſe Paſſage ins Südmeer wirklich vorhanden ſey oder nicht. Man ſagt, daß Spanien ſeit der Zeit, wo die Jeſuiten aus Californien vertrieben worden ſind, doch nicht jenem Vorhaben entſagt habe, und daß dieſes in kurzem ausgeführt werden dürfte. Kapitän Cook, der zuverläßig thätiger und geſchickter, als die Mexikaner war, hätte dem handlenden und ſchiffahrenden Europa ſchon längſt Auskunft über die Exiſtenz oder Nichtexiſtenz dieſer Paſſage verſchafft, wenn er einige Zeit länger am Leben geblieben wäre, und nicht durch eine Unbehutſamkeit ſich das Unglück zugezogen hätte, daß ihn die Wilden auf einer Inſel im Südmeere tödteten.

Wir können die Ueberſicht des **nördlichen** Amerika nicht beſſer beſchließen, als wenn wir hier unſern Leſern den allgemeinen Zuſtand der Bevölkerung, wie auch des Wehrts der Produkten und Waaren vor Augen legen, welche die Europäiſchen Kolonien in dieſem Theile der neuen Welt, jährlich nach Europa ſchicken:

Volksmenge.	Einwohner.
Hudſonsbay	200.
Canada	130,000.
Acadien oder Neu-Schottland	40,000.
Inſel St. Jean und Miquelons	1,200.
Bermudiſche Inſeln	4,000.
Lucayſche Inſeln	5,000.
Vereinigte Staaten in Amerika	6,000,000.
Die beyden Floridas	15,000.
Luiſiana	15,000.
Die beyden Mexikos	6,000,000.
	12,210,400.

Unter

Unter dieſer Anzahl iſt aber über eine halbe Million Sklaven mit begriffen.

Wehrt der Nordamerikaniſchen Waaren.:

Aus der Hudſonsbay 29,340 Pf. Sterl. oder	185,820 Thlr.	—	Gr.
Aus Canada	1,019,400 —	—	—
Aus Acadien oder Neuſchottland	230,000 —	—	—
Von St. Pierre und den Miquelons 70,104 Ct. Stockfiſch, 76,794 Ct. Kabeljau { zu 24 Liv. oder 6 Thl.	881,388 —	—	—
Von der franzöſiſchen Fiſcherey bey Terre-neuve oder New-found-land (1784)	2,949,250 —	—	—
Von der Engliſchen Fiſcherey bey New-found-land und an der Labradorküſte	3,000,000 —	—	—
Von Neuengland, oder aus den Staaten Maſſachuſett, Hampſhire, Rhode-Island und Connecticut, zuſammen 485,000 Pfund	3,071,666 —	16	—
Von New-York, 526,500 Pf. Sterl. oder	3,334,500 —	—	—
Von Penſylvanien, 2 Millionen Pf. Sterl. oder	12,666,666 —	16	—
Von Maryland und Virginien, 1,040,000 Pfund Sterl. oder	6,586,666 —	16	—
Von Nord-Carolina	432,883 —	8	—
Von Süd-Carolina	2,533,333 —	8	—
Von Georgien (1772), 121,677 Pf. Sterl.	770,621 —	—	—

Von

Von den Lucayiſchen Inſeln	40,000 Thlr.	—	Gr.
Von den beyden Floridas	300,000 —	—	—
Von den Bermudiſchen Inſeln	40,000 —	—	—
Von Luiſiana	500,000 —	—	—
Von Mexico oder Neu-ſpanien	15,651,275 —	18	—
Summa nach ſächſ. Gelde.	54,193,471 Thlr.	10	Gr.

Antillen-Inſeln.

Amerika enthält unter dem Wendezirkel des Krebſes zwiſchen dem 32ſten und 8ten Grade Norder Breite, das zahlreichſte, weitſchichtigſte und reichſte unter den Inſelmeeren, welches der Ocean noch der Neugierde, der Thätigkeit der Seefahrer, und der unerſättlichem Habgier unſrer Europäer hat ſehen laſſen. Die Inſeln, die dieſen Archipelagus ausmachen, ſind ſchon ſeit der Entdeckung der neuen Welt unter dem Namen der Antillen bekannt. Die Winde, welche da immer von der Oſtſeite her wehen, ſind Urſache, daß man diejenigen unter dieſen Inſeln, die am meiſten öſtlich liegen, **Inſeln des Windes**, und die andern **Inſeln unter dem Winde** nennt. Sie machen eine Kette, von welcher das eine Ende den Mexikaniſchen Meerbuſen zu verſchließen ſcheint, und das andere mit dem Kontinent des ſüdlichen Amerika, nahe bey Maracaibo zuſammenzuhängen.

Ehe und bevor dieſe Inſeln unter die Herrſchaft der Europäer gekommen ſind, war der Boden noch neu, und faſt ſo, wie er aus den Händen der Natur gekommen. Einige unter dieſen Inſeln ſchienen noch gar nicht bewohnt geweſen zu ſeyn; andere wieder waren von Wilden bewohnt, die von der Fiſcherey lebten, oder von der Jagd, von Baumfrüchten ſich nährten, von Pflanzen und Wurzeln, welche das Land von ſelbſt darboth, und die

die ohne Anbau und Pflege zu ihrem Unterhalte hinlangten.

Auf dieſen Inſeln, die mit Wäldern angefüllt waren, die ſo alt als die Welt ſeyn mochten, ſah man Bäume, welche aus einer beſondern Vorliebe der Natur, außerordentlich hoch in die Höhe gewachſen, ſehr gerade, auch ohne Auswüchſe oder Fehler und Gebrechen waren. Der jährliche Abfall des Laubes, ihre Verwitterung, die Zerſtöhrung der verfaulten Stämme, welche Zeit und Witterung bewirken, bildeten auf der Oberfläche des Erdbodens eine fettige Decke, oder einen Satz, welcher nach der Urbarmachung, als ihn die Wärme des Klima noch mehr fruchtbar machen mußte, einen bewundernswürdig großen Wachsthum in den neuen Pflanzungen hervorbrachte, welche an die Stelle der Bäume geſetzt wurden.

Die Thäler und Ebenen, welche auf Unkoſten des Erdbodens fruchtbar gemacht worden, die die Bergſtröhme herzugeſchleppt hatten, waren mit weichem Holze bedeckt. Am Fuß dieſer Bäume wuchſen untereinander die Fruchtbäume und Pflanzen, welche ein ergiebiger Boden zum Unterhalt der Bewohner des Landes hervorbrachte: z. E. Ignama, Patates, Karaybiſcher Kohl, Bananas und dergleichen. Die Inſulaner legten den Abſichten und Arbeiten der Natur keine Hinderniſſe in den Weg. Sie ſammelten zufälliger Weiſe und zur Zeit der Reiſe die Erzeugniſſe, welche ſich von ſelbſt darboten, und überließen der Erde die Sorge, die zu dem Wachsthum nöthigen Mittel vorzubereiten, ohne daß ſie derſelben die Zeit oder den Ort vorſchrieben, wo ſie befruchten ſollte.

Da die Antillen unter der heißen Erdzone liegen, ſo ſind ſie einer fortwährenden brennenden Hitze ausgeſetzt, welche bloß vom Oſtwinde und durch die Regengüſſe gemildert wird. Die letztern erfriſchen wohl in der

der That die Luft, verurſachen aber auch zu gleicher Zeit eine Feuchtigkeit, deren Folgen unbequem und nachtheilig ſind. In weniger als vier und zwanzig Stunden Zeit fault und verdirbt alles, und nur durch die größte Behutſamkeit können die Europäer ſich vor dem Einfluß eines ſo gefährlichen Klima verwahren.

Die Spanier ſind die erſten geweſen, welche Niederlaſſungen auf den Antillen angelegt haben. Wie ſie alle Einwohner der Oerter und Gegenden umgebracht hatten, wo ſie ſich niederlaſſen wollten, wie ihrer nicht mehr ſo viele übrig geblieben waren, daß ſie die Bergwerke bauen konnten, dann wollten dieſe Leute, die eben ſo träge als grauſam und blutdürſtig waren, nicht die Erde im Schweiße ihres Angeſichtes bauen, das war ihnen zu niedrig, alſo konnte es nicht fehlen, daß Armuth und Elend bey ihnen einreißen mußten.

Die Engländer, hernach auch die Franzoſen, welche den Spaniern auf dem Fuße nachgingen, brachten eben ſo wie jene Verwüſtung und Verheerung dahin. Sie machten damit auf der Inſel St. Chriſtophs im Jahr 1625 den Anfang. Hier verjagten ſie und maſſakrirten die unglücklichen Einwohner, raubten ihnen ihre Weiber, ihre Lebensmittel mit dem Boden zugleich, den ſie bewohnt hatten. Sie wurden hernach Seeräuber, die unter dem Namen Flibuſtiers oder Boucaniers ſich durch ihre Grauſamkeiten, ihre Wildheit, ihre Herzhaftigkeit und Unerſchrockenheit, welche beyden letztern Eigenſchaften ſie manchmal bis zum Heldenmuthe trieben, ausgezeichnet haben. Ihre Räubereyen, tollkühnen Unternehmungen und unbeſonnenen Verſchwendungen verbreiteten in dieſen Gewäſſern, ſo wie auch in ganz Europa Erſtaunen und Schrecken. Sogar heutzutage kann man ſich nicht ohne Entſetzen und Abſcheu an die blutgierigen Streifzüge und Unternehmungen dieſer grimmigen Räuber zurückerinnern; zum Glück rieben ſie endlich einan-

einander ſelbſt auf, und ihre Race mußte ausſterben, weil ſie unmöglich mit Menſchen von gleichem Schlage wieder erneuert werden konnte. Dann fing es auf den Antillen an wieder ruhig zu werden, und nach und nach legten auf denſelben die Europäiſchen Mächte Niederlaſſungen an, welche hernach mehr oder weniger wichtig geworden ſind, nach Verhältniß der Thätigkeit, womit jedwede dieſer Mächte die Kultur in den Pflanzungen empor zu bringen, bedacht war. Es ſind keine Gold- oder Silberbergwerke, durch deren Bau die Antillen ſich bereichern; ſondern die Produkte des Bodens, oder ſolche Erzeugniſſe, die man nicht anders als durch eine anhaltende Arbeit unter einer brennendheißen Himmelsgegend der Erde abgewinnen kann; allein ihre Ergiebigkeit iſt auch ſo groß, daß die reichlichen Aerndten, die man davon erhält, alle Tage neue Urſache zum Erſtaunen geben müſſen. Die Spanier benutzen bis jetzt noch am wenigſten dieſe Reichthümer; aber die Franzoſen und Engländer, welche thätiger und induſtriöſer, haben jene faſt ganz unter ſich vertheilt; die Holländer und Dänen nehmen daran auch, wiewohl nur einen kleinen Antheil. Wir werden weiter unten anzeigen, durch welche Arbeiten die handlenden Nationen ſich jene Reichthümer zueignen, müſſen aber bemerken, daß dieſe Bemühungen nicht immer ruhig und ohne Gefahr von ſtatten gehen.

Der Krieg pflegt nicht ſobald in Europa auszubrechen, ſo treibt er ſeine Verheerung bis nach den Antillen hin; dann iſt aller Handel, alle Schiffahrt gehemmt, und alles liegt in der Unthätigkeit, alles leidet Noth. Dann wird nichts gebauet, nichts gepflegt und beſorgt, was zur Nahrung und zum Unterhalt der Koloniſten erfodert wird; zum Unglück werden hier weder Kleidungsſtücke noch Ackerbaugeräthe verfertiget, alle hieſige Produkte nutzen nicht zur Wiederhervorbringung, ſondern taugen bloß fürs Kommerz, und zur Ausfuhr. Nur allein

allein vermittelſt einer ſichern und leichten Kommunika-tion, die aber im Stande des Kriegs ſich gar nicht denken läßt, können ſich dieſe Inſeln die Bedürfniſſe verſchaffen, die ſie aus Europa im Tauſch für ihre Erzeugniſſe zu erwarten haben. Krieg iſt alſo eines der größten Unglücke, die die Antillen treffen können. Die Antilleninſeln ſind noch einer andern großen Landplage unterworfen, die noch ſchrecklichere Verwüſtungen, als der Krieg, anzurichten pflegt. Dieſe ſind die Orkane. Eine große Anzahl von Schriftſtellern hat uns die grauſenvollſten Beſchreibungen dieſes alle Vorſtellung überſteigenden Phänomens geliefert, allein ihre Schilderungen kommen doch lange der Wahrheit nicht bey. Man kann ſich ungefähr einen Begriff davon machen, wenn man ſich vorſtellt, daß alles was dem Orkan im Wege liegt, an allen Orten, wo er ſeine Wuth auslaſſen kann, die größten Maſſen und die feſteſten Körper umgeſtürzt, zertrümmert und mit fortgeſchleudert werden, ſchreckenvolle Erdbeben treffen mit heftigen Ungewittern zuſammen, und Bliz, fürchterlich rollender Donner und unterirdiſche Feuer vermehren dieß gräßliche Schauſpiel noch unſäglich. Der Himmel auch ſcheint ſich zu öffnen, und ganze Wolkenbrüche wollen die Erde erſäufen, und mit ihr alles was lebt und webt. Kurz, alle Kräfte der Natur ſcheinen aufgebothen zu ſeyn, Städte und Dörfer, Pflanzungen und Wohnſitze zu zerſtöhren, und überallhin Tod und Verheerung zu bringen. Man hat zwar gewiſſe Anzeigen, die den Orkanen vorhergehen, allein ſie helfen wenig oder nichts, da man mit nichts auf der Welt ihrer Wirkung Einhalt thun kann. Zwar ſind nicht alle Orkane ſo höchſt zerſtöreriſch; indeſſen iſt ihre mindeſte Wirkung doch wenigſtens dieſe, daß ſie die feſteſten Gebäude in den Städten erſchüttern, und berſten machen, die Dächer abdecken, die Wohnhäuſer, Scheunen und Viehſtälle, Mühlen u. ſ. w. auf dem

Lande umreiſſen, und die bebaueten Felder und Plantagen von Grund aus ruiniren, indem ſie die Bäume mit den Wurzeln ausreißen, und auf große Weiten mit ſich fortführen. Man will die Bemerkung gemacht haben, daß die Inſeln, welche von Orkanen heimgeſucht zu werden pflegen, alle neun bis zehn Jahr einmal dieſe ſchreckliche Begebenheit erfahren.

Spaniſche Inſeln.

Hiſpaniola oder San Domingo, eigentlich Isla Eſpannola.

Die große Inſel San Domingo, welche von den Eingebohrnen zur Zeit, wie ſie Colom entdeckte, Ayty genannt wurde, war die erſte der Niederlaſſungen, die die Spanier in der neuen Welt anlegten. Als der Ocean zum Unglück der Indianer ſie an dieſe Küſte ſchleuderte, glaubten die hochmüthigen Europäer, daß die Völker hier, weil ſie weder ihre Farbe, noch ihre Sitten und Religion hätten, nicht als Menſchen behandelt werden müßten. Sie ſahen ſie für wirkliche Laſtthiere an, und machten ſich ein bloßes Spiel daraus, ſie zu würgen und zu morden. Diejenigen, die dem Tode und den Foltern entgiengen, wurden in der härteſten Sklaverey gehalten. Die Inſel hatte reiche Goldminen, und hatte einen fruchtbaren Boden; man ſchlug die Eingebohrenen in Feſſeln, und ſie wurden das Opfer ihrer geldgierigen Herren, die ſie zu den härteſten Arbeiten verdammten. Die armen Indianer, die von Natur nur ſchwächliche Körper hatten, und zur Arbeit von Jugend auf nicht gewöhnt waren, erlagen unter den Laſten, die man ihnen auflegte, in kurzer Zeit, und kamen in den Minen um, oder arbeiteten ſich zu Krüppeln.

Durch

Durch dieſe unerhörte Grauſamkeit wurden bald alle Eingebohrnen auf der Inſel ausgerottet. Mit ihnen verſchwand auch der Glanz dieſer Niederlaſſung, die nur ſo lange im Flor geſchienen hatte, als die Minen Gold liefern konnten.

Dieſes koſtbare Metall nahm in dem Maaße ab, wie diejenigen die man zwang, es aus den Eingeweiden der Erde herauszuholen, umgekommen waren; es verſchwand endlich völlig, wie die Lucayiſchen und andere benachbarte Inſeln entvölkert worden waren, und man keine Schlachtopfer mehr auftreiben konnte, die die Stelle derjenigen erſetzt hätten, die der Habgier zu Gefallen umgebracht worden waren.

Wie nun die Spanier allein auf der Inſel ſich befanden, waren ſie ganz unvermögend, das Gold, welches ihnen die Minen verſagten, durch im Schweiße ihres Angeſichts gewonnene Produkten zu erſetzen, obgleich hier der Boden ſo fruchtbar iſt, als irgend wo auf der Welt. Anfangs gebrauchten ſie dazu eine Anzahl afrikaniſcher Sklaven, und dieſe trieben den Anbau mit einem gewiſſen Fortgang. Es war eine Zeit, wo dieſe durch ihre Arbeiten an Spanien zehn Millionen Pfund Zucker, eine Menge Tabak, Kakao, Kaſſien, Ingwer, Baumwolle, und viele Häute und Farbhölzer lieferten. Man konnte hoffen, daß bey ſolchem Anfang des Wohlſtandes die Leute Geſchmack an der Kultur und Induſtrie finden, und beyde höher zu treiben bedacht ſeyn würden. Aber eine Kette von Urſachen, deren eine immer unglücklicher als die andere geweſen iſt, hat dieſe Hoffnungen vereitelt. Die reichſten unter den Spaniern, die ſich hier niedergelaſſen hatten, haben die Inſel verlaſſen, und ſind nach Peru und Neuſpanien gegangen. Darauf haben die Franzoſen die Hälfte von San Domingo in Beſitz genommen; der Spaniſche Staatsrath, der damals mit wichtigern Gegenſtänden beſchäftiget war, hörte auf

dieſer Kolonie ſeine Sorgfalt fortzuſetzen, und erſt in neuerer Zeit hat die Regierung wieder in etwas ſich angelegen ſeyn laſſen, die Kolonie aufs neue empor zu bringen, aber vergebens. Mittlerweile, daß alles im Flor iſt, daß alles mit größter Thätigkeit in dem Theil der Inſel betrieben wird, den die Franzoſen beſitzen; liefert der Spaniſche Antheil jährlich zum Nationalhandel nicht über fünf bis ſechstauſend Stück roher Häute, und was er an Zucker, Kaffee und Tabak hervorbringt, reicht kaum zum Bedürfniß ſeiner Bewohner zu, geſchweige, daß dem Mutterlande davon überlaſſen werden könnte.

Im Jahr 1717 zählte man in der Spaniſchen Kolonie nur 18,400 Seelen, welche ihren Ueberfluß an Produkten den Franzoſen lieferten, und von dieſen dafür im Tauſch Kleidungsſtücke und andere nothwendige Bedürfniſſe zurück empfingen. Dazu wurde noch das Geld beygefügt, welches ſie für den Unterhalt einer Beſatzung von 200 Mann, einer Anzahl Prieſter und Mönche, und für Koſten auf Seite der Regierung in die Hände bekamen.

Die ſeit 1757 zu Barcelona auf ausſchließenden Handel privilegierte Kompagnie handelt hieher, und läßt die wenigen Produkten abholen.

Seit der neuern Handelsfreyheit, die Spanien ſeinen Kolonien ertheilt hat, iſt hier auch die Kultur merklich geſtiegen.

Inſel Cuba.

Dieſe Inſel liegt zwiſchen dem 20ſten und 23ſten Grade Norder Breite, und dem 294 bis 305ten Gr. W. Länge. Ihre Länge beträgt 150, die Breite 30 bis 50 geographiſche Meilen. Sie iſt von St. Domingo nur durch einen ſchmalen Kanal geſchieden. Eine ſo weitſchichtige, ſo fruchtbare Inſel wie dieſe hier, würde, ver-

verbunden mit San Domingo, und durch fleißige Hände bearbeitet, die Quelle eines unerſchöpflichen Wohlſtandes abgeben können, aber eine träge und ſchläfrige Nation weiß leider das alles nicht zu benutzen.

Der Spaniſche Staatsrath ſcheint aber doch ſeit kurzem auf beſſere Gedanken gekommen zu ſeyn. Er hat im Jahr 1765 den Anfang damit gemacht, daß die Häfen auf der Inſel ohne Unterſchied allen Spaniſchen Unterthanen geöffnet wurden. Dieſe Erlaubniß, die ihnen von rechtswegen nie hätte verweigert werden ſollen, hat der Inſel einiges Leben wieder gegeben. Im Jahr 1778 hat Cuba wieder neue Aufmunterung erhalten; es wurde ein Theil der vorigen Verbothe aufgehoben, und die Einſchränkungen und Auflagen vermindert, welche vorhin die Arbeiten zurückhielten.

Die Inſel Cuba giebt, was die Fruchtbarkeit des Bodens, und die Güte der Produkte anbetrift, keiner unter den übrigen Antillen das geringſte nach. Indigo und Baumwolle wachſen hier von Natur, und doch haben die Einwohner noch nicht daran gedacht, ſolche durch die Kultur zu verbeſſern und zu benutzen. Der Tabak, ſo von vortreflicher Güte auf Cuba wächſt, und unter dem Namen des Havannatabaks im Handel bekannt iſt, hat beſtändig die Feſſeln des Monopols gehabt. Kakao wird hier zwar gebauet, aber in ſo geringer Menge, daß das Hauptland, welches davon einen großen Verbrauch macht, ſich von anderwärts damit verſorgen muß. Die Heerden größern und kleinen Viehes, obſchon dieſes hier gute Waiden hat, ſind doch noch nicht ſo vermehrt, daß die Inſel nicht noch immer von auswärts Vieh kommen laſſen müßte: der Bau des Zuckerrohrs wird auch noch ſo ſchwach betrieben, daß Spanien von dieſem Artikel noch nicht die Hälfte ſo viel erhält, als ſeine Einwohner verbrauchen können, und doch könnte Cuba allein ihren Bedürfniſſen völlig Gnüge

 thun.

thun. Bey ſo vielen Mitteln, die die Natur dieſer Inſel zum Wohlſtande verliehen hat, iſt ſie dennoch nicht ſo weit gekommen, daß ihr Handel ſo blühend wäre, als der auf den benachbarten Inſeln iſt. Was mag wohl die Urſache ſeyn? Nichts anders, als die Trägheit ihrer Bewohner, die noch dazu durchs Monopol danieder gedrückt werden.

Seit 1748 bis 1753 ſchickte dieſe weitſchichtige Inſel nur nach Europa 18750 Centner Havannablätter und Canaſter, wie auch

Cigarros, für	323,392	Thlr.	12 Gr.
173,809 Centn. Zucker	1,998,596	—	12 —
1,569 Stück rohe Häute, etwas Wachs und andere Artikel, für	34,704	—	6 —
Gold und Silber, für	266,126	—	6 —
Zuſammen	2,522,919	Thlr.	12 Gr.

So war im Jahr 1753 der Ertrag einer ſehr fruchtbaren Inſel, die eine Länge von 150 Meilen hat, wogegen das Eiland Grenada, das nur 10 Meilen lang iſt, aber von den Engländern bebauet wird, für mehr als drey Millionen Thaler an Waaren ausführt.

Die Volksmenge auf der Inſel Cuba beſtand im Jahr 1774 aus 171,766 freyen Leuten, die zum Anbau ihrer Ländereyen 28,766 Negerſclaven gebrauchten. Dieß iſt ſehr wenig in Betracht einer Inſel von ſolcher Weite.

Dieſen Mangel der Bevölkerung haben die Spanier ganz allein ſich beyzumeſſen. Kaum hatten ſie die Inſel Cuba erobert, ſo betrugen ſie ſich da eben ſo barbariſch, als auf San Domingo. Sie mordeten einen Theil der Inſulaner, und ließen die übrigen in einigen Goldbergwerken umkommen, die ſie auf der Inſel entdeckt

deckt hatten: in kurzer Zeit wurde nun auch dieſes unglückliche Land von Menſchen leer, und iſt nachher nur ſchwach und unzulänglich wieder beſetzt worden: indeſſen, wenn die Regierung fortfährt der Inſel Cuba die Freyheit und die gehörigen Aufmunterungen zu gönnen, ſo werden zuverläßig die Bevölkerung, Liebe zur Arbeit, und der Wetteifer unter den Einwohnern immer zunehmen, und mit dieſen in gleichem Verhältniß die Erzeugniſſe der Inſel, und dann kann es nicht fehlen, daß das Kommerz von Cuba in den Flor kömmt, worauf die Inſel ihrer Lage und Beſchaffenheit nach Anſpruch machen kann.

Die Lage dieſer Inſel iſt für Spanien äußerſt wichtig; ſie öffnet den Weg nach Mexiko, und ſichert die Rückkehr der Reichthümer, welche dieſes Land und Peru unaufhörlich nach Spanien ſchicken. Daher iſt die Spaniſche Regierung in neuerer Zeit ſehr auf die Verwahrung dieſes Poſtens bedacht geweſen. Von 1763 an bis zu 1777 ſind allein 22 bis 23 Millionen darauf verwandt worden, die Havanna zu befeſtigen, welches die Hauptſtadt auf der Inſel iſt. Der Hafen dieſer iſt einer der ſchönſten auf der Welt, und wo alle Flotten der weiten Erde zu gleicher Zeit und mit völliger Sicherheit ſich vor Anker legen könnten. Wenn nun Spanien einmal dieſen Platz in einen ſolchen Vertheidigungsſtand wird gebracht haben, daß es ſeinetwegen ruhig ſeyn kann, dann wird es ungetheilt ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Bevölkerung, den Handel der Inſel Cuba, und die Vermehrung der hieſigen Manufakturen und Induſtrie richten können. Der Spanier ſey nur frey; er werde nicht in den Feſſeln des Monopols gehalten, durch Auflagen und widerſinnige Verbothe gedrückt; man zeige ihm, daß er hinfort zu ſeinem eignen Nutzen arbeiten wird, gewiß ſoll das eine vortheilhafte Veränderung im Nationalhandel hervorbringen. Man kann ja der Nation

tion weder Muth, Beharrlichkeit, noch Sinn fürs Gute und Nützliche abſprechen, ſie wird alſo ſo thätig und berührſam als jede andere ſich zeigen, wenn ihr keine Hinderniſſe im Wege liegen, und dann wird der Hafen der Havanna ſo berühmt durch ſeine Handlung werden, als man ihn jetzt durch die Feſtungswerke zu machen ſucht.

Im Jahr 1778 zählte man auf der Inſel 478 Zuckerpflanzungen. Der hieſige Zucker iſt von vorzüglicher Güte. Kaffee werden nur etwa 30,000 Pfund gewonnen.

Eine der wichtigſten Naturgaben, die Cuba beſitzt, iſt das ſchöne Cedern- Mahogany- und anders Bauholz, das die hieſigen Wälder in großer Menge liefern; es dauert dieß ganze Jahrhunderte; mittlerweile die Europäiſchen Schiffe unter der hieſigen Zone vertrocknen und berſten. Aus dieſer Urſache werden hier nicht nur Kauffarteyfahrzeuge, ſondern auch große Kriegsſchiffe gebauet.

Die Hauptſtadt auf der Inſel iſt San Jago, doch iſt die Havanna fürs Kommerz wichtiger. Hier verſammeln ſich alle Schiffe, die mit den größten Reichthümern aus dem Spaniſchen Amerika beladen eintreffen, um von hier in Geſellſchaft die Reiſe nach dem Mutterlande anzutreten.

Da nun ſchon ſeit 1765 auf Cuba dem Handel eine größere Freyheit verſtattet worden iſt, ſo hat auch die Ausfuhr zugenommen. Schon 1774 ſchätzte man den Betrag dieſer auf 1,500,000 Peſos, und in den folgenden Jahren hat er ſich über zwey Millionen vermehrt.

Porto-Rico, eigentlich Puerto-Rico.

Obgleich dieſe Inſel eine der beſten unter den Antillen iſt, ſo herrſcht doch hier auch die nehmliche Unthätigkeit

tigkeit im Handelsſache und in der Kultur, als auf der Inſel Cuba. Einerley Urſachen bringen einerley Wirkungen hervor.

Porto-Rico liegt unter dem 18ten Grad N. Br. iſt 40 geographiſche Meilen lang, und hat 20 in der Breite. Die Luft iſt hier geſund und gemäßigt: die Inſel wird von einer großen Anzahl kleiner Flüſſe und Bäche bewäſſert, die ſehr reines und lauters Waſſer haben; die Berge ſind mit nutzbarem oder koſtbarem Holze bewachſen, und die Thäler ungemein fruchtbar, ſo daß der Boden alle Arten der Produkten, die den Antillen eigen ſind, hervorbringen kann. Die Inſel hat einen ſichern Hafen, bequeme Rheeden, und überhaupt Küſten, an die die Schiffe leicht herankommen können. Bey allen dieſen Vortheilen iſt doch Porto-Rico in den Händen der Spanier von keiner gar großen Bedeutung, und hat bisher nur noch in kärglichem Maaße Produkten geliefert.

Der Anſchein einiger Goldminen zog die Spanier nach Porto-Rico. Dieſes verführeriſche Metall, und die Hoffnung ſich damit zu bereichern, verurſachten hier dieſelben Verheerungen, als auf San Domingo; die Inſulaner wurden entweder umgebracht, oder zur harten Arbeit in den Bergwerken angeſpannt. In kurzer Zeit verödete darüber die ganze Inſel, verfiel zu nichts, und blieb in dieſer Lage beynahe durch zweyhundert Jahre. Erſt 1765 fing Spanien an, Porto-Rico aus dieſem Nichts wieder herauszuziehen. Man ließ die Stadt und den Hafen San Juan befeſtigen; legte zwey Bataillonen zur Beſatzung hinein und eine Kompagnie Kanonierer; auch wurde den wenigen Bewohnern, die ſich auf der Inſel noch befanden, das Eigenthum der Ländereyen und Grundſtücke bewilliget, die jeder von ihnen im Beſitz hatte. Alle dieſe Vorkehrungen brachten nach der Inſel beträchtliche Summen

Geldes,

Geldes, welche einen Anfang von Leben einer Niederlaſſung einflößten, deren Unthätigkeit alle Nationen bisher mit Verwunderung bemerkt hatten. Am erſten Januar 1778 zählte man auf Porto-Rico ſchon 80660 Seelen, worunter mehr nicht als 6530 Sklaven ſich befanden. Die Inſel hatte eine Menge ſehr ſchöner Pflanzungen und zahlreichen Viehſtand; aber ihre Ausfuhren an Zucker, Baumwolle, Kaffee, Reiß und Tabak überſtiegen doch noch nicht 380,000 Thaler.

Der Ertrag beſtand 1778 in 2737 Centner Zucker, 1,114 Centner Baumwolle, 11,163 Centner Kaffee, 19,556 Centner Reiß, 15,216 Centner Mais, 7,458 Centner Tabak, und 19,719 Fäſſern Melaſſe oder Syrup. Außerdem kommen noch etwa 2000 St. rohe Häute zum Handel.

Die Spanier beſitzen unter den Antillen auch noch die kleinen Inſeln S. Trinidad, Cubagna und Marguerita; aber alle drey ſind von keinem ſonderlichen Belang. Trinidad iſt eine von den Caraibiſchen Inſeln unter dem Winde, unfern von den Ausflüſſen des Orinoccoſtrohmes. Sie hat bisher in keiner ſonderlichen Achtung geſtanden, obſchon ihr Boden fruchtbar, und beſonders zum Anbau des Zuckers geſchickt iſt. Die Inſel lieferte vormals den beſten Kakao, welcher dem von Carracas noch vorgezogen wurde; allein 1727 richtete ein heftiger Nordwind alle Bäume zu Grunde, und ſeitdem iſt das Gewächſe hier nicht mehr wieder aufgekommen. Man findet auf der Inſel gutes Bauholz, und gewinnet viel Theer. Dieſe Vortheile haben die Regierung 1783 bewogen, den Katholiſchen Koloniſten, die ſich auf dieſer Inſel niederlaſſen wollen, anſehnliche Freyheiten zu verſprechen.

Es wurden den Anſiedlern auf 10 Jahre Freyheiten zugeſtanden. Bey ihrer Etablirung ſollten ſie ein Stück Land erhalten, und die erſten Jahre durch frey

von allen Abgaben ſeyn. Nachher ſollten ſie weiter keine Abgaben, als allein fünf Procent vom Wehrt der Produkten, die ſie gewinnen, zu entrichten haben. In dieſen erſten zehn Jahren können auch ihre Schiffe in den franzöſiſchen Häfen Ladung einnehmen, ſo wie ſie auch Produkte der Inſel, baares Geld ausgenommen, nach Frankreich zurückbringen dürfen.

Cubagna und Marguarita waren eine Zeitlang der ergiebigen Perlenfiſcherey wegen berühmt. Nachdem aber die Bänke erſchöpft worden ſind, hat man die Inſeln ganz außer Acht gelaſſen. Seit 1783 hat man wieder einen günſtigen Blick auf ſie geworfen, und ſie neuerdings in Pflege genommen.

Sowohl Trinidad als Marguarita werden nur von einer kleinen Anzahl Spanier bewohnt, welche mit den Inſulanerinnen ſich vermiſcht, und eine Race Menſchen hervorgebracht haben, die mit der den wilden Völkern eigenen Trägheit, alle Laſter der polizirten Nationen in ſich vereiniget. Sie opfern dem Müßiggange, ſind ſchelmiſch und in hohem Grade abergläubiſch.

Wie ſehr muß es nicht dem Beobachter auffallen, wenn er wahrnimmt, daß hier die Spanier, die über 300 Meilen in einer Strecke des beſten Boden beſitzen, doch von ihren Antillen dem Handel nicht mehr als drey Millionen bis 3,250,000 Thaler im Wehrt an Produkten liefern; dagegen die Franzoſen und Engländer in weit eingeſchränktern Bezirken viel beträchtlichere Reichthümer gewinnen. Wir wollen jetzt damit den Anfang machen, daß wir die Arbeiten und Bemühungen der Franzoſen in Betracht ziehen, und ihren erſtaunlichen Fortgang auf der einen Hälfte von San Domingo ſchildern, wo ſie den Spaniern zur Seite, die die andere Halbſcheid faſt ohne Nutzen in Beſitz haben, ihre Thätigkeit an den Tag legen.

Franzöſiſche Inſeln.

Saint Domingue.

Dieſe iſt die wichtigſte und reichſte unter den franzöſiſchen Inſeln in Amerika. Sie hat eine Länge von hundert und ſechzig franzöſiſchen Meilen (Lieues) und iſt gegen dreyßig breit. Nur ohngefähr der vierte Theil davon gehört Frankreich, der übrige aber Spanien zu. Weil ſie unter der heißen Zone liegt, ſo iſt die Hitze den Sommer über außerordentlich groß; die feuchte Witterung, welche darauf folgt, und hernach lange anhält, macht die Luft ungeſund, erſchlafft und ſchwächt die Fibern, verdirbt auch in gar kurzer Zeit die Lebensmittel und andere Dinge. Ueberhaupt können ſich die Europäer nur ſchwer ans hieſige Klima gewöhnen. Die meiſten, wenn ſie ſich hier einige Jahre aufgehalten haben, werden gewahr, daß ihre Kräfte merklich abnehmen, und altern ſchon vor der Zeit: indeſſen mag wohl auch der Umſtand viel dazu beytragen, daß ein großer Theil dieſer Leute durch allerley Ausſchweifungen, durch Unenthaltſamkeit, oder weil ſie ſich zu wenig vor dem Eindruck der ungeſunden Luft in Acht nehmen, die Natur des Uebels noch verſchlimmert.

Die Spanier beſaßen dieſe Inſel ganz allein, als im Jahr 1630 einige Franzoſen die aus St. Chriſtoph vertrieben worden waren, den nördlichen Theil von St. Domingo, der faſt ganz verlaſſen war, und von den ſpaniſchen Beſitzungen am weiteſten ablag, einnahmen. Hier geſelleten ſich andere Abentheurer und Wagehälſe zu ihnen, und alle zuſammen lebten da lange Zeit bloß von Freybeuterey und Ueberfällen, ſo daß man ihnen den Namen Flibuſtiers oder Boucaniers beylegte. Sie machten ſich hernach durch ihre tollkühnen Unternehmun-

gen

gen und Streifzüge in dieſen Gewäſſern ſehr furchtbar, und alles bebte und zitterte vor ihnen. Dieſe Leute nun ſind die urſprünglichen Stifter dieſer jetzt ſo blühenden Kolonie geweſen. Wer hätte wohl jemals geglaubt, das einſt von ſo zügelloſen Menſchen, oder vielmehr Wütterichen, die nichts als Räuberey, Mord und Todtſchlag verübten, ein fleißiges, gaſtfreyes redliches und geſelliges Volk abſtammen würde, wofür die heutigen Einwohner von St. Domingo allgemein bekannt ſind?

Die Franzöſiſche Regierung gab anfangs nur wenig Acht auf das Betragen und die Streifereyen der Freybeuter: ſie hieß zwar nicht geradezu jenes oder dieſe gut, doch ſah ſie mit Vergnügen, daß dieſe Leute Rache an den Spaniern, welche damals auch Feinde des Staats waren, ausübten, und erſt in der Folge, wie ſie auf der Inſel gewiſſermaaßen feſten Fuß gefaßt hatten, wurden ſie für Franzöſiſche Unterthanen anerkannt, und die Regierung beſchloß, aus dieſem Etabliſſement eine ordentliche Kolonie zu machen.

Allein da war noch immer die Frage, wie man herumirrende und unſtäte Räuber, zu ruhigen und fleißigen Feldbauern und betriebſamen Pflänzern würde umſchaffen können? Dazu war ein Anführer nöthig, der Kopf und Entſchloſſenheit genug beſitzen mußte, ſich über manche Schwierigkeit wegzuſetzen, und das Unternehmen mit Einſicht und Standhaftigkeit zu betreiben. Man wählte dazu im Jahr 1656 einen gewiſſen d'Ogeron, der lange Zeit Officier geweſen war, und alle Eigenſchaften beſaß, welche zu einem ſolchen Befehlshaber erfodert werden. Dieſer große Mann, deſſen Andenken noch bis zu dieſer Stunde auf St. Domingo in Ehren gehalten wird, iſt der eigentliche Stifter dieſer Kolonie geweſen; während ſeines 19jährigrn Aufenthaltes auf der Inſel, flößte er durch ſein weiſes Beyſpiel, durch gründliche Belehrung, und ein ſanftes und rechtſchaffenes

Betra-

Betragen, ſeinen Untergebenen, die bis dahin nur im wilden und ruchloſen Müßiggange gelebt hatten, die Begierde ein, ſich redlich zu nähren. Sie wollten nun lieber im Schweiße ihres Angeſichtes der Erde ihre Gabe abgewinnen, als auf eine widerrechtliche, die Menſchheit entehrende Art, fremdes Eigenthum an ſich reißen, und auf Koſten ihrer Mitbrüder ſich bereichern. Man ging mit Eifer an das Werk, und es war ſchon ziemlich empor gebracht, als d'Ogeron im Jahr 1675 mit Tode abging.

In dieſer Zeit zählte man ſchon über 8000 Angeſeſſene auf St. Domingo, von welchen ſich wenigſtens die Hälfte mit dem Erdgewächsbau abgab. Nun war Frankreich auf die rechtmäßige Erwerbung des nördlichen Theils von der Inſel mit Ernſt bedacht; es ließ ſich dieſen von Spanien durch den Frieden zu Riswick, welcher im Jahr 1697 geſchloſſen wurde, förmlich abtreten. Die Bevölkerung dieſer Kolonie gewann auch noch durch die Einnahme von St. Chriſtoph, die von den Engländern im Jahr 1690 geſchah, neuen Zuwachs: ein Theil von den Franzöſiſchen Einwohnern auf der eroberten Inſel, flüchtete nach St. Domingo, und ließ ſich da nieder.

Es verlief aber doch noch Zeit, ehe die Kolonie eine regelmäßige Einrichtung bekam. Nur erſt nach dem Frieden zu Utrecht, durch welchen Ruhe und Sicherheit in Europa und Amerika wieder hergeſtellt wurden, fing das Etabliſſement an, auf einen recht ordentlichen Fuß zu kommen, und dieß bahnte ihm den Weg zu dem Wohlſtande, worinne es heutzutage ſich befindet. Bald hernach gab Frankreich der Kolonie bürgerliche Geſetze, ordentliche Gerichtshöfe, wie auch ein Gouvernement. Dieſes letztere nahm anfänglich ſeinen Sitz an dem Orte, der petit Goave heißt; hernach verlegte es den-

denſelben nach Léogane, und ſeit 1750 iſt er zu Port au-Prince für beſtändig aufgeſchlagen geweſen.

Die Franzöſiſchen Beſitzungen auf St. Domingo ſind in viele Gebiethe und Bezirke eingetheilt, die zwar alle durchgängig fruchtbar, aber doch für mehr oder weniger wichtig gehalten werden, nachdem ſie zum Zuckerbau taugen, und in dieſem Betracht ſind die Gegenden um Léogane wie auch die am Kap die vorzüglichſten unter allen.

Die Stadt Léogane, welche im ſüdlichen Theil der Kolonie liegt, wird mit Recht für einen von den Hauptplätzen auf der ganzen Inſel angeſehen. Vor dem Erdbeben im Jahr 1770, das die Stadt gänzlich zerſtöhrte, zählte man darinne ſchon 400 ſteinerne Häuſer. Dieſe ſind ſeitdem wohl wieder aufgebauet worden, aber nur von Holz. Die Lage von Léogane, in einer ſchmalen, aber fruchtbaren Ebene, die wohl bewäſſert iſt, würde nichts zu wünſchen übrig laſſen, wenn noch ein ſchiffbarer Kanal in der Nähe wäre, durch den der Platz eine bequeme Kommunikation mit der Rheede haben könnte, die davon nur eine Meile abliegt. Die Hitze, welche hier in der Stadt und der umliegenden Ebene herrſcht, iſt außerordentlich groß. Dieſer Umſtand nebſt den nahen Moräſten und ſtehenden Wäſſern macht die Luft ſehr ungeſund und den Auffenthalt gar unangenehm. Die Ausſchweifungen, welche die Leute noch dazu ſich erlauben, richten vollends großes Unheil an, und raffen alle Jahre eine Menge Menſchen weg. Im Gebieth von Léogane zählt man 112 Pflanzungen, von welchen 52 zum Anbau des Zuckerrohrs, und die übrigen zu Baumwolle- Kaffee- und Indigoplantagen dienen.

Das iſt aber nur wenig im Vergleich mit der Ebene am Cap François, deren Fruchtbarkeit alles übertrift, was man ſich vorſtellen kann. Dieſe Ebene iſt

zwan-

zwanzig Meilen lang und viere breit. Die vielen Bäche und Gewäſſer, die ſie benetzen, die ſchönen Wege, und die Menge Zuckermühlen und Raffinerien, die man da findet, die reichen Aerndten von Baumwolle, Indigo, Kaffee und Tabak, welche nach einander gewonnen werden, beweiſen die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens, und zugleich wie betriebſam und fleißig die Pflänzer ſind. Unter allen Gegenden in Amerika wird hier die größte Menge Zucker gezeugt, und zwar von der allerbeſten Art.

Nichts auf der Welt kann herrlicher in die Augen fallen, als eben dieſe Ebene am Kap. Sie iſt überall mit ſchönen Wegen und Landſtraßen durchſchnitten, welche vierzig Fuß breit und nach der Schnur gezogen ſind. Die Pflanzungen und Wege ſind alle mit Alleen und Einfaſſungen von Zitronenbäumen beſetzt, die mit Blüthen und Früchten zugleich prangen, und den angenehmſten Geruch ausduften. Die Ströhme und Bäche, ſo von den Bergen in die Ebene hinabſtürzen, ſchlängeln ſich von allen Seiten dahin, und ihr Gewäſſer iſt ſo ausnehmend friſch, daß es bey der übermäßigen Hitze die angenehmſte Abkühlung giebt.

Die Stadt des Cap-François iſt ziemlich ſchön, aber was ihr das meiſte Anſehn verſchafft, und den ſichtbarſten Vortheil bringt, iſt ihr Hafen. Er hat eine vortreffliche Lage zur Aufnehmung der Schiffe, die aus Europa herkommen; dieſe mögen ſo groß ſeyn, als ſie nur wollen, ſo können ſie doch darinne mit größter Bequemlichkeit und in aller Sicherheit liegen. Der Hafen iſt zwar den Nordwinden offen, kann aber doch ſelbſt von dieſer Seite keinen Schaden leiden, weil der Eingang mit Steinklippen, die unter dem Waſſer liegen, angefüllt iſt, und dieſe die Gewalt der Wellen brechen. Außerdem wird auch der Hafen durch ein Fort vertheidiget, das in Felſen eingehauen, und mit einer wohl unterhal-

terhaltenen Artillerie verſehen iſt, auch eine anſehnliche Strecke ins Meer hinausgeht. Dieſe Spitze bildet eine Art Vorgebirges, von welchem die Stadt den Namen hat.

Hier in dieſem berühmten Entrepot treffen faſt alle Güther und Produkten aus der Kolonie zuſammen, die nach dem Hauptlande ausgeführt werden ſollen. Die, welche im Jahr 1775 verſchifft worden ſind, haben beſtanden in

1,230,673	Centner	Zucker, verkauft für	44,738,139	Livres.
459,539	—	Kaffee	21,818,621	—
18,086	—	Indigo	15,373,346	—
5,787	—	Kakao	405,134	—
518	—	Orlean	32,663	—
26,892	—	Baumwolle	6,723,205	—
14,124	—	Leder und Häute	164,657	—
43	—	Schildkrötſchaalen, verkauft für	43,460	—
9,019	—	Rohrkaſſien	52,435	—
92,746	—	Färbeholz	908,368	—
An Produkten aus den von der Kolonie abhängigen Inſeln			1,352,148	—
An Gold und Silber			2,600,000	—
		Total Belauf	94,212,176	Livres.

Dieſe Produkten, welche mehr wehrt waren, als die, welche Spanien aus ſeinen Bergwerken gewinnt, werden hervorgebracht von:

385 Zuckermühlen, worinne roher Zucker bereitet wird.

263 Dergleichen, die weißen oder Terrézucker liefern.

2587 Indigoplantagen.

14,018,336 Baumwollgewächſen.
92,893,405 Kaffeebäumen.
757,691 Kakaobäumen.

Mit dem Anbau, den dieſe verſchiedenen Pflanzungen erfodern, waren beſchäftiget:

32,650 Weiße von beyderley Geſchlecht.
6,036 Mulatten, oder freye Neger, und
300,000 Sklaven.

Die Kolonie beſaß in dieſem Zeitpunkte an Viehheerden, Zugvieh und Subſiſtenzmitteln:

75,958 Pferde und Mauleſel.
77,904 Stück Hornvieh.
77,904,225 Bananasbäume.
1,178,229 Maniocgruben.
12,434 □ oder Carreaux Indianiſch Korn oder Mais.
18,738 — Batates.
11,825 — Ignames.
7,046 — Hirſen.

Im Jahr 1787 lieferte St. Domingo nachfolgende Menge von Produkten:

58,182,403 Pfund weißen Zucker.
72,898,676 — rohen dito.
70,003,161 — Kaffee.
6,806,174 — Baumwolle.
1,166,177 — Indigo u. ſ. w.

Die Einfuhr überhaupt betrug in dieſem Jahre 150,023,637 Livres, oder nach ſächſiſchem Gelde ſieben und dreyßig Millionen, viermalhundert und fünftauſend, neunhundert und neun Thaler und ſechs Groſchen.

Die Ausfuhr hingegen belief ſich auf 159,130,797 Livres, oder nach ſächſiſchem Gelde auf neun und dreyßig Millionen, ſiebenmalhundert und zwey und achtzigtauſend, ſechshundert neun und neunzig Thaler und ſechs Groſchen.

Die

Die bewohnten Diſtrikte auf St. Domingo ſind jetzt Grande-Ance, Léogane, Grande-terre, Port-de-Paix, Port-Margot, Lançon-Louiſe, Trou-Charles-Morin, Limonade, Cap-François und Petit-Goave.

Die Ebenen in dieſem Lande ſind durch ſteile Berge eingeſchloſſen, die ſich an mehrern Orten bis über die Wolken erheben. Man kann leicht denken, daß da eine weit reinere und geſündere Luft herrſcht, als in den niedern Gegenden. Manche von dieſen, inſonderheit ſolche, die kalkartigen Boden haben, liefern ungemein koſtbare und feſte Holzarten, z. E. Acajouholz, von einer Art Cedern, Roſenholz, Eiſenholz, Guajacholz und dergleichen. Die andern bringen geringere Sorten hervor, als Bignonienholz (Bignonia Catalpa L.) den wilden Feigenbaum, den Seifenbaum, Akazien- Quaſſien- und Kürbisbaum, Bergzuckerrohr, verſchiedene Arten Palmen und andere Gattungen weißes Holz, das weich und zum Bauen untüchtig iſt. Auch wachſen daſelbſt häufig die Jalappe, der Jägerbalſam, der einen harzigten, ſtarkriechenden Saft enthält, und bey allen Wunden heilſam iſt, ferner, eine Art Farrenkrautes, deſſen Stiele die Neger anſtatt des Tabaks rauchen, ein Baum, der einen angenehm riechenden reſinöſen Balſam liefert, der Gummibaum, und viele andere ſehr dichte Sträucher, undurchdringliche Hecken und Ranken. Die Wälder ſind immer grün, da hier die Bäume ihre Blätter nie fallen laſſen. Die Viehweiden ſind ungemein fruchtbar wegen der vielen Feuchtigkeit.

An Mineralien iſt die Inſel auch nicht leer; man findet hier viele Kupfer- und Eiſenminen, auch natürliches gediegenes Eiſen und ganze Hügel von Magnetſteinen.

In den Ebenen findet man an Gewächſen, beſonders häufig die Manglebäume, Gymnorhiza und Caseolaris L. deren es rothe, weiße, und ſchwarze giebt, die

Bananas, das Bambusrohr (Arundo Bambos), Sapote (Achras Sapota), wie auch Pommeranzbäume und Weinreben.

Die aus Europa hieher gebrachten Hausthiere, als Pferde, Ochſen und dergleichen halten ſich nicht ſo gut, wie in unſerm Welttheile, und verliehren bald ihre Stärke und Munterkeit.

St. Domingo liefert allein mehr als zwey Drittheile von den ſämmtlichen Erzeugniſſen der Franzöſiſchen Amerikaniſchen Inſeln. Hier bringen alle Armatöre aus dem Hauptlande, die ſich mit dem Negerhandel abgeben, ihre Ladungen her, und von hieraus werden dieſe hernach weiter geſchafft.

Die Kolonie könnte ihre Kultur wohl noch um ein Viertel höher treiben, wenn mehr Arbeiter oder Neger zugeführt würden. Bekanntlich aber dürfen bey Galeerenſtrafe keine von Ausländern hergebracht werden, und die Franzoſen ſelbſt ſind doch nicht im Stande, die Anzahl welche das Land braucht, zu liefern. Aus dieſer Urſache werden des ſtrengen Verbotes ohngeachtet doch viele Neger von Schleichhändlern eingeführt.

Unterm 30. Auguſt 1785 hat der Staatsrath eine Verordnung herausgegeben, welche viel zur Erleichterung des Kommerzes mit den Franzöſiſchen Inſeln, vornehmlich für auswärtige Nationen beytragen ſollte. Es enthielt ſolche folgende Einrichtungen:

a) Die Niederlage von Waaren, welche auf St. Lucia angelegt geweſen war, ſollte für gedachte Inſel beybehalten werden, und es wurden noch drey neue Entrepothäfen auf den Inſeln des Windes angelegt, nehmlich zu St. Pierre auf Martinique; zu Pointe à Pitre, für Guadeloupe; und zu Scarborough, auf Tabago.

Zu gleicher Zeit wurden auch drey Niederlagen für St. Domingo eröffnet, nehmlich zu Port-au-Prince, zu Cap-François, und bey Cayes St. Louis.

b) Er-

b) Erlaubt der König den auswärtigen Schiffen, die wenigſtens 60 Tonnen groß ſind, und Holz allerley Art, ja ſelbſt Färbeholz, Holzkohlen, lebendiges Vieh aller Art, geſalzenes Ochſenfleiſch (nur kein Schweinefleiſch) ferner Stockfiſch und geſalzene Fiſche überhaupt, auch Reiß, Mais, Hülſenfrüchte, rohe, behaarte oder unbehaarte Häute, wie auch Pelzwerk, Harz und Pech geladen haben, in den eben genannten Niederlagshäfen einzulaufen, daſelbſt auszulaufen, und ihre Waaren zu verkaufen.

c) Dürfen die fremden Schiffe, aus dieſen obbenannten Franzöſiſchen Häfen nichts wieder zurückladen, als Syrup, Taffia oder Zuckerbrantwein, Rum und Franzöſiſche Fabrikwaaren, die von Frankreich hieher gebracht worden ſind.

d) Alle Waaren, welche in die beſagten Häfen einzuführen erlaubt ſind, bezahlen übrigens die gewöhnlichen Abgaben, unter andern ein Procent vom Wehrte.

e) Außerdem bezahlen noch geſalzenes Fleiſch, Stockfiſch und geſalzene Fiſche, drey Livres auf jeden Centner; und ſoll der Ertrag dieſer leztern Abgabe lediglich zu Prämien für die Franzöſiſchen Schiffer, welche in eben dieſe Häfen getrocknete und geſalzene Fiſche von der Nationalfiſcherey einführen, angewandt werden; und zwar ſo, daß ein jeder Franzöſiſcher Fiſcher oder Schiffer, ſogleich drey Livres für jeden Centner eingebrachter Fiſche zu empfangen hat.

f) Endlich die Nationalfahrzeuge, welche gerade aus den Häfen des Hauptlandes fremdes geſalzenes Fleiſch nach obbeſagten Inſeln bringen, bezahlen nichts von jenen Auflagen, ſondern gehen frey aus.

Die Kargäſonen nach St. Domingo beſtehen gewöhnlich in Ziegelſteinen, fajancenen Platten oder Flieſen, Seiſe, Lichtern, Wachslichtern, Wachskerzen, Faßdauben,

dauben, Faßreiſen, Negerhüten, andern Hüten, Baumöhl und dergleichen.

Der Handel nach Cap-François und Leogane weicht darinne von dem nach den andern Gegenden der Franzöſiſchen Inſeln ab, daß man da nicht nur Artikel für die Koloniſten, ſondern auch für die Spanier nöthig hat.

Isle à Vache, iſt eine von St. Domingo abhängige Inſel, die nur drey Meilen davon abliegt. Dieſe hat einen fruchtbarern Boden, als irgend eine von den Franzöſiſchen Antillen. Das Zuckerrohr wächſt hier höher, wird dicker und iſt zuckerreicher, als auf den umliegenden Eilanden. Der Indigo iſt von beſonderer Güte und die Kakaobohnen auch. Tabak wird ebenfalls ſtark gebauet. Die Lage dieſer Inſel iſt zum Handel mit den Spaniſchen Pflanzörtern ungemein vortheilhaft. Tortue iſt eine Inſel, die nur $\frac{3}{4}$ Meilen von St. Domingo liegt, und auch dieſelben Produkten, aber in viel geringerm Maaße liefert.

St. Domingo iſt ſeit ein paar Jahren durch innerliche Unruhen, welche die Dekrete der vorigen Nationalverſammlung veranlaßt haben, ſehr zu Schaden gekommen. Die Neger und Mulatten haben darinne große Verwüſtungen angerichtet, und eine große Anzahl Wohnſitze und Plantagen ſind ruinirt worden. Man kann das Ende dieſer Begebenheiten noch nicht vorherſehen.

Martinique.

Dieſe Inſel iſt nach St. Domingo die anſehnlichſte und beträchtlichſte unter den Franzöſiſchen Beſitzungen auf den Antillen. Sie hat den Vortheil, daß die Franzoſen, ſeitdem ſie im Jahr 1638 unter Anführung eines normandiſchen Edelmannes, der Denambuc hieß, ſich derſelben bemächtiget haben, immer Herren davon und Bewohner derſelben geblieben ſind. Vergebens

wurde ſie vom Holländiſchen Admiral Ruyter im Jahr 1674 angegriffen; dieſer war genöthiget, nachdem er beym Unternehmen viele Leute eingebüßt hatte, davon abzuſtehen. Zwar wollte es Frankreichs Misgeſchick, daß im vorletztern Kriege Martinique den Engländern in die Hände fiel, allein ſie behielten es nicht lang, ſondern gaben es im Jahr 1763 kraft des Friedensſchluſſes den vorigen Beſitzern zurück.

Die Inſel Martinik hat eine Länge von ſechszehn Franzöſiſchen Meilen (Lieues) und 45 im Umkreiſe. Ihre erſten Bewohner beſtunden nur aus einhundert Mann, welche Denambuc aus ſeinem Gouvernement auf St. Chriſtoph mit ſich brachte. Dieß waren alte brave, und thätige Koloniſten, die zur Arbeit und zum Fleiß gewöhnt waren, den Landbau verſtunden, und mit Plantageſachen umzugehen wußten: da die Stifter dieſer Kolonie ſo beſchaffen waren, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſie Fortſchritte machten. Sie vermehrten ſich in der Folge, und als ſie Meiſter von der ganzen Inſel geworden waren, nachdem die Wilden ſich wegbegeben hatten, nahmen ſie ungeſtört die Plätze ein, welche der Kultur die ſie vorhatten, am gemäßeſten waren. Sie legten ſich anfangs einzig und allein auf den Anbau des Tabaks und Rocou. Allmählig verband man damit auch den Zucker- Kakao, Kaffee- Indigo- und Baumwollbau.

Obſchon Martinik im Frieden fortblieb, ſo war die Inſel doch noch zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts ziemlich unbedeutend. Einige Zeit nachher trafen aber mehrere Umſtände zu ihrem Beſten zuſammen, und dieſe gaben ihr eine gewiſſe Zeit durch eine große Wichtigkeit. Die Inſel ward nun der allgemeine Markt für die Franzöſiſchen Niederlaſſungen. In den Häfen von Martinik verkauften die benachbarten Eilande alle ihre Produkten, und hier tauſchten oder kauften ſie auch wieder alle Waaren des Hauptlandes ein: die Franzöſiſchen Schif-

Schiffahrer legten nur in dieſen ihre Kargäſonen nieder, und nahmen auch da nur ihre Retourladungen ein; kurz, ganz Europa kannte nur einen Markt allhier, und der war auf Martinik. So große Geſchäfte brachten unermeßliche Geldſummen dahin, mit welchen nun die Kolonie im Stande war, ſich in vortheilhafte Unternehmungen einzulaſſen, und gewinnreiche Operationen auszuführen: indeſſen, wie die Umſtände, welche zu dieſer Bereicherung Anlaß gegeben hatten, ſich wieder änderten, wurde die Inſel wieder in ihre natürliche Lage zurückgeſetzt, und dann mußte ſie ſich wieder mit den Vortheilen begnügen, die eine fleißige Kultur ihres fruchtbaren Bodens gewähren konnte. Wie man aber anfing, ſich wieder damit ernſtlich zu beſchäftigen, erfuhren die Koloniſten ſehr viel Unglück. Ein zerſtöhreriſches Inſekt verurſachte große Verheerungen in allen Ländereyen, wo es ſich zeigte. Im Jahr 1776 richtete ein Orkan, der gewaltigſte unter allen, die jemals auf Martinik gewüthet haben, ganz entſetzliche Verwüſtungen an. Plantagen, Vorrathshäuſer, Zuckermühlen, Wohngebäude u. ſ. w. wurden theils völlig, theils zum Theil zu Grunde gerichtet: es fehlte nun an Händen, den Schaden auszubeſſern, die Pflanzungen zu betreiben, die Aerndten zu beſorgen; dazu kam auch noch, daß die Produkte der Kolonie, beſonders der Kaffee im Preiſe merklich heruntergingen. Ohngeachtet aller dieſer Unglücksfälle konnte doch Martinik im Jahr 1775, folgende Waaren nach Frankreich ausführen:

244,338	Centner	rohen Zucker, verkauft für	2,492,788	Thlr.	18 Gr.
96,889	—	Kaffeebohnen	1,144,314	—	18 —
1,147	—	Indigo	243,754	—	12 —
8,656	—	Kakao	151,491	—	— —
11,012	—	Baumwolle	683,775	—	— —

919

919	Stück Häute	2,067 Thlr. 18 Gr.
29	Centner Schildkrötſchaalen	7,275 — — —
1,965	— Rohrquaſſien	13,220 — — —
125	— Färbeholz	781 — 6 —
	Summa	4,739,468 Thlr. — Gr.

Allein dieſe Summe gehörte doch nicht völlig der Kolonie allein. Es hatten daran St. Lucie und Guadaloupe etwas übers Viertel Antheil, indem ſie für ſoviel von ihren eigenen Produkten hergegeben.

Die vornehmſten Plätze auf Martinik ſind die Stadt St. Pierre, das Fort Royal und Fort Trinité. Im Fort Royal hat das Generalgouvernement und das Conſeil ſupérieur ſeinen Sitz. Die Stadt hat eine ziemlich gute Lage, und der Hafen wird für einen der beſten auf der ganzen Inſel gehalten. Die Rheede zu St. Pierre, von welcher die Schiffe bey jedem Winde abgehen können, gewährt die größte Bequemlichkeit zum Einladen und Löſchen der Waaren.

Sowohl auf Martinik als auf St. Domingo pflegt man gegen Fremde die größte Gaſtfreyheit auszuüben. Die Kolonie hat davon den doppelten Vortheil, daß man da weder Bettler noch Diebe ſiehet.

Obgleich die Hitze des hieſigen Klima ſehr beſchwerlich iſt, und die Inſel großen Unglücksfällen ausgeſetzt geweſen, ſo iſt doch die Volksmenge, die im Jahr 1700 aus mehr nicht als 6000 Seelen beſtand, 1778 noch einmal ſo ſtark befunden worden. Sie war in dieſer letztern Zeit bis auf 12,000 Weiße, 3000 Mulatten und freye Neger und 80,000 Sklaven geſtiegen. Man zählte in der Kolonie 8200 Stück Pferde oder Maulthiere, 9700 Stück Hornvieh, und 13,100

Stück

Stück kleiners Vieh an Schaafen, Ziegen und Schweinen.

Der Zuckermühlen waren 257, und die Plantagen enthielten 1,430,020 Kakaobäume, 16,602,870 Kaffeebäume, und 1,648,550 Baumwollgewächſe.

Im Jahr 1784 war beydes die Volksmenge und die Kultur, wie nachfolgt. Man zählte nun:

10,150	Weiße.	
3,472	freye Neger.	
68,598	Negerſclaven.	
305	Zuckermühlen.	
194	Waſſermühlen.	
169	Mühlen, die vom Vieh getrieben werden.	
16	Windmühlen.	
12,402	□ die mit Zuckerrohr bepflanzt waren.	
1,793	Pflanzungen oder Abtheilungen, die mit Kaffee, Kakao, Baumwolle und Lebensmitteln bebauet waren.	
2,200	Stück	Pferde.
8,681	—	Rindvieh.
12,434	—	Schaafe, Ziegen und Schweine.
3,982	—	Eſel und Maulthiere.

Guadaloupe.

Im Jahr 1635 bemächtigten ſich einige Franzöſiſche Landſtreicher dieſer Inſel, und vertrieben von derſelben die Wilden. Da dieſe ſich aber wieder mit Macht verſammelt hatten, kehrten ſie nach der Inſel zurück, überfielen die Franzoſen, und machten alle nieder, die ihnen vorkamen, und würden ſie alle ausgerottet, oder doch wenigſtens verjagt haben, wenn Aubert der Befehlshaber der Franzoſen nicht den Zorn der Wilden beſänftiget, und den Frieden mit dieſen Leuten gegen Ende des Jahrs 1640 wieder zu Stande gebracht hätte.

Die

Die kleine Zahl der Franzoſen, die dem Unglück entging, das dieſe Unbeſonnene ſich zugezogen hatten, wurde nach und nach durch einige Koloniſten, die von St. Chriſtoph herkamen, verſtärkt, die mit ihren vorigen Umſtänden nicht zufrieden waren; ferner mit einigen Matroſen und Schiffskapitänen, die des Seelebens überdrüßig waren, die Beſchwerlichkeiten auf den Schiffen nicht mehr tragen wollten, und willens waren, hinfort ſich auf die friedſamen Arbeiten des Feldbaues zu legen. Das franzöſiſche Miniſterium fing nun an der Inſel etwas mehr ſeine Aufmerkſamkeit zu gönnen, aber freylich nur in ſchwachem Maaße und ziemlich kärglich; nur erſt nach dem Friedensſchluß zu Utrecht machte die Kolonie merkliche Fortſchritte. Man hinderte ſie daran nicht bis ums Jahr 1759, aber dann wurde die Inſel von den Engländern weggenommen, die ſolche kraft des Friedenstraktats von 1763 wieder zurückgaben, und zwar in weit beſſerm Zuſtande und viel reicher und vermögender, als ſie vorher geweſen war. Seit dieſer Zeit iſt ſie beſtändig Frankreich verblieben, und iſt jetzt eine ihrer beſten Kolonien und einträglichſten Beſitzungen auf den Antillen.

Die Inſel Guadaloupe, deren Geſtalt ziemlich ungleich iſt, mag ohngefähr 80 franzöſiſche Meilen (Lieues) im Umfang haben. Sie wird von einem kleinen Seearm entzwey getheilt, der nicht über zwey Meilen lang, und 15 bis 20 Klaftern breit iſt. Dieſer Kanal, den die Franzoſen Riviere ſalée nennen, iſt bloß von Piroguen zu befahren.

Der Theil von der Inſel, der der ganzen Kolonie den Namen gegeben hat, iſt im Mittelpunkte mit Felſen und Bergen angefüllt, von welchen ſehr reines und geſundes Waſſer herabſtröhmt, und dieſes mäßiget nicht nur das brennende Klima auf der Inſel, ſondern macht auch die Ebenen, durch welche es durchfließt, ungemein frucht-

fruchtbar, ſo daß der Boden zu den koſtbarſten Kulturartikeln, die den Antillen eigen ſind, geſchickt iſt. In dieſer Gegend liegt Fort-Louis.

Der weſtliche Theil der Inſel, den die Franzoſen grande Terre benannt haben, iſt von der Natur nicht eben ſo gut ausgeſtattet worden; der Boden hat lange die Fruchtbarkeit nicht, und auch das Klima iſt nicht ſo geſund und angenehm. Zwar iſt das Erdreich ebener, aber es fehlt ihm durchgängig an Flußwaſſer. In dieſem Theil der Inſel, obſchon er am ſchwächſten bevölkert iſt, befindet ſich der Flecken Bailly welches der Hauptort der Kolonie, wie auch das Fort Charles.

Im Jahr 1775 betrugen die Ausfuhren von Guadeloupe nach dem Hauptlande wie folgt:

188,386 Centner rohen Zucker, verkauft für	1,784,482	Thlr.	12	Gr.
63,029 Centner Kaffeebohnen	748,465	—	—	—
1,438 Centner Indigo	555,632	—	6	—
1,025 — Kakao	17,912	—	18	—
5,193 — Baumwolle	324,609	—	6	—
1,727 Stück Häute	15,241	—	18	—
16 Centner Schildpatt	4,090	—	—	—
62 — Rohrquaſſien	84	—	—	—
125 — Färbeholz	781	—	6	—
	3,451,298	Thlr.	18	Gr.

Außer dieſen Produkten ſchickte Guadaloupe damals auch noch andere nach Martinique; es lieferte ſeinen Syrop und andere Artikel an die Amerikaner, von welchen es Holzwaaren, Mehl, lebendiges Vieh und Kabeljau zurück erhielt. Ein großer Theil ſeiner Baumwolle ging nach Dominica, welches Negerſclaven dafür gab, und nach St. Chriſtoph, das ſolche entweder mit baarem Gelde oder mit oſtindiſchen Waaren bezahlte.

Den

Den erſten Januar 1777 belief ſich die Volksmenge dieſer Kolonie, die der kleinen Kolonien, welche mit unter das hieſige Gouvernement gehören, dazu gerechnet, auf 12,700 Weiße beyderley Geſchlechts, wie auch Alt und Jung, und außer dieſen auf 1350 freye Schwarze oder Mulatten und gegen 100,000 Sklaven.

Die Heerden beſtunden in 9220 Pferden oder Maulthieren, 15,740 Stück Hornvieh und 25,400 Stück Schaafen, Ziegen und Schweinen.

Die Inſel beſaß in ihren Plantagen

449,622 Kakaobäume.
11,974,046 Baumwollpflanzen.
18,799,680 Kaffeebäume und
388 Zuckermühlen.

Zu den Reichthümern, welche der eigene Grund und Boden von Guadaloupe liefert, muß man noch das zuſetzen, was die übrigen kleinen Inſeln hervorbringen, die von dem Gouvernement auf Guadaloupe abhängen; dieß ſind Deſirade, die Inſeln Saintes, Marie Galande, und St. Martin. Dieſe Eilande ſind überhaupt nur klein, haben nur eine geringe Volksmenge, und auch die Produkten ſind deshalb von keinem großen Belang. Die Erzeugniſſe ihres Bodens langen kaum zum eigenen Bedürfniß hin; haben ſie ja Ueberfluß, ſo ſchicken ſie ihn nach Guadaloupe, und dieſe Inſel verhandelt ihn hernach unter den eigenen Ausfuhren zugleich mit.

Sainte Lucie.

Dieſe Inſel kann etwa 21 franzöſiſche Meilen in die Länge und 11 in die Breite halten. Obſchon ſie in vielen Gegenden bergig, ſo iſt doch der größte Theil des Bodens zu allen möglichen Kulturarten geſchickt. Die Luft iſt heiter, und weil die Hitze durch den Oſtwind beſtändig

ſtändig gedämpft wird, pflegt ſie gar nicht übermäßig zu ſeyn; die Häfen aus St. Lucie haben alle gute Ankerplätze. Man rühmt da vorzüglich den, der den Namen Carenage führt, weil hier die Schiffe mit größter Bequemlichkeit kalfatert und ausgebeſſert werden können. Man hält dieſen Hafen für einen der beſten in den Antillen. Dreyßig Linienſchiffe können darinne geräumig liegen, und ſind gegen die heftigſten Orkane völlig geſichert. Zum Herausfahren iſt bey jedem Winde Rath.

Bey ſolchen Vortheilen von Seiten der Natur iſts wohl kein Wunder, daß dieſe Inſel, ſo unbeträchtlich auch ihre Größe iſt, dennoch bey den Engländern das lebhafteſte Verlangen nach ihrem Beſitze erweckt hat, ſo wie wieder die Franzoſen alles was in ihren Kräften ſtand, anwandten, ſie zu erhalten. Sie iſt ſeit mehr als hundert Jahren eine beſtändige Quelle der Streitigkeiten zwiſchen den beyden Nationen geweſen; und dieſe hier haben mit mehr oder weniger Hitze bis zum Jahr 1763 fortgewährt, wo kraft des Friedenstraktats endlich Frankreich der Beſitz dieſes ſo lange Zeit und ſo hartnäckig beſtrittenen Eigenthums bewilliget wurde.

Erſt ſeit dieſem Zeitpunkte hat die Volksmenge auf St. Lucie, ſammt der Kultur recht zugenommen. Eine Anzahl Franzoſen, die ihre Beſitzungen auf Grenada ſehr vortheilhaft an die Engländer verkauft hatten, brachte einen Theil der Kapitalien nach St. Lucie, und legte ſolche da an. Eine große Anzahl Pflänzer und Landbauer auf St. Vincent, welche darüber aufgebracht waren, daß ſie einen Grund und Boden kaufen ſollten, den ſie mit großen Koſtenaufwande und erſtaunlicher Mühe urbar gemacht hatten, kam auch dazu. Selbſt von Martinique kamen Pflänzer nach St. Lucie, deren Beſitzungen abgenutzt waren, und mit dieſen einige Kaufleute, die ihre Kapitalien aus dem Handel herausgezogen hatten, und auf den Produktenbau anlegen woll-

ten. An alle dieſe Koloniſten wurden Ländereyen und Grundſtücke unentgeltlich vertheilt. Mit dieſer Beyhülfe, der Volksmenge der Kolonie und den Mitteln, die ſie in Häuden hatte, war der Zuſtand der Inſel am 1ſten Januar 1777 ſchon außerordentlich blühend; man zählte ſchon:

2,300	Angeſeſſene Weiße.
1,050	Freye Neger oder Mulatten.
16,000	Negerſclaven.
1,130	Stück Pferde und Mauleſel.
2,053	— Hornvieh.
3,719	— Schaafe und Ziegen.
53	Zuckermühlen.
1,945,712	Kakaogewächſe.
5,040,962	Kaffeebäume.
597	Carreaux oder Vierecke, mit Baumwolle bepflanzt.

Dieſer Anfang des Wohlſtandes iſt während des letztern Krieges nur wenig unterbrochen worden. Die Engländer, welche St. Lucie nicht aus den Augen verlohren hatten, griffen die Inſel von neuem an, und bemächtigten ſich derſelben, weil die Franzoſen hier mehr auf die Kultur als aufs Vertheidigungsweſen bedacht geweſen waren, ohne viele Schwierigkeit. Aber durch den Friedensſchluß vom 3ten September 1783 wurde ausgemacht, daß die Inſel an Frankreich, und zwar in demſelben Zuſtande wieder zurückgegeben werden ſollte, wie ſie zur Zeit der Wegnahme geweſen war. Man glaubt jetzt, daß St. Lucie, wenn es fortwährend in Ruhe bleibt, 60,000 Sklaven Arbeit geben, und dem Kommerze des Hauptlandes für zwey bis dritthalb Millionen am Wehrt in Produkten liefern kann. Noch vor zehn Jahren ſtieg aber der Belauf nicht über die Hälfte dieſer Summe, und die Inſel brauchte Martinique zum Vermittler bey dieſem Abſatze.

Tabago.

Tabago.

Dieſe Inſel iſt mehr der kriegeriſchen Auftritte wegen, die auf derſelben geſpielt wurden, als ihres Handels halber berühmt. Sie iſt faſt ohne Unterlaß, von den Holländern, Franzoſen und Engländern weggenommen und wieder weggenommen worden, ſo daß die Bewohner nie Zeit gehabt haben, ihre durch den Krieg unterbrochenen Anſtalten empor zu bringen; daher iſt auch die Einnahme den Ueberwindern niemals von einigem Nutzen geweſen. England erhielt den Beſitz dieſer Inſel durch den Frieden von 1763, hat ſie aber ſeitdem vermöge des Friedensſchluſſes zu Verſailles wieder an ihre vorigen Beſitzer zurückgegeben. Die Zeit aber, daß Tabago der Ruhe genießt, iſt noch viel zu kurz, daß die Kolonie ſonderliche Fortſchritte in der Kultur hätte thun können. Auch läßt ſich nicht gar viel Gutes von einem Boden erwarten, der überhaupt ſandig iſt.

Wie England Tabago an Frankreich zurückgab, war die Inſel von 400 Weißen und 8000 Negerſclaven bewohnt, welche jährlich im Durchſchnitt 20,000 Centner Zucker, 800,000 Pfund Baumwolle, und 12,000 Pfund Indigo einärndteten. Ohne Zweifel werden dieſe Erzeugniſſe noch ſehr ſich vergrößern, wenn Frankreich den Wohlſtand dieſer noch ſchwachen Kolonie im Ernſte beherziget, und derſelben die Aufmunterungen zukommen läßt, deren ſie bedarf.

St. Martin.

Dieſe Inſel wird 15 bis 16 franzöſiſche Meilen (Lieues) im Umfang haben; man findet aber auf derſelben weder Häfen noch Flüſſe; der Boden iſt überhaupt genommen leicht, ſteinigt, den Winden und der Trockenheit zu ſehr ausgeſetzt, mithin nur wenig fruchtbar.

bar. St. Martin war ganz öde und wüſte, als die Franzoſen und Holländer da im Jahr 1638 anlandeten, und zwar die erſtern im Norden, die andern im Süden der Inſel. Sie lebten da ruhig und verträglich, doch jeder für ſich, als die Spanier herkamen, und ſie vertrieben. Nachdem dieſe die armſeligen Wohnplätze der Ueberwundenen zerſtöhrt hatten, verließen ſie die Inſel wieder, weil ſie da nichts fanden, was ihrem Geitz oder ihrer Ehrſucht hätte gnügen können.

Sobald man erfuhr, daß ſie die Inſel wieder geräumt hätten, kehrten dahin einige Franzöſiſche und Holländiſche Koloniſten zurück, theilten die Inſel unter ſich, ſchwuren einander wechſelſeitige Treue und gute Nachbarſchaft, und, welches gewiß ein ſeltener Fall iſt, ihre Nachkommen haben beſtändig dieſer Verbindlichkeit genau nachgelebt, obgleich die Hauptländer oftmals in Zank und Streit mit einander gerathen ſind.

In dem Theile, welcher den Franzoſen zugefallen iſt, findet man nur 351 Weiße von allerley Alter und beyderley Geſchlecht, mit etwa 1200 Negerſclaven. Die Arbeiten dieſer geben jährlich im Durchſchnitt 200,000 Pfund Baumwolle, und eine Million Pfunde Zucker, der zwar ſchön weiß ausſieht, aber wenig Konſiſtenz hat. Dieſe Artikel ſchickt man alle Jahre nach Guadaloupe, wo ſie mit unter den Produkten dieſer Inſel verhandelt werden.

Die Holländiſche Kolonie, welche die beſten Ländereyen zu ihrem Theil bekommen hat, iſt auch um die Hälfte beträchtlicher, als die Franzöſiſche. Man zählt in derſelben 639 Weiße und 3518 Schwarze, deren Arbeiten jährlich 160,000 Pf. Zucker, und gegen 130,000 Pfund Baumwolle geben. Dieſer geringfügige Betrag wird durch das Einkommen aus den Salinen noch vergrößert, die jährlich 100,000 Thaler eintragen.

Die Produkte von St. Martin ſind zu wenig wichtig, daß die Inſel ſich ſchon in Verkehr mit Europa einlaſſen könnte: die Inſulaner liefern ihr Salz und ihren Zucker an die Nordamerikaner, und die Baumwolle an brittiſche Seefahrer.

Unter den Franzöſiſchen und Holländiſchen Koloniſten ſind viele Engliſche Familien; ſogar machen dieſe die größte Anzahl in beyden Kolonien aus; alle zuſammen leben aber doch nicht weniger in Fried und Eintracht mit einander.

So verhält es ſich nun mit der Lage der Franzöſiſchen Kolonien, die auf den Antilleninſeln ſich befinden; wenn der Leſer nun mit einem Blicke ihre Wichtigkeit wahrnehmen, und beurtheilen will, wie groß ihre Thätigkeit, und wie außerordentlich beträchtlich ihr Gewerbe, ſo darf er nur die Generalliſte ihrer Volksmenge an freyen Menſchen ſowohl, als an Sklaven, die in den Pflanzungen arbeiten, und den Betrag der Produkten zu Rathe ziehen, welche ſie jährlich nach Europa ſchicken.

Vor dem Friedensſchluß im Jahr 1783 zählte man überhaupt in den Franzöſiſchen Kolonien 70,476 Weiße, freye Neger und Mulatten.

504,000 Negerſclaven und Sklavinnen und die ſämmtliche Ausfuhr der Waaren und Produkten belief ſich auf zwey und dreyßig Millionen, zweymalhundert vier, und dreyßigtauſend, achthundert und zehn Thaler und achtzehn Groſchen nach ſächſiſchem Gelde.

Im Jahr 1784 hat die Ausfuhr aus allen Franzöſiſchen Inſeln in Amerika, wie auch aus Cayenne betragen: vier und dreyßig Millionen, neunmalhundert und viertauſend, ſiebenhundert und zwey Thaler.

In eben dieſem Jahre ſind nach den Franzöſiſchen Inſeln aus dem Hauptlande Schiffe in folgender Anzahl abgegangen:

Von

Von Bordeaux	264	Schiffe.
Von Rochelle	16	—
Von Marſeille	100	—
Von Nantes	153	—
Von Havre de Grace	97	—

In allen 630 Schiffe.

In dem nehmlichen Jahre ſind nach Bordeaux aus den franzöſiſchen Kolonien gebracht worden:

				Ausgegangen.	
		Quantitäten		J. d. Provinzen	Ins Ausland.
Roher Zucker	Pf.	17,688,918	Pf.	76,302	8,297,953
Weißer Terrezucker	—	32,711,424	—	401,536	16,708,816
Formzucker	—	4,082,341	—	16,556	3,041,612
Raffinirten Zucker	—	1,857	—	629,180	465,240
Syrup	—	9,365		—	—
Kaffeebohnen	—	31,727,741	—	1,587,531	26,834,901
Kakao	—	625,099	—	51,260	335,600
Konfituren	—	15,589		—	—
Baumwolle	—	622,204		—	—
Indigo	—	781,958	—	186,370	551,808
Rocou	—	28,672	—	13,936	27,146
Ingwer	—	71,150	—	71,534	33,856
Häute, 2041 Stück rohe mit darunter	St.	28,056		—	—
Elephantenzähne	Pf.	5,999		—	—
Blauholz	—	267,352		—	—
Guajakholz	—	246,660		—	—
Acajouholz	Stück	1,557		—	77.

Nach dieſen Angaben kann man nun ohngefähr abnehmen, was für eine außerordentlich ſtarke Bewegung die Produkte der franzöſiſchen Inſeln nicht nur im Handel Frankreichs, ſondern auch in der ganzen Maſſe des Europäiſchen Kommerzes hervorbringen müſſen.

Engliſche Inſeln.

Jamaika.

Dieſe Inſel kann in der Länge 43 bis 44 Franzöſiſche Meilen, und in der Breite 17, da wo dieſe am größten iſt, halten. Ihr Boden iſt vorzüglich zum Zuckerbau geſchickt; allein die Gewäſſer, welche von den dürren Bergen herabſtröhmen, bringen zwar Fruchtbarkeit in die Ebenen, doch machen ſie die Luft ſehr ungeſund. Das Klima iſt beſonders Fremden ſehr gefährlich, und unter allen Engliſchen Antillen iſt Jamaika am wenigſten dem Leben der Menſchen günſtig. Ob dieß nun gleich die Leute ſtark abſchrecken ſollte, ſo iſt es doch nicht der Fall hier. Durch die Arbeiten geldgeitziger Menſchen und die Anſtrengungen des Handelsmannes iſt Jamaika die reichſte und mächtigſte unter allen Kolonien auf den Engliſchen Antilleninſeln geworden.

Chriſtoph Colom entdeckte dieſe Inſel im Jahr 1494, hatte aber nicht Zeit, eine Niederlaſſung darauf anzulegen. Dieſer Vortheil ſollte ſeinem Sohn D. Diego zu Theil werden. Die Spanier, welche dieſer von St. Domingo dahin ſchickte, waren kaum da angelangt, als ſie ihre Hände im Blute der Eingebohrenen badeten. Sie hörten nicht eher auf zu würgen, als bis kein einziger Wilder mehr vorhanden war. Dieſe Grauſamkeit frommte ihnen nicht. Sie verſanken nun in die größte Trägheit und Sorgloſigkeit, und ſahen vor ihren Augen die kleine Niederlaſſung, die ſie auf der Inſel angelegt hatten, zu Grunde gehen. Es beſtand nur noch die in der Stadt San Jago de la Vega und deren Gebieth, welche von 1500 Sklaven kultivirt wurde, welche arme Leute von faſt eben ſo vielen Tyrannen am härteſten Joche gehalten wurden. Dieß dauerte bis 1665, wo die Englän-

Engländer die Stadt angriffen, einnahmen, und die Spanier daraus vertrieben. Sie bemächtigten ſich hernach auch der ganzen Inſel, und haben ſie bis auf den heutigen Tag behalten.

In der erſten Zeit, welche auf dieſe Eroberung folgte, waren die Engländer nur wenig darauf bedacht, die Kultur hier einzuführen, zu der ſich der Boden ſo vortreflich ſchickte; aber Jamaika ward deshalb doch nicht weniger reich. Die Natur, welche Jamaika vor die Einfahrt in den Mexikaniſchen Meerbuſen geſetzt hat, allen Antillen unter dem Winde, machte ſie gleichſam zum Schlüſſel der reichen feſten Länder, die in der Nähe ſich befinden. Dieſe glückliche Lage gab der Inſel die ſchönſte Gelegenheit, mit den Spaniſchen Beſitzungen einen außerordentlich gewinnreichen Schleichhandel zu treiben, der ſehr lange Zeit dauerte. Dadurch gewann Jamaika Reichthümer, die ſchnell ſich vergröſſerten. Auf der andern Seite trieb dieſe ſchöne und bequeme Lage auch die Freybeuter, welche von ihren Streifzügen nach Mexiko und Peru zurückkamen, ebenfalls hieher. Sie fanden an dieſer Inſel größere Sicherheit, mehr Schutz und Freyheit, als irgend ſonſt wo, ſowohl zum ausſchiffen, als auch die Beute wieder durch zu bringen, die ſie durch ihre Räubereyen gemacht hatten. Hier verſchwendeten dieſe Leute durch thörichten Aufwand, und tagtägliche Geſchenke an Buhlerinnen unermeßliche Schätze, und dieß ſetzten ſie ſo laug fort, bis ihre Beutel erſchöpft waren, und die Armuth ſich wieder einſtellte. Wenn ſie das merkten, wurden neue Entwürfe zu Räubereyen gemacht, man ging auf neue Streifzüge aus, plünderte alles, was unterwegs aufſtieß, brachte die Beute nach Jamaika, verkaufte ſie, und dafür wurde wieder flott gelebt, ſo lang es dauern konnte.

Wie die blutdürſtige Race der Freybeuter endlich ſich ſelbſt zerſtöhrt, und der Spaniſche Hof die zweckmäßig-

mäßigſten Maaßregeln ergriffen hatte, dem nachtheiligen Schleichhandel Einhalt zu thun, der von Jamaika aus und über dieſe Inſel nach den Spaniſchen Beſitzungen getrieben wurde, da war die Engliſche Kolonie gezwungen, ſich fleißiger auf den Anbau der Ländereyen zu legen, und das Geld, das die Inſulaner durch Schleichhandel mit den Freybeutern verdient hatten, verſchaffte ihnen nun die Mittel, die Kultur mit deſto größerm Nachdrucke zu betreiben. Ihre erſte Sorge ging auf den Kakaobau. Dieſer hatte den beſten Fortgang, ſo lang die Pflanzungen dauerten, die noch die Spanier angelegt hatten. Wie aber die Bäume anfingen alt zu werden, kam es darauf an, daß neue geſetzt werden ſollten; es ſey aber, daß man das Werk nicht verſtund, oder es an ſonſt etwas fehlen ließ, genug, die Pflanzung ſchlug nicht an und misglückte völlig. Man wählte nun ſtatt jener Kultur, den Indig, die Baumwolle, und den Ingwer, eines nach dem andern dazu, endlich kam die Reihe auch an den Kaffee und das Zuckerrohr, und dieſer leztere Artikel hat hernach der Inſel mehr eingebracht, als alle übrige Produkte zuſammen genommen. Es iſt ſicher, daß nun Jamaika durch fortwährenden ämſigen Fleiß im Anbau mehr Reichthümer gewonnen hat, als ihm würden zugefloſſen ſeyn, wenn gleich der Schleichhandel auch noch ſo lange Zeit fortgedauert hätte.

Der Krieg, welcher nach den Orkanen die fürchterlichſte Landplage iſt, die die Antillen treffen kann, hat nur ſelten den Wohlſtand dieſer Inſel unterbrochen: ſelbſt der leztere Krieg iſt für Jamaika eine Quelle von Glück geweſen. Die Engliſchen Handelsleute, die ſich mit der Beute ihrer Feinde bereichert hatten, fanden ſich nun vermögend den Pflänzern und Landbauern große Vorſchüſſe auf langen Kredit zu leiſten. Dieſe hier haben mit größter Wärme die Erleichterungen benuzt,

welche ihnen durch ſo unerwarteten Zufall in die Hände kamen. Dieſer ſchnelle Betrieb hat fortgedauert, und die Erzeugniſſe der Kolonie ſind dadurch um ein Drittel höher geſtiegen, als ſie vor dreyßig oder vierzig Jahren geweſen. Solchergeſtalt iſt jetzt Jamaika, Dank ſey es auch zum Theil der Regierung, welche die Inſel in einen ſehr wehrhaften Vertheidigungsſtand ſetzen laſſen, nicht nur die mächtigſte unter den Engliſchen Kolonien auf den Antillen, ſondern auch die, welche den blühendſten Handel hat.

Vor zehn Jahren zählte man auf Jamaika 680 Zuckermühlen und Plantagen, 1460 andere Pflanzungen, welche zuſammen von 18,500 Europäern, 5700 freyen Negern oder Mulatten betrieben wurden, die 190,914 Sklaven im Dienſt hatten. Von dieſen letzteren arbeiteten allein 100,000 in den Zuckermühlen und Zuckerrohrplantagen, und die übrigen waren mit minder koſtbaren Kulturarten beſchäftiget.

Damals ſchickte Jamaika jährlich nach Europa:

800,000 Centner Zucker, zu 10 Thlr.	8,000,000 Thaler.
4,000,000 Gallons Rum, zu 9 Gr.	1,500,000 —
300,000 Gallons Melaſſe, zu 3 Gr.	37,500 —
6,000 Centner Baumwolle, zu $37\frac{1}{2}$ Thlr.	225,000 —
6,000 — Piment, zu $10\frac{1}{2}$ Thlr.	63,000 —
18,000 — Kaffeebohnen, zu $12\frac{1}{2}$ Thlr.	225,000 —
3,000 Ctr. weißen Ingwer, zu $17\frac{1}{2}$ Thlr.	52,500 —
Färbe- und Tiſchlerholz, für	100,000 —
	10,203,000 Thaler.

Einige

Einige von dieſen Waaren werden im Hafen zu Morant oder in dem zu Oranges geladen; aber der größte Theil wird von Port-Royal abgefertiget, wo eigentlich die ganze Feſte der Kolonie ſich befindet. Dieſer Hafen kann gemächlich tauſend Schiffe faſſen. Er ſoll eine Weite von drey Meilen haben. Der Eingang wird durch das Fort Charles verwahrt, welches mit einer furchtbaren Artillerie verſehen iſt. An der Bay von Port-Royal liegt Kingſton, eine angenehme und blühende Stadt; aber St. Jago de la Vega, welches die Engländer Spaniſh-Town nennen, iſt doch noch immer fort die Hauptſtadt von der ganzen Inſel. In dieſer hat auch der Gouvernör auf Jamaika ſeinen Sitz. Die Obergerichte ſind da ebenfalls, und die meiſten der Stabsofficiere halten ſich hier auf, dieß giebt der Stadt ein ungemein lebhaftes Anſehn, und es herrſcht hier eine Pracht, die der in den größten Städten unſers Europa gar nichts nachgiebt.

Im Jahr 1784 beſtand die Volksmenge und Kultur dieſer Inſel, in

23,000	freyen Leuten.
255,700	Negerſclaven.
1,061	Zuckerplantagen, in welchen jährlich 105400 Orhoft Puderzucker verfertiget wurden, ferner in
2,018	andern Plantagen.
224,500	Stück allerley Vieh.
2,600,000	Morgen Ackerland.

Grenada.

Die Länge dieſer Inſel von Süden nach Norden beträgt neun bis zehn franzöſiſche Meilen, die größte Breite nur vier bis fünf. Die äußerſten Ende zwiſchen Süden und Weſten bilden einen halben Mond. Hinter der

der Spiße, welche auf der Nordſeite ſich befindet, iſt eine der ſchönſten und beſten Bayen, die auf den Antillen gefunden werden kann; in einer geringen Entfernung davon iſt ein ſchöner Teich, der von jener nur durch eine ſchmale Erdzunge geſchieden iſt. Dieſe Erdzunge ließe ſich mit geringer Mühe durchſchneiden, und damit könnte man einen zweyten Hafen von einer ſchönen Größe bilden. Der, welchen man heut auf Grenada findet, heißt Baſſe-Terre oder St. Georg. Er kann mehr als ſechzig Kriegsſchiffen Schirm und Schuß geben.

Dieſe Inſel war immer von Wilden bewohnt worden, welche die dem Lande eigene Fruchtbarkeit, die Jagd, und die ergiebige Fiſcherey hieher zogen, als unvermuthet im Jahr 1650 zweyhundert Franzoſen hieher kamen, und auf Grenada ſich niederließen. Sie machten da daſſelbe, was die andern Nationen in Amerika gethan hatten; ſie brachten einen Theil der hier vorhandenen Wilden um, und nöthigten die übrigen die Flucht zu nehmen.

Die Franzoſen beſaßen nun dieſe Inſel ohne den geringſten Nußen; noch im Jahr 1750 waren hier nur ſehr wenige Koloniſten. Einige Kaufleute von der Inſel Martinique, die die Fruchtbarkeit des hieſigen Bodens kannten, munterten die Leute im Jahr 1714 zur Kultur auf. Sie ſchoſſen ihnen Geld vor, lieferten ihnen Sklaven, und die erforderlichen Geräthe zum Kakao- Baumwolle- Kaffee- und beſonders Zuckerbau, welche Fächer nun mit Nachdruck betrieben wurden. Bald gewann es nun auf Grenada ein ganz anders Anſehn. Die reichliche Menge Produkten, die nun die Frucht dieſer Arbeiten waren, gaben den Koloniſten und Pflänzern gar bald Mittel, der Inſel Martinik die geleiſteten Vorſchüſſe wieder zurück zu bezahlen, und das Hauptland war jeßt auf dem Punkte großen Nußen von der Kolonie einzuärndten, als durch vielerley Unbeſonnen-

nenheiten die hier die Franzoſen nach einander begingen, wozu noch viele andere unglückliche Umſtände kamen, Grenada den Engländern in die Hände fiel. Der Friede vom Jahr 1763 ſprach ihnen auch dieſe Eroberung zu. Während des letztern Kriegs nahmen ihnen die Franzoſen Grenada und die Grenadinen weg; ſie mußten ſie aber zufolge des Friedens von 1783 an die vorigen Beſitzer wieder ausliefern.

Ob nun gleich Grenada von Seite der brittiſchen Regierung manche Hinderniſſe in den Weg gelegt worden ſind, und es hintereinander ziemliche Unglücksfälle erlitten hat, ſo ſind doch die Erzeugniſſe der Kolonie dreymal ſo hoch geſtiegen, wie ſie zur Zeit waren, als Frankreich die Inſel beſaß. Sie iſt jetzt nach Jamaika die wichtigſte unter den Engliſchen Inſeln. Großbrittannien empfängt von derſelben jährlich:

18,000,000 Pfund Zucker, zu 10 Thlr. der Centner	1,800,000 Thaler.
1,100,000 Gallons Rum, zu 9 Gr.	412,500 —
30,000 Centner Kaffee, zu 12½ Thlr.	375,500 —
3,000 Centner Kakao, zu 12½ Thlr.	37,500 —
300 Centner Indigo, zu 200 Thlr.	60,000 —
13,000 Centner Baumwolle, zu 37½ Thlr.	487,500 —
	3,173,000 Thaler.

Unter dieſem Betrage iſt aber das mit begriffen, was die beyden Grenadinen liefern, wiewohl dieß von keiner ſonderlichen Bedeutung. Die Volksmenge von Grenada und den Grenadinen beträgt nicht über 3,800 Weiße und 46,000 Sklaven.

Barba-

Barbados.

Unter der großen Anzahl Inſeln, welche die Engländer unter den Antillen beſitzen, iſt zwar Barbados eine der kleinſten, allein ſie verdient gewiß die meiſte Bewunderung wegen ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit, und der großen Reichthümer halben, die ſie Englands Handlung zuwendet. Faſt ſollte man nicht glauben, daß eine Inſel, die noch nicht völlig ſieben franzöſiſche Meilen lang, und zwey bis fünfe breit iſt, ihre Volksmenge binnen einer Zeit von vierzig Jahren auf mehr als 100,000 Seelen, und der Handlung und Schiffahrt Ladungen für 400 Schiffe von 150 Tonnen geben könne. So lang die Welt ſteht, hat man vielleicht noch nie ſo viele Landbauer in einem ſo engen Raume beyſammen geſehen, noch ſo reiche Erzeugniſſe in ſo kurzer Zeit hervorgebracht.

Die erſten Bewohner von Barbados waren Portugiſen, die aus dieſer Inſel einen Erfriſchungsort machten, wo ihre Schiffe, die nach Braſilien ſegelten, anzulegen pflegten. Die Engländer vertrieben ſie daraus im Jahr 1627, und der Graf Carlisle erhielt von Karl I. die Belehnung darüber, die er aber nach dem tragiſchen Tode dieſes unglücklichen Fürſten wieder verlohr. In dieſer Zeit ſuchten viele Engliſche Familien, welche den ſchrecklichen Unruhen in ihrem Vaterlande entgehen wollte, auf Barbados einen Zufluchtsort, und brachten da ihre Kapitalien und den Ueberreſt ihres Vermögens mit.

Dieſe neue Ankömmlinge legten ſich zuerſt nur auf die Kultur des Ingwers, der Baumwolle, des Indigo und Tabaks. Von Zuckerrohr war lange Zeit noch gar nicht die Rede; allein da einige Koloniſten Mittel gefunden hatten, Zuckerrohr aus Braſilien zu bekommen, vermehrte ſich dieſes glücklicherweiſe ſehr ſtark, unter-

deſſen,

deſſen, da die Leute hier ſowohl die Zeit der Reife, als auch die rechte Kulturweiſe nicht verſtunden, ſo verfertigten ſie Anfangs nur ſehr ſchlechte Waare. Nur erſt nachdem ſie der Verſuche mehrere gemacht, und verſchiedene Reiſen deshalb nach Braſilien unternommen hatten, gelang es ihnen endlich ihre Zuckermühlen und Plantagen ſo zu verbeſſern, daß ſie außerordentlich große Quantitäten Zucker und zwar von beſſer Güte lieferten. Dieß gab den Koloniſten ſo unſäglich großes Vermögen, und brachte die Inſel in ſolchen Flor, daß ganz Europa darüber erſtaunte.

Heutzutage iſt aber Barbados ſehr von ſeinem alten Flor geſunken. In der erſtern Zeit lieferte es bis auf vierzig Millionen Pfund Zucker. Da aber jetzt der Boden faſt völlig ausgeſogen und abgenutzt iſt, ſo wächſt das Zuckerrohr nicht anders, als wenn das Erdreich ſtark gedüngt worden. Auch geben die Felder nur noch Zucker von ſchlechter Güte, der leicht zu Melaſſe wird, und ſo wenig dicht iſt, daß man ihn nicht roh verſchicken darf, ſondern ihn läutern oder zu Terrezucker machen muß.

Bey allen dieſen Zufällen zählt man doch auf der Inſel Barbados 10,000 Weiße und 50,000 ſchwarze Sklaven; aber die Aerndten ſtehen jetzt mit der Volksmenge gar nicht im Verhältniß. Dieſe betragen in den ergiebigſten Jahren nicht über zwanzig Millionen Pfund Zucker, welche zu 10 Thalern den Centner gerechnet, zwey Millionen Thaler einbringen. Außerdem koſtet die Kultur jetzt doppelt ſo viel Aufwand, als in der erſten Zeit. Barbados verbindet zwar mit dem Zuckerrohrbau noch einige andere Kommerzzweige, allein das erſetzt doch noch lange den Abfall jenes Fachs nicht.

Die Plantagen und Wohngebäude auf Barbados zeugen noch jetzt von der vorigen Größe; ſie ſind alle durchgehends bequem eingerichtet und haben eine ange-

nehme

nehme Lage. Bridgetown, die Hauptſtadt auf der Inſel, iſt groß, reich, wohl gebauet und volkreich. Es führen von allen Seiten ſchöne Wege dahin. An der offenen Rheede hier, die von allen Winden beſtrichen werden kann, werden alle Waaren eingeladen, die man ausführen will.

Antigoa.

Dieſe Inſel hat ohngefähr die nehmliche Größe, wie Barbados. Sie iſt beſonders ihrer ſehr vortheilhaften Lage wegen zu bemerken. Auf einer von ihren Rheeden, die die Franzoſen Havre Anglois nennen, und die einen vortreflichen Hafen abgiebt, legen ſich alle Kriegsſchiffe vor Anker, die zur Vertheidigung der Engliſchen Antillen beſtimmt ſind, und hier finden die Geſchwader Englands in ſehr gut eingerichteten Arſenälen und Vorrathshäuſern alle Gegenſtände beyſammen, die ſie zur Ausrüſtung, Betackelung, Bemaſtung und Proviantirung brauchen. Antigoa iſt die Schutzmauer für die zahlreichen Inſeln alle, die England in den hieſigen Gewäſſern beſitzt.

Der durchgängige Mangel an Trinkwaſſer war die Urſache, die die Wilden und Franzoſen von dieſer Inſel vertrieb: ſie war öde, als die Engländer ſie in Beſitz nahmen. Dieſe waren aber induſtriöſer, als ihre Vorgänger, ſie überwanden glücklich die Schwierigkeit, welche mit der Dürre des Landes verknüpft war, indem ſie Ciſternen anlegten, und darinne das Regenwaſſer auffingen. Durch dieſe Anſtalt konnten ſie ſich nun auf Antigoa feſtſetzen, das ihnen auch nie ſtreitig gemacht worden iſt.

Die Kolonie, die hier angelegt wurde, fing an eine regelmäßige Form im Jahr 1666 zu gewinnen. Der Bau des Zuckerrohrs wurde etwa vierzehn Jahr ſpäter ein-

eingeführt. Die Waare war anfangs ſo ſchlecht, daß man ſie überall nicht wollte; aber durch Kunſtfleiß und fortgeſetzte Bemühung brachte man es in der Folge dahin, daß das Produkt in der Güte und Preiswürdigkeit den andern Arten gleich kam, und alsdann waren alle Koloniſten darauf bedacht, dieſe Kultur zu vergrößern. Im Jahr 1741 beſchäftigte dieß Fach 3538 Weiße, und 27418 Sklaven, und die vereinigten Arbeiten beyder gaben zwanzig Millionen Puderzucker, und eine verhältnißmäßige Menge Rum, zuſammen im Wehrt von 2,375,000 Thalern.

Im Jahr 1772 hatte Antigoa 6000 freye Einwohner, und 36,000 Negerſclaven, und damals wurden nach England eingeführt 80885 Centner Zucker.

In dem Flecken St. Johann oder Johnſtown, welches der Hauptmarkt in der Kolonie, iſt auch der größte Theil dieſes Handels zuſammengezogen. Die Inſulaner kultiviren auch Ingwer und Indigo, die hier recht gut gerathen.

St. Chriſtoph oder St. Kitts.

Dieſe Inſel iſt die Pflanzſchule aller Engliſchen und Franzöſiſchen Kolonien geweſen, die ſich hernach auf den Antillen verbreitet haben. Dieſe beyden Nationen langten da an demſelben Tage im Jahr 1625 an. Sie theilten die Inſel gemeinſchaftlich und auf friedlichen Fuß unter ſich, aber der ehrgeitzige Engländer und der empfindliche und hitzige Franzoſe konnten nicht lange in Ruhe und Eintracht bey einander leben. Es kam zum offenbaren Kriege zwiſchen England und Frankreich im Jahr 1666, und dieſer währte faſt ohne Unterbrechen bis zu Ende des gedachten Jahrhunderts; er erweckte von neuem den Privathaß und die beyden Völker ſchlugen ſich mit unglaublicher Wuth herum. Die Koloniſten,

ſten, welche klug genug waren, keine Parthey bey dieſen Händeln und Unruhen ergreifen zu wollen, begaben ſich nach andern Inſeln, wo ſie den Grund zu den verſchiedenen Kolonien legten, die jetzt da vorhanden ſind.

Die Franzoſen, welche zu St. Chriſtoph verblieben waren, zogen da endlich den Kürzern, und wurden gezwungen die Inſel den Engländern zu überlaſſen, und dieſe Beſitzung wurde den letzteren durch den Frieden zu Utrecht verſichert.

Die Engliſche Kolonie, welche nun allein im Beſitz der Inſel war, erfuhr Anfangs von Seite der Regierung allerley Widerſpruch, wodurch ihre Arbeiten gar ſehr aufgehalten wurden. Dieſe hörten aber hernach auf, und dann machte St. Kitts auf einmal die ſchnelleſten Fortſchritte im Wohlſtande. An allen Ecken und Enden wurde der Zuckerbau eingeführt. Die Ebenen wurden mit angenehmen, reinlichen und bequemen Plantagen angefüllt, in welchen die Eigenthümer alle Annehmlichkeiten des Landlebens genießen. Dieſe wurden von etwa 1800 freyen Koloniſten bewohnt, die zur Kultur des Zuckers, und der hieſige iſt der ſchönſte unter allen Sorten, welche die Antillen liefern, gegen 25,000 Sklaven brauchten.

Im Jahr 1772 zählte man hier 3000 freye Einwohner, und 27,000 Negerſclaven. Die Plantagen gaben 106,368 Centner Zucker, welche mit dem Rum, Tabak, Indigo, Ingwer und der Baumwolle eine Summe von mehr als zwey Millionen Thalern einbrachten.

St. Vincent.

Nach Maaße, wie die Wilden von den übrigen Inſeln vertrieben wurden, flüchteten ſie entweder nach St. Vincent oder nach Dominica hin: die Europäer waren

waren ſogar übereingekommen, daß ſie ſie da in Ruhe laſſen wollten; aber dieſer Vertrag wurde ſchlecht gehalten. Einige Franzoſen von Martinik ſchlichen ſich 1719 auf St. Vincent ein. Sie machten ſich den Zwiſt zu Nutze, der zwiſchen den Karaiben ausgebrochen war, und hetzten einen gegen den andern auf, damit ſie ſich wechſelſeitig aufreiben ſollten. Sie wurden hierauf Meiſter von der Inſel. In weniger als zwanzig Jahren ſtieg nun die Bevölkerung ſchon auf 800 Weiße und 3000 Sklaven, welche mit dem Bau des Tabaks und anderer Erzeugniſſe beſchäftiget ſind. St. Vincent befand ſich in dieſer Verfaſſung, als es durch den Friedenstraktat von 1763 unter Brittiſche Bothmäßigkeit kam.

Im Jahr 1772 zählte man hier 4000 Weiße und 15000 Sklaven, die 58681 Centner ſehr ſchönen Zuckers, gegen 400,000 Gallons Rum, 12 bis 1500 Centner Baumwolle, und etwas Tabak baueten. Dieß alles konnte im Wehrt 800,000 Thlr. betragen. Es iſt aber gewiß wenig, wenn man überlegt, daß die Inſel 20 Meilen im Umfang vortreflich fruchtbare Thäler hat, und ziemlich von Bächen und Flüſſen benetzt iſt.

Montſerrat.

Dieß iſt eine ſehr kleine Inſel, die nur drey franzöſiſche Meilen lang, und eine breit. Sie wurde 1632 von den Engländern eingenommen, die die Karaiben daraus verjagten. Dieſe Ungerechtigkeit hatte für die Eroberer keine glücklichen Folgen. Durch Krieg, wie auch durch heftige Orkane iſt nach einander die Kolonie gewaltig mitgenommen worden, und dieſe haben die beſten Hoffnungen der Koloniſten zu Waſſer gemacht. Im Jahr 1772 waren hier 2000 freye Leute und 9000 Sklaven, welche 33726 Centner rohen Zucker und eine ver-

verhältnißmäßige Menge Rum lieferten. Der Wehrt dieſer beyden Artikel wurde auf 500,000 Thaler angeſchlagen.

Newis oder Nieves.

Wenn jemals die Handelsleute durch Ausübung der Tugend ſich bereichern könnten, ſo mußte dieſes Eiland gewiß eines der wohlhabendſten und reichſten unter den Antillen geworden ſeyn, denn es herrſchte in dieſer Kolonie von Anfang an, der Geiſt der Ordnung und guten Sitten; allein die Tugend eines Volks ſichert es nicht vor den Schlägen des Misglücks, und vor den Plagen, die von der Natur unzertrennlich ſind.

Die Engländer landeten auf Newis im Jahr 1628 und bemächtigten ſich der Inſel. Der erſte Gouvernör war ein rechtſchaffener Mann, der durch ſeine Sanftmuth, und ein gutes Beyſpiel ſeinen Untergebenen einen gleichen Karakter zu geben wußte. Die Arbeiten dieſer hatten Anfangs den beſten Fortgang, aber bald hernach wurden ſie durch Unglücksfälle gehemmt. Im Jahr 1689 kam ein gewaltiges Sterben unter die Kolonie, und die Hälfte der Einwohner mußte darüber ins Gras beiſſen: Im Jahr 1706 richtete der Krieg, welcher eben ausgebrochen war, auf der Inſel große Verwüſtung an. Im Jahr darauf vollendete ein ſchrecklicher Orkan jene Zerſtöhrung. Auf dieſe Unglücksfälle folgten wieder ruhige Zeiten, und die Kolonie fing an ſich in etwas zu erholen.

Im Jahr 1772 zählte man auf der Inſel, die etwa 18 Engliſche Meilen im Umfang hat, 2000 freye Leute, und 10,000 Sklaven. Dieſe lieferten jährlich gegen 30,000 Centner Zucker, die mit dem Rum, und einigen andern Artikeln von minderm Belang eine Summe von 400,000 bis 420,000 Thalern geben.

Dieſe Produkten werden an den Mauern der Stadt Charlestown eingeladen, und die iſt eine der artigſten und angenehmſten Städte auf den Antilleninſeln.

Barbuda, Anguilla und die Virgins-Inſeln.

Die erſtere Inſel iſt ſo wie die andern nur klein; hat nur ſechs oder ſieben franzöſiſche Meilen im Umfange, aber vortreflich geſunde Luft, und gehört ganz dem Hauſe Podrington, welches die Kultur derſelben aufgegeben hat, und hier nur Wildpret und Geflügel zur Jagdluſt unterhält, wie auch einige Heerden Hornvieh, Pferde und Mauleſel, die eine Anzahl von 100 Weiſſen und einige hundert Sklaven zu beſorgen haben. Der Ueberfluß wird an die benachbarten Inſeln verhandelt.

Anguilla iſt nicht viel wichtiger, als jene Inſel. Doch iſt auf ſolcher der Zuckerbau eingeführt worden. Dieſe beyden Eilande und die Virginsinſeln beſitzt England ſeit mehr als hundert Jahren. Die Virgins- oder Jungferninſeln beſtehen aus einer Anzahl von etwa 60 kleinen Eilanden, unter welchen Tortola das beträchtlichſte iſt. Im Jahr 1772 lieferten alle dieſe auf dem Titel genannten Inſeln, 30,126 Centner Zucker nach England, welche mit dem Rum etwas über 400,000 Thaler betrugen.

Dominica.

Dieſe Inſel iſt unter den Antillen die letzte Zuflucht geweſen, wohin ſich die von den Europäern verdrungenen Wilden begaben. Im Jahr 1733 fand man da 938 Karaiben, welche in 32 großen Hütten oder Wohnungen vertheilt waren. 349 Franzoſen nahmen da einen Theil der Küſte ein, die ihnen die Wilden über-

überlaſſen hatten. Dieſe Europäer hatten zu Gehülfen bey ihren Arbeiten, oder eigentlicher zu Gefährten im Elende 23 freye Mulatten und 338 Sklaven. Alle dieſe zuſammen waren beſchäftiget, Geflügel aufzuziehen, Kommeſtibilien für Martinik zu gewinnen, und baueten und warteten überdieß noch 72,200 Baumwollpflanzen und eine Anzahl Kaffeebäume. Beym Friedensſchluß vom Jahr 1763, durch welchen Dominica unter Englands Beſitzungen kam, waren auf der Inſel 600 Weiße und 2000 Sklaven. Im letztern Kriege eroberten die Franzoſen Dominica wieder, gaben es aber zu Folge des Friedensſchluſſes von 1783 an England zurück. Seitdem die Inſel nun wieder in Engliſche Hände gekommen iſt, hat ſowohl die Bevölkerung als auch die Kultur ſtark zugenommen, doch ſcheint es nicht, daß die Kolonie zum Handel des Hauptlandes ſonderlich beytrage. Sie kann aber immer wichtig werden, denn die Inſel hat einen Umfang von 30 bis 35 Franzöſiſchen Meilen, die Ebenen und Thäler ſind ziemlich fruchtbar und gut bewäſſert, folglich wäre bey Fleiß und zweckmäſſigem Aufwand immer was daraus zu machen. Durch den Beſitz dieſer Inſel haben die Engländer auch noch den Vortheil, daß ſie zu Kriegszeit die Gemeinſchaft zwiſchen Martinik und Guadaloupe unterbrechen können.

Beym Friedensſchluſſe von 1763 zählte man auf Dominica nur 2600 weiße und ſchwarze Leute; im Jahr 1778, nachdem die Engländer die Inſel ſchon funfzehn Jahre in Beſitz gehabt hatten, waren hier ſchon 1574 Weiße, 574 Mulatten oder freye Schwarze, und 14,308 Sklaven.

Unter ſeinen Kulturanſtalten waren 65 Zuckerplantagen, 3369 Aecker Landes mit Kaffeebäumen bepflanzt, 277 Aecker mit Kakao, 89 mit Baumwolle, 69 mit Indigo, und 60 mit Rohrquaſſienbäumen. Dieſer Anfang einer thätigen Kultur läßt mit der Zeit mehr hoffen.

Der Wehrt der Produkten wurde auf 750,000 Thaler geſchätzt.

Wenn man nun mit einem Blick die allgemeine Lage der Engliſchen Zuckerinſeln überſiehet, ſo findet man, daß ſie bewohnt ſind von 56,048 freyen Leuten und 463,208 Sklaven.

Die Produkten aber, die ſie jährlich im Durchſchnitt hervorbringen, belaufen ſich auf 22,621,000 Thaler nach ſächſiſchem Gelde.

Der ſachverſtändige Campbel giebt in ſeinen Tabellen den Betrag der Ausfuhren auf 3,781,000 Pfund Sterling an. Wenn man nun auch annimmt, daß ſeit der Zeit nicht nur die Kultur vergrößert worden ſey, ſondern auch die Produkte im Preiſe geſtiegen ſeyen, ſo wird der Belauf doch nicht über $4\frac{1}{2}$ Million Pfund Sterling oder 34,833,333 Thaler und 8 Gr. ſeyn.

Faſt aller Zucker, und dieſer Artikel macht beynahe drey Viertheile von der Produktenſumme der engliſchen Antillen aus, wird entweder in England verbraucht, oder nach Irland wieder verladen. Nur ſelten gehen davon Partien von Belang nach Hamburg und andern auswärtigen Märkten.

Die Wiederausfuhren Englands, an Produkten aus den gedachten Inſeln, machen wahrſcheinlich nicht über drey bis vier Millionen Thaler im Wehrt aus. Rechnet man dazu noch, was es auf die Verarbeitung der Baumwolle gewinnt, deren urſprünglicher Wehrt meiſtens um 50 bis 100 Procent durch die Manufakturirung erhöhet wird, bringt man nun noch die Zufuhr nach Weſtindien in Anſchlag, die gegen anderthalb Millionen Pfund Sterling jährlich beträgt, ſo hat man einen ziemlich richtigen Begriff von den Vortheilen, welche Großbrittannien von ſeinen Inſeln in Amerika einärndtet.

Die den Britten zugehörigen Antillen ſind überhaupt genommen ausgedehnter, als nach Verhältniß ihre

ihre Fruchtbarkeit iſt. Sie ſind voller Berge, meiſtens viele darunter, welche nicht urbar gemacht werden können, und andere wieder haben ganz oder doch zum Theil kreideartigen Boden, der nichts weniger als ſehr ergiebig iſt. Die beſten Ländereyen ſind ſchon ſeit ſehr langer Zeit urbar gemacht worden, und bedürfen der Düngung, welche hier in dieſem Theil der neuen Welt ſelten zu haben, und auch viel unkräftiger iſt, als in Europa. Faſt alle dieſe Inſeln ſind der Wälder und Holzungen beraubt worden, die hier urſprünglich den Boden bedeckten, ſind alſo jetzt unter dem brennendheißen Klima einer Dürre ausgeſetzt, welche oft die aufmerkſamſten Arbeiten und den beträchtlichſten Koſtenaufwand fehlſchlagen machen.

Aus dieſer Urſache hat hier die Vermehrung der Produkten nicht gleichen Schritt mit der Vergrößerung der Volksmenge, oder mit der Zunahme an Händen gehalten. Man bemerkt, daß auf den Brittiſchen Inſeln 463,208 Sklaven ſich befinden, deren Arbeiten dennoch nicht ſoviel einbringen, als man mit verhältnißmäßiger Anzahl auf einem fruchtbarern Boden erhält.

Die Anzahl der Weißen hat ſich ziemlich durchgängig vermindert, und dagegen in eben dem Maaße die Zahl der Schwarzen vergrößert. Der Grund liegt nicht etwa darinne, daß diejenigen, die entweder umkommen, oder mit dem Vermögen das ſie erworben haben, wegziehen, nicht durch eben ſoviele andere, entweder arme oder arbeitsloſe Leute aus dem Hauptlande erſetzt werden könnten, und zwar ſo gut als in den erſten Zeiten, wo die Engländer die Inſeln zu befahren anfingen; ſondern er ſteckt darinne, daß der Hang zu Abentheuern, der Geiſt der Schwärmerey, der Reitz der Neuigkeit und eine gewiſſe Verbindung der Umſtände jetzt wegfallen. Auf einer andern Seite iſt der Raum, welchen die kleinern Kulturfächer einnahmen, mit zu der

Maſſe der Zuckerpflanzungen geſchlagen worden, welche einen außerordentlich weiten Bezirk erfodern. Die Eigenthümer dieſer großen Pflanzungen haben ſoviel es nur in ihrem Vermögen geſtanden hat, die Anzahl dieſer Agenten vermindert, weil ihnen ihr hoher Dienſtlohn viel größere Laſt verurſachte.

Holländiſche Inſeln.

Die Beſitzungen, welche die Holländer im Archipelagus der Antillen haben, ſtellen auf den erſten Anblick gar nichts vorzügliches und beſonders vor Augen. Nach den großen Gegenſtänden, die wir ſo eben abgehandelt haben, können vier oder fünf kleine Inſeln, die jährlich ſieben oder acht mittlern Schiffen Ladung geben, wohl keine ſonderliche Aufmerkſamkeit verdienen, und vermuthlich würden ſie der Vergeſſenheit überlaſſen ſeyn, wenn nicht einige von dieſen Inſeln, die in Rückſicht aufs Agrikulturfach nichts bedeuten, ſehr viel in Anſehung des Schleichhandels auf ſich hätten, den ſie unaufhörlich mit den Spaniern, Franzoſen und Engländern treiben. Der Krieg ſelbſt, der ſonſt den Inſeln der andern Nationen den größten Verderb bringt, vergrößert den Gewinn der Holländiſchen Inſeln gemeiniglich noch um Vieles. Beſonders werden auf Curaſſao und St. Euſtach die anſehnlichſten Geſchäfte unterhalten. Dieſe ſind es ſo ſehr, daß Holland alle Jahre, es ſey in Friedens- oder Kriegszeit, (und in Krieg wird die Republik nicht oft verwickelt) 40 bis 100 Schiffe empfängt, die mit Waaren beladen ſind, welche auf den gedachten Inſeln nicht gezeugt worden, ſondern durch den Schleichhandel herbeygebracht ſind.

Curaſſao.

Dieß iſt, ſo zu ſagen, nur ein Felſen, welcher drey Meilen von Venezuela (eine ſpaniſche Kolonie auf der

Carracasküſte) liegt. Die Inſel kann etwa zehn Meilen lang und fünfe breit ſeyn. Sie hat einen vortreflichen Hafen, zu welchem aber der Zugang ſehr beſchwerlich iſt; wenn man aber einmal hineingekommen iſt, dann bietet das weite Baſſin alle Arten von Bequemlichkeiten dar. Eine Feſtung, die mit Kenntniß der Sache angelegt iſt, und immer wohl unterhalten wird, dient zu ſeiner Vertheidigung.

Im Jahr 1693 machten die Franzoſen vergebliche Verſuche, ſich dieſer Inſel zu bemächtigten. Seit dieſer Zeit ſind weder Curaſſao, noch die kleinern Eilande Buenaire und Aruba, die von jenem abhängen, beunruhiget worden. Selbſt die Engländer haben während des Kriegs, den ſie leztlich mit Holland führten, ſie in Ruhe gelaſſen. Es gerieth keine Nation in Verſuchung, ein dürres Land erobern zu wollen, welches weiter nichts beſitzt, als etwas Vieh, Maniok und Hülſenfrüchte, die zur Nahrung der Sklaven dienen. An Produkten für den Handel liefert es ſonſt nichts als Baumwolle, die für die beßte in ganz Amerika gehalten wird, etwas Kakao und Indigo, wie auch Tabak.

Kurz Curaſſao würde die Koſten nicht vergüten, die die Holländer daran verwenden, wenn ſein Hafen nicht eine ſehr günſtige Lage zum Schleichhandel mit den Spaniern hätte. Die Holländer ſind dadurch nicht dem Fall ausgeſezt, die Spanier erſt aufſuchen zu müſſen, und ſich mit den Küſtenbewahrern einzulaſſen, obſchon ſie ſich vor dieſen nicht ſonderlich fürchten. Die Spanier kommen oft ſelbſt den Schleichhändlern entgegen, und es iſt ihnen lieb, daß ſie hier eine ſichere und immer wohl verſehene Niederlage von Waaren finden, wo ſie ihr Gold und Silber, ihren Kakao, Tabak und andere Produkten, gegen Negerſclaven, oſtindiſche ſeidene Waaren, Spezereyen, Queckſilber, wie auch Goldſchmied- und Stahlarbeiten aller Art vertauſchen können.

nen. Die wechſelſeitigen Bedürfniſſe ſind die Seele des Handelsverkehrs zwiſchen zwo mitwerbenden Nationen die begierig nach Reichthümern ſind. Es iſt wahr, daß die Errichtung der vorigen Carracaskompagnie und die Einrichtung mit den Regiſterſchiffen ſtatt der Gallionen, dieſe Gemeinſchaft ſehr gehemmt haben; allein die Holländer entſchädigen ſich dafür wieder durch den Schleichhandel, den ſie ſich mit dem Süden der franzöſiſchen Kolonie auf St. Domingo eröffnet haben.

St. Euſtach.

Dieſe kleine Inſel iſt von St. Chriſtoph nur durch einen zwey bis drey Meilen breiten Kanal abgeſondert. Sie wird durch zwey Berge getheilt, zwiſchen welchen ziemlich fruchtbare Thäler liegen, und hier in dieſen ärndten die Koloniſten 8 bis 900,000 Pfund rohen Zucker jährlich. Dieſe Kultur und der lebhafte Handelsbetrieb, der auf St. Euſtach Statt findet, unterhalten da 6000 Weiße, 500 freye Schwarze oder Mulatten und 8000 Sklaven.

Einige Franzoſen, die man von St. Chriſtoph vertrieben hatte, flüchteten 1629 nach St. Euſtach. Sie verließen aber gar bald ein Eiland, das ihnen nicht ſonderlich bewohnbar ſchien: die Holländer nahmen ihre Stelle im Jahr 1639 ein. Sie blieben aber da nicht lange in ungeſtöhrtem Beſitz, und wurden von den Engländern verdrängt, denen Ludwig XIV. die Inſel wieder abnahm. So nothwendig auch dieſem der Beſitz von St. Euſtach zur Erhaltung der Inſel St. Chriſtophs, die Frankreich zu der Zeit beſaß, ſeyn konnte, ſo hatte er doch ſoviel Großmuth ſolche an Holland zurückzugeben, und wollte ſich das Unglück einer Nation, die damals mit ihm im Bündniß ſtand, nicht zu Nutze machen.

Wenn

Wenn Krieg zwiſchen Frankreich und England ausbricht, dann iſt immer auf St Euſtach die Niederlage von allen Produkten der Franzöſiſchen Kolonien, und das Hauptmagazin, wo ſie ſich mit allem verſorgen, was ſie nur bedürfen. Die Franzoſen, wie auch die Engländer kommen nach den Rheeden dieſer Inſel eben ſo ſtark, und ſchließen unter dem Deckmantel der Neutralität ſehr wichtige Handelsgeſchäfte theils unter einander, theils auch mit den Holländern, als welche beſtändig ihr Augenmerk darauf gerichtet haben, das Glück oder Unglück der Uebrigen zu ihrem eigenen Vortheil anzuwenden. Ein Paß, welcher weniger als 75 Thaler koſtet, giebt die Freyheit zu dieſem gewinnreichen Verkehr, und dieſen ertheilt man, ohne daß der Geber ſich erkundiget, aus welchem Lande der Nehmer ſey. Solchergeſtalt haben wechſelſeitiges Bedürfniß und der Handelsgeiſt Mittel und Wege gefunden, die Zwietracht der Völker und den Haß der Nationen gegen einander, einzuſchläfern, welche die Kriege hervorbringen. Endigen die Kriegsunruhen hier in dieſer Gegend endlich wieder, ſo werden die hieſigen Kommerzgeſchäfte oder vielmehr der Schleichhandel auf St. Euſtach ununterbrochen fortgeſetzt. Die Inſel ſchickt jährlich die unten verzeichnete Anzahl Schiffe nach Holland, welche mit Produkten der Spaniſchen, Däniſchen, und vornehmlich der Franzöſiſchen Inſeln beladen ſind; und dieſe bezahlt ſie entweder mit europäiſchen und aſiatiſchen Waaren, oder mit Wechſelbriefen, die auf Europäiſche Plätze ausgeſtellt ſind. Man ſagt, daß dieſer Handel, verbunden mit dem zu Curaſſao, und den Produkten vom Grund und Boden dieſer Inſeln, welche aber nur von weniger Bedeutung ſind, alle Jahre im Durchſchnitt 7 bis 8 Millionen Thaler nach ſächſiſchem Gelde betragen.

Im Jahr 1777 wurden aus St. Euſtach mit 32 Schiffen, und aus Curaſſao mit 11 Schiffen nach Amſterdam gebracht:

	Aus St. Euſtach.	Aus Curaſſao.
Kakao	101,252 Pfund.	1,989,042 Pfund.
Tabak	7,745 Gebinde.	1,478 Gebinde.
Indigo	611 Fäſſer.	217 Fäſſer.
Häute	12,280 Stück.	6,526 Stück.
Färbeholz	7,895 Stück	37,319 Stück.

	1778 aus St. Euſtach, mit 35 Schiffen,	aus Curaſſao: mit 8 Schiffen.
Zucker	5,565 Fäſſer.	610 Fäſſer.
Kaffee	1,049,524 Pfund.	516,616 Pfund.
Baumwolle	221,100 Pfund.	38,940 Pfund.
Kakao	59,720 Pfund.	645,840 Pfund.
Tabak	19,920 Gebinde.	5,091 Pfund.
Indigo	760 Fäſſer.	46 Pfund.
Häute	33,363 Stück.	32,150 Stück.
Färbeholz	9,366 Stück.	21,915 Stück.

	1779 mit 83 Schiffen,	mit 17 Schiffen.
Zucker	17,961 Fäſſer.	1,994 Fäſſer.
Kaffee	7,083,009 Pfund.	2,455,960 Pfund.
Baumwolle	134,165 Pfund.	22,000 Pfund.
Kakao	393,240 Pfund.	202,170 Pfund.
Tabak	22,975 Gebinde.	1,791 Gebinde.
Indigo	1,172 Fäſſer.	3,023 Fäſſer.
Häute	40,764 Stück.	20,919 Stück.
Färbeholz	4,605 Stück.	23,832 Stück.

Saba.

Dieſes Eiland hat faſt das Anſehn eines Felſen, der auf allen Seiten ſteil und ſchroff iſt; man muß faſt bis auf den Gipfel hinauf klettern, ehe man ein wenig guten Boden finden kann, der zum Gartenbau und zur Baumwollkultur geſchickt iſt. Oeftere Regen, von welchen aber das Waſſer nicht ſtehen bleibt, befruchten die wenige Erde, ſo daß dieſe Hülſenfrüchte von vortreflichem Geſchmack giebt. Einige funfzig Familien, die urſprünglich von St. Euſtach hieher kamen, nebſt etwa anderthalb hundert Sklaven, pflanzen da in den Gärten etwas Baumwolle, ſpinnen dieſe hernach ſelbſt, und ſtricken von dem Garne ſehr ſchöne Strümpfe, welche ſie für einen ihnen ſehr vortheilhaften Preis auf den benachbarten Inſeln abſetzen. Der Ertrag von dieſem kleinen Induſtriezweige, der aus dem Bau der Gemüſe und Küchengewächſe, der vom Verkauf des Federviehes und Schlachtviehes, reichen zum Bedürfniß der genügſamen und glücklichen Bewohner von Saba zu; ſie leben dadurch in einer Art Wohlſtandes, bewohnen gutgebauete und reinliche Häuſer, und genießen einer reinen und geſunden Luft, kurz, leben an einem Orte, wo Friede, Eintracht und Freyheit in Verbindung mit einander herrſchen. Niemand iſt da, der ſie um den Genuß dieſes Glücks beneidet; und ihrer Seits ſind die ruhigen Bewohner von dem Felſen Saba ſo ganz ohne Ehrgeitz und Habſucht, daß ſie nie darauf gedacht haben, mit ihren Nachbarn die Gefahren und die mühſeligen Arbeiten zu theilen, welchen dieſe vom unruhigen Geldgeitz hingeriſſen, ſich unterwerfen wollen, bloß damit ſie armſelige Reichthümer aufhäufen können. Auf Saba ſtrebt man nach ſolchen nicht, ſondern die einzigen Güther, die die Leute da ſchätzen, ſind Wohlſtand, Geſundheit, Munterkeit des Gemüths, Ruhe und Freyheit.

Und was braucht der vernünftige Erdbürger auch mehr, um glücklich und zufrieden zu ſeyn?

St. Martin.

Wir haben in dem Artikel, der von den franzöſiſchen Inſeln handelt, die kurze Beſchreibung dieſer Inſel geliefert, auch angeführt, auf was Art dieſe unter den Holländern und Franzoſen getheilt wurde. Der Leſer findet da, was die holländiſche Kolonie angeht, ebenfalls berührt, nur merken wir hier noch an, daß die letztere noch weniger wichtig ſey, als die andere.

Däniſche Inſeln.

St. Thomas, St. Johann und Sainte Croix.

Die letztere dieſer Inſeln, nehmlich Santa Cruz oder ſainte Croix, liegt unter 18 Gr. der Breite, und iſt die beträchtlichſte. Sie kam aber am ſpäteſten unter Däniſche Hoheit; denn ſie wurde erſt im Jahr 1733 von Frankreich, dem ſie zugehörte an König Friedrich V. in Dännemark für eine Summe von 164,000 Thalern käuflich überlaſſen.

Im Jahr 1772 zählte man hier
2271 Weiße Leute,
155 freye Neger und
22,244 Sklaven.

Die ganze Inſel hat 345 Plantagen, von welchen anderthalbhundert bloß zum Zuckerbau eingerichtet ſind. In den übrigen bauet man Kaffee, Baumwolle und dergleichen, oder benutzt ſie zur Viehzucht. Eine jede Plantage auf dieſer Inſel iſt mit einen Stück Landes verſehen, das 3000 Fuß lang und 2000 Fuß nach däniſchem Maaße breit iſt.

St.

St. Thomas iſt die erſte unter den Inſeln, welche die Dänen in Amerika in Beſitz genommen haben. Sie ließen ſich da im Jahr 1672 nieder. Die Volksmenge auf dieſer beſteht aus etwa 350 Weißen und 4,400 Negern. Der Plantagen ſind nicht über 70, und ein Drittel von dieſen bauet Zuckerrohr.

St. Johann die kleinſte dieſer Inſeln hat man erſt 1719 angefangen, zu kultiviren. Dieſe Kolonie zählt nur ungefähr 110 Weiße und 2,400 Negerſclaven. Dieſe Zahl iſt in 69 Plantagen vertheilt, von welchen 27 Zucker bauen.

Das vornehmſte Produkt dieſer Inſeln beſteht in Zucker, von welchem ſie jährlich im Durchſchnitt 24 Millionen Pfund gewinnen. Darüber liefern ſie noch einige hundert Ballen Baumwolle, 1500 bis 2000 Fäſſer Rum, etwa 20,000 Pfund Kaffee, 24 bis 25,000 Rollen Portoricotabak und dergleichen.

Der Wehrt dieſer Erzeugniſſe läßt ſich auf wenigſtens drey Millionen Thaler deutſchen Geldes ſchätzen.

Die Waaren, welche Dännemark nach Weſtindien ausführt, beſtehen hauptſächlich in oſtindiſchem Manufakturartikeln und allerhand fetten Waaren. Dieſer Welttheil iſt ein vortheilhafter Markt für Dännemarks eigenen Ueberfluß.

Ueberhaupt iſt der Handel nach und von den däniſchen Inſeln in Amerika von zweyfacher Art. Man unterſcheidet ſolchen a) in den von und nach **Europa**; b) in den von und nach **Amerika**.

Der europäiſche Handel nach und von St. Thomas, (hierunter ſind die beyden andern Inſeln ebenfalls mit begriffen) darf allein mit Schiffen däniſcheuropäiſcher Unterthanen getrieben werden, und dieſe müſſen mit lateiniſchgeſchriebenen und algieriſchen Seepäſſen, ſammt den dabey erfoderlichen Certifikaten verſehen ſeyn.

Es

Es iſt aber 1) allen däniſchen Schiffen erlaubt, mit oder auch ohne Ladung, nach andern fremden Häfen zu gehen, und daſelbſt allerley fremde Waaren einzunehmen, um ſolche zur Verhandlung nach St. Thomas zu fahren: und können 2) auch däniſche Schiffe, die ſchon in einem fremden Hafen in Europa liegen, und Waaren zur Verhandlung nach St. Thomas führen wollen, ihre Ladungen an dem Orte, wo ſie ſind, einnehmen, und geradezu damit nach den däniſchen Inſeln in Amerika gehen, ohne daß ſie eben gehalten ſind, ſo wie die Oſtindienfahrer, aus einem däniſchen Hafen auszulaufen. Aber ſie müſſen doch von Kopenhagen aus mit den nöthigen Päſſen und Certifikaten verſehen ſeyn, in welchen die Häfen, die ſie anlaufen wollen, benannt ſeyen.

Endlich können auch noch 3) däniſche Schiffe auf ihrer Hinreiſe nach St. Thomas, in amerikaniſche Häfen einlaufen, ihre Ladungen daſelbſt verhandeln, neue Waaren einnehmen, und ſolche nach St. Thomas bringen; doch müſſen auch in ſolchem Fall bey Anſuchung um die Päſſe, die Häfen, in welche ſie einlaufen wollen, angezeigt werden, damit ſie darinne benannt werden können.

In allen dieſen angeführten Fällen aber, es ſey nun, daß ein Schiff mit ſeiner Ladung aus einem däniſchen, oder auch aus einem fremden Hafen weggeht, iſt es demſelben 1 verboten, Ammunition oder andere Kriegsbedürfniſſe mit ſich zu führen; 2) darf es in keinem, es ſey ein inländiſcher oder ausländiſcher Hafen, Kopenhagen allein ausgenommen, chineſiſche Waaren einnehmen, indem die Einfuhr derſelben auf St. Thomas nur inſofern, daß ſie von Kopenhagen kommen, erlaubt iſt. Endlich müſſen 3) alle däniſche Schiffe, ſie mögen nun ihre Hinreiſe nach St. Thomas, aus einem däniſchen, oder auch aus einem fremden Hafen angetreten haben, allzeit auf der Rückreiſe mit ihrer Ladung, entweder nach Kopenhagen, Chriſtianſand,

Altona

Altona oder Glückſtadt gehen, und iſt dieß bey Strafe der Konfiſcation des Schiffs und der Ladung, oder derſelben Wehrtes, durch die Verordnungen vom 7. April 1777 und vom 13. December 1779 geboten.

Der amerikaniſche Handel darf mit Schiffen von allen Nationen getrieben werden, die geradezu von fremden amerikaniſchen Handelsplätzen nach St. Thomas kommen, und von da nach fremden amerikaniſchen Plätzen gehen; nur müſſen ſolche mit den erfoderlichen Zollatteſten verſehen ſeyn.

Saint Barthelemy.

Dieſe Inſel liegt zwiſchen dem 17ten und 18ten Grade Norderbreite, und zwiſchen 65 und 66 Gr. der Länge, weſtwärts vom Pariſer Meridian. Sie gehörte vorher Frankreich, wurde aber am 8ten May 1785 der Krone Schweden überlaſſen. Sie liefert zum Handel gute Baumwolle, die der von St. Domingo nichts nachgiebt. Die Inſel bringt davon in guten Jahren 3 bis 400 Ballen hervor. Carenaye iſt der Haten auf der Inſel auf der Weſt-Nord-Weſtſeite, doch bloß für ſolche Fahrzeuge, die nicht über neun Fuß tief gehen. Etwas außerhalb des kleinen Hafens iſt eine Rheede, wo tiefergehende Schiffe vom halben October bis in den Julius ſicher liegen können.

Die Volksmenge auf der Inſel beſteht in 800 Seelen.

Hergebracht werden vornehmlich Eiſen, grob Leinen, Kupferplatten, Lebensmittel, Häringe und Stückgüter.

Bey Ueberſicht der Antilleninſeln kann man ſich nicht der Verwunderung enthalten, ſowohl über die große Anzahl der Koloniſten, die dieſe Inſeln kultiviren laſſen, als auch über die ungeheure Menge Sklaven, die ſie

dazu

dazu gebrauchen, und endlich auch über die unermeßlich große Maſſe der Reichthümer, die ihre Arbeiten und Bemühungen dem Kommerze verſchaffen. Dazu bemerkt man auch, wie ſehr dieſe Maſſe noch vergrößert werden könnte, wenn alle Nationen, welche Kolonien in dieſem Inſelmeer beſitzen, die gehörige Thätigkeit äußerten, und es an Aufmunterung und Sorgfalt nicht fehlen ließen.

Im gegenwärtigen Zuſtande, worinne ſich dieſe Inſeln befinden, verhält ſich ihre Bevölkerung folgender Maaßen:

	Koloniſten.	Negerſclaven.
In den ſpaniſchen Inſeln befinden ſich	264,296.	35,296.
In den franzöſiſchen Inſeln	70,747.	504,000.
In den engliſchen Inſeln	56,048.	463,208.
In den holländiſchen Inſeln	7,259.	18,818.
In den däniſchen Inſeln	2,886.	29,044.
Auf der ſchwediſchen Inſel St. Barthelemy	200.	600.
	401,436.	1,050,966.

Die Reichthümer, welche man durch die Arbeiten ſo vieler Hände gewinnt, ſind der Anzahl der Pflänzer und Feldbauer angemeſſen. Der Wehrt der Waaren und Produkten, die ſie jährlich nach Europa ſchicken, beläuft ſich:

Für Spanien, auf	3,002,982	Thaler —	Gr.
Für Frankreich	32,234,810	—	18 —
Für England 4½ Millionen Pfd. Sterl.	28,500,000	— —	—
Für Holland	7,500,000	— —	—

Für

Für Dännemark	3,000,000	— — —
Für Schweden	200,000	— — —
	74,437,792	Thaler 18 Gr.

Alſo über vier und ſiebenzig Millionen Thaler nach ſächſiſchem Gelde werden in Europa die Produkten und Waaren aus den nehmlichen Inſeln verkauft, die vor weniger als drey Jahrhunderten noch völlig unangebauet waren, und dieſe Gegenden würden heutiges Tags nur weitläuftige Einöden und Wüſteneyen vorſtellen, wenn die Race der Wilden, die man da ausgerottet hat, nicht durch beynahe anderthalb Millionen Menſchen erſetzt worden wäre, die man aus Europa hergezogen, oder aus Afrika zugeſchleppt hat.

Die reichen Waaren, welche die Antillen nach Europa ſchicken, ſind aber nicht für ein Geſchenk anzuſehen, welches dieſe Inſeln unſerm Welttheil machen. Die Nationen, die dieſe Produkten empfangen, liefern im Tauſch dafür, aber mit einem Vortheil, der in die Augen leuchtet, alles was ihr Boden, und ihre Werkſtätte hervorbringen. Einige verbrauchen völlig alles das, was ſie aus dieſen fernen Gegenden ziehen; andere wieder treiben mit ihrem Ueberfluß einen blühenden Handel mit ihren Nachbarn. Die Erzeugniſſe der Antillen ſind auch der einzige Grund des afrikaniſchen Handels; ſie breiten die Fiſcherey aus, und die Kultur des nördlichen Amerikas verſchafft den Manufakturen Aſiens vortheilhaften Vertrieb ihrer Waaren, verdoppelt auch oder verdreyfacht die Thätigkeit und den Gewerbfleiß des ganzen Europa. Die Erzeugniſſe der Antillen kann man gewiſſer Maaßen für den Hauptgrund der ſchnellen Bewegung anſehn, welche alle Theile der Erdkugel ergriffen hat. Dieſe Gährung muß in dem Maaße zunehmen, wie die Kulturmaſſe, welche hier ſo ſehr der Ausdehnung fähig

fähig ſcheint, ihrer letzten Vollkommenheit näher gebracht wird.

Die Waaren, welche man bis heutigen Tag von den Antillen gezogen hat, beſtehen in rohem Puderzucker, weißem Puder- und Formzucker, Syrup, Melaſſe, Rum, Kaffee, Kakao, Blauholz, Guajakholz, Acajouholz, Baumwolle, Rohrkaſſien, Schildpatt, Konfituren, Contrayerva, rohen und gegerbten Häuten, Ingwer, Gummi, Indigo, Rocou, Salſeparilla, Tabak und Simarubarinde, allerhand Konſituren und dergleichen.

Unter den Waaren, die man aus Europa dahin führt, laſſen ſich beſonders Proviſionen aller Art am leichteſten abſetzen. Hierunter verſtehen wir Weine, Brantwein, Käſe, Mehl, Hülſenfrüchte, Pöckelfleiſch, geſalzenen Dorſch, Kabeljau und Stockfiſch, Butter, trockenes Obſt, kurz alles, was den Geſchmack vergnügen kann.

Auch Haus- und Küchengeräthe finden da guten Vertrieb; vornehmlich Fajancewaaren, kupferne und eiſerne Keſſel, Pfannen und Töpfe, Werkzeuge und Geräthe für die Zuckermühlen, Ackerbauer und Handwerker. Endlich allerhand Kleidungsſtücke zur Bekleidung oder zum Putz und zur Bequemlichkeit des Körpers nöthige Dinge, als Leinwand, baumwollene, wollene und ſeidene Zeuge und Tücher, Hüte, Mützen, Strümpfe, Modeartikel, Bijouterien und unzählige Krammwaaren aller Art. Sogar Ziegel- und Quaderſteine, werden bey ganzen Schiffsladungen nach den Inſeln geſchickt.

Südamerika.

Dieſes weitſchichtige feſte Land, hat ungefähr die nehmliche Größe und Form wie Afrika, und ſtellt, wie jenes, eine Art eines unregelmäßigen Dreyecks vor Augen, welches auf allen Seiten vom Meere umgeben iſt, und

und mit Nordamerika bloß durch die Erdzunge von Darien zuſammenhängt, ſo wie Afrika mit Aſien durch die Erdenge von Sues verbunden iſt. Alle Länder, die in der Mitte oder im Innern dieſes Dreyecks liegen, ſind uns unbekannt, nur allein die Küſten von demſelben, auf eine Strecke die mehr oder weniger ins Land hineingeht, werden von den Europäern bewohnt. Die Seite des Triangels, welche nach Norden hinſiehet, erſtreckt ſich von Weſten nach Oſten vom Iſthmus von Darien an bis zur Provinz Cumana, dieſe noch mit inbegriffen, und wird vom Mexikaniſchen Meerbuſen und dem Nordmeere benetzt. Die öſtliche Seite dehnt ſich längs am Nordmeere, vom Orinokoſtrohm bis an die Magellaniſche Meerenge hin, welche im Süden die Spitze vom Dreyeck bildet, und die Weſtſeite fängt bey Panama an, endiget an der Magellaniſchen Meerenge, und wird ganz und gar vom Südmeere benetzt.

Alle Küſten dieſer unermeßlich weiten Länder, einen ſehr kleinen Theil ausgenommen, der zwiſchen den beyden großen Ströhmen, dem Amazonen- und Orinokofluß, liegt, ſind den Spaniern und Portugiſen in die Hände gefallen, dieſe haben die unglücklichen Länder jämmerlich verwüſtet, und ihre Blutgier hat nicht eher aufgehört, als bis keine Schlachtopfer mehr vorhanden waren. Man kann alſo leicht denken, daß in dieſen weiten Erdſtrichen, welche dieſe beyden Nationen beſitzen, ſo fruchtbar ſie auch von Natur ſeyn mögen, dennoch alles danieder liegt, alle Thätigkeit, aller Arbeitsfleiß erſchlafft iſt. Es war hier nicht nöthig, daß man ſich ſo außerordentlich anſtrengte, und ſo große und beſchwerliche Arbeiten unternahm, wie auf den Antillen und in Nordamerika erfodert wurden; die Natur erleichterte unter dieſem Himmelsſtrich jede Kultur ungemein. Vielleicht würden auch weder die Spanier noch die Portugiſen je daran gedacht haben, ſich im ſüdlichen Amerika

 nieder-

niederzulaſſen, wenn ſie die Reichthümer dieſes Landes im Schweiße ihres Angeſichts hätten gewinnen ſollen, und da nicht durch die reichen Gold- und Silberbergwerke, die Diamantengruben, die Perlenfiſchereyen und durch andere freywillige Gaben der Natur angelockt worden wären. Dieſe zu erlangen, braucht man ja nur das Leben einiger Elenden zu opfern, an denen den ſtolzen und hochmüthigen Sennores ſo viel als nichts gelegen iſt; oder die hochgebietenden Herren dürfen da nur ihren Sklaven befehlen, daß ſie dieſe Reichthümer aufſammeln und ihnen darbringen.

Wenn man Südamerika von einem Ende zum andern durchgehet, ſiehet man von den zahlreichen Völkerſchaften, welche dieſe Gegend vor der Eroberung durch die Europäer bewohnten, nur die traurigen Ueberbleibſel, welche entweder in den Wüſten zerſtreuet ſind, oder unter Herren, die eben ſo habgierig als gefühllos ſind, in der grauſamſten Sklaverey leben: da höret man die armen Menſchen in ihrer Verzweiflung dem Himmel vorwerfen, daß er ihrem Vaterlande Schätze geſchenkt habe, die die Urſache ihres Elends ſind. Auf der andern Seite ſiehet man, wie ihre Ueberwinder durch den Luxus und die Lüderlichkeit entnervt ſind, in der Trägheit und im Müßiggange ihr Vergnügen ſuchen, und ſich nicht im mindeſten bemühen durch Fleiß und Arbeit Vortheile zu erwerben, die ihnen der ſehr fruchtbare und ergiebige Boden gewiß nicht verſagen würde: höchſt verwundern muß man ſich darüber, daß dieſe Menſchenrace, die ſonſt ſo gierig nach Reichthum iſt, noch nicht darauf gedacht hat, mit den Schätzen, welche ſie aus den Bergwerken ziehen, zu wuchern, und damit auch noch die zu verbinden, welche die Erde durch fleißige und zweckmäßige Kultivirung gewährt. Sonderbar, daß ſie nicht eingeſehen haben, wie Gold und Silber bloß conventionelle Güther ſind, deren Quelle vertrocknen kann,

deren

deren Wehrt abnimmt, ſo wie die Reichthümer in der Maſſe ſich vergrößern; dagegen die Produkten der Erde, die durch die Arbeiten ohne Unterlaß wieder hervorkommen, einen Wehrt an ſich haben, der zu allen Zeiten und unter allen Umſtänden Stuffenweiſe wächſt? Hätten ſich dieſe Trägen nur einmal die Mühe genommen, den Ertrag der Minen in Mexiko, Peru und Potoſi mit dem zu vergleichen, welchen die Erzeugniſſe der Antillen geben, ſo würden ſie bemerkt haben, wie ſehr dieſer jenem vorzuziehen ſey. Der Ertrag der Produkten von den Inſeln macht zwey bis dreymal ſo viel aus, als die Ausbeute der gedachten Bergwerke. Es iſt hierbey auch noch der Unterſchied zu bemerken, daß eine Metallmine, die erſchöpft worden iſt, zu nichts mehr taugt; aber ein fruchtbares Ackerſtück bringt immerfort mehr oder weniger hervor; findet man nun, daß die Fruchtbarkeit abnimmt, ſo kann man dieſe dem Boden durch Ruhe und Düngung wieder verſchaffen. Aber hier iſt die Verblendung bey den Spaniern und Portugiſen ſo groß, daß keiner von dieſen Beweggründen ſie auf andere Gedanken bringt, ſie aus der tiefen Schlafſucht erweckt, und ihnen Thätigkeit und Gewerbfleiß mitzutheilen vermag. Beyde Nationen beſitzen Tapferkeit und Nachdruck genug, eine Eroberung zu machen, aber nachdem ſie ſo etwas ausgeführt haben, wiſſen ſie weiter nichts zu thun, als daß ſie alles da zerſtöhren, eine Wüſteney aus dem Lande machen, und nun die Hände in den Schoos legen. Da Südamerika von ſolchen Herren regiert wird, ſo kann es im Grunde nur wenig Details geben, die das Kommerz intereſſiren; es liefert demſelben nicht eines von ſolchen Produkten des Bodens, welche durch fleißige Kultur erzielt werden, und anderswo die Kolonien bereichern. Wir wollen nun hier zuerſt die nördlichen Provinzen dieſes Erdſtrichs durchgehen.

Darien.

Darien.

Dieſe nur 15 bis 16 Meilen breite Erdzunge, die auch unter dem Namen der Landenge von Panama bekannt iſt, liegt, wie wir bereits geſagt haben, zwiſchen dem nördlichen und ſüdlichen Amerika, und enthält beſonders die für Europa des Handels wegen wichtige Plätze Panama und Portovelo oder Portobelo. Man nennt dieſe Häſen die Schlüſſel zur Gemeinſchaft und zum Verkehr zwiſchen der Nordſee und Südſee, zwiſchen dem Hauptlande und ſeinen wichtigſten Kolonien Peru und den angränzenden Provinzen. Dieſes Land hier, welches durch eine Kette hoher Gebirge gebildet worden, iſt ſo unfruchtbar, ſteinigt und ungeſund, daß die Bevölkerung nur von wenigem Belang ſeyn kann. Vormals langten zu Panama, welches am Südmeere liegt, alle Jahre das Gold, Silber und die Waaren aus Peru und Chili an, welche hernach entweder auf dem Chagrafluß, oder durch Mauleſel zu Lande nach Portovelo, welcher Hafen im Mexikaniſchen Meerbuſen liegt, verführt wurden. Hier kamen die ſpaniſchen Gallionen her, und in dieſe wurden die Güther nach Europa eingeladen. Im Jahr 1740 hörte dieſe berühmte Kommunikation zwiſchen dem Südmeere und dem atlantiſchen Ocean auf. Der ſpaniſche Hof nahm dann andere Maasregeln; man ließ die peruaniſchen Reichthümer durchs Südmeer gehen, und die Schiffe ſegelten ums Vorgebirge Horn. Dieſe Fahrt durchs offene Meer ſchien viel kürzer, war mit wenigern Umſtänden verknüpft, und auch zu Kriegszeit ſicherer, als die vorige geweſen. Seit dieſer Veränderung haben beyde Häfen viel von ihrem Anſehn verlohren. Der eine und der andere Platz haben jetzt nur noch einige nicht gar viel bedeutende Zweige des Handels, der meiſt Kontreband betrift.

Darien

Darien enthält keine ergiebigen Bergwerke, aber die Perlenfiſcherey war vormals in dem Meerbuſen von Panama beträchtlich. Dieſe Perlen ſind jetzt nach Europa nicht ſonderlich begehrt, ſondern werden meiſt nach Peru geſchickt.

Cartagena.

Dieſe Provinz gehört ſo wie das vorhergenannte Land auch, unter die Dependenzſtücke des neuen Königreichs Granada. Das Land, von welchem Cartagena die Hauptſtadt, gränzt gegen Weſten an Darien, gegen Oſten zu aber an die Provinz Santa Marta; es erſtreckt ſich längs am Mexikaniſchen Meerbuſen auf 53 franzöſiſche Meilen an der Küſte und auf 85 Meilen ins Land hinein. Es iſt größtentheils mit unfruchtbaren Gebirgen angefüllt, welche aber doch zwiſchen inne geräumige, fruchtbare und wohl bewäſſerte Thäler haben. Die übermäßige Feuchtigkeit und die Hitze des hieſigen Klima hindern wohl, daß Getraide, Oehl, Weine und europäiſche Früchte nicht gedeihen; aber Reiß, Maniok, Mais, Kakao, Zuckerrohr und alle Produktarten Amerikas überhaupt, ſind da ſehr gemein, doch wird ihre Kultur nicht ſo weit getrieben, daß ſie ſonderlich wichtige Gegenſtände zur Ausfuhr liefern könnte. Faſt alles wird im Lande verbraucht.

Cartagena iſt eine der beſtgebaueten, und zugleich beſtbefeſtigten Städte, die in der neuen Welt vorhanden ſind. Im Jahr 1741 wurde ſie von den Engländern unter Anführung des Admiral Vernon zu Waſſer und zu Lande belagert; allein die Krankheiten, welche unter den Truppen einriſſen, wozu noch der Mangel an Lebensmitteln, die ſtarke Vertheidigung der Belagerten, und die Zwietracht und Uneinigkeit unter den Befehlshabern der Flotte kamen, waren Urſache, daß die

die Engländer nach einer ſechswöchentlichen Attake, die viele Leute wegraffte, die Belagerung aufheben mußten. Seit dieſer Begebenheit hat Cartagena ſich immer empor gehalten. Ob die Stadt gleich ungeſunde Luft hat, und dieſe die Einwohner gefährlichen Krankheiten ausſetzt, z. E. vornehmlich dem Ausſatze, ſo zählt man doch darinne gegen 25,000 Seelen. Was am meiſten dazu beygetragen hat, Cartagena zu bevölkern, und den Platz in Ruf zu bringen, iſt die vorzügliche Beſchaffenheit des hieſigen Hafens, welcher einer der beſten auf dem Erdboden; die Schiffe liegen in demſelben ſo ruhig und ſicher, als im ſtilleſten Flußwaſſer.

Als noch die Provinz Cartagena mit europäiſchen Waaren durch die Gallionen verſorgt wurde, gingen dieſe nach dem Hafen deſſelben Namens, ehe ſie zu Portovelo einliefen, und ſegelten auch wieder dahin, ehe ſie die Rückreiſe nach Spanien antraten. Bey der erſtern Fahrt löſchten ſie da die zur Verſorgung der Stadt geladenen Waaren, ſo wie auch die zum Bedürfniß der innern Provinzen erfoderlichen Artikel, und bey der zweyten Reiſe empfingen ſie den Preis dafür. Wie nun aber nach der neuern Einrichtung Regiſterſchiffe an die Stelle der Gallionen abgefertiget wurden, da hörten die Meſſen zu Portovelo auf, Cartagena aber blieb der Kommunikationspunkt zwiſchen Südamerika und einem großen Theil von Europa.

Von 1748 bis 1753 kamen an dieſem Niederlagsorte 27 Schiffe an, die nach einander aus Spanien abgefertiget waren, und die im Tauſch für die Kargåſonen, die ſie hieher gebracht hatten, viel Gold und Silber, aber ſehr wenig Produkten zurückempfingen.

Das Gold, das ſie erhielten, betrug	2,339,451	Thlr.	12 Gr.
Das Silber,	1,182,374	—	12 —
Die Produkten endlich	212,941	—	6 —
	3,734,767	Thlr.	6 Gr.

Bey dieſen Retouren befand ſich noch nichts für Rechnung der Regierung, ſondern alles gehörte dem Handelsſtande; auch hatte das Gebieth von Cartagena zu der Summe mehr nicht, als 23,310 Thlr. und 6 Gr. eingeſchoſſen. Das Uebrige kam anders woher, vornehmlich aus dem neuen Königreich Granada. Dieſes weitſchichtige Land liegt in den innern Theilen des Kontinents. Auf der einen Seite hat es mittelſt des Orinocoſtrohmes Gemeinſchaft mit dem atlantiſchen Meere, auf der andern durch den Magdalenenſtrohm mit Cartagena. Es iſt ſehr volkreich, weil ſich die Eingebohrnen von der ſclaviſchen Dienſtbarkeit, die ihre Landsleute in andern Gegenden des ſpaniſchen Amerika ſo ſchnell aufrieb, größtentheils frey zu erhalten wußten.

Santa Marta y Rio de la Hacha.

Dieſe Provinz trägt ſtärker, als irgend eine andere, den Stempel der Grauſamkeiten und Verwüſtungen, die die Spanier bey der erſten Eroberung begangen haben.

Die Verheerung war allgemein, und man ſieht davon noch jetzt unverkennbare Spuren. Die Provinz hat eine Länge von 180 franzöſiſchen Meilen längs am Mexikaniſchen Meerbuſen hin, und zwar von Weſten nach Oſten zu, zwiſchen den Provinzen Cartagena und Venezuela. Wie die Ueberwinder die Völker, welche dieß Land bewohnten, des Goldes beraubt hatten, das von dieſen aus dem Sand der Flüſſe gewaſchen worden war, wie auch der Perlen, die ſie an den Küſten gefiſcht hatten, verſchwanden ſie wieder. Die wenigen unter ihnen, die ſich da niederließen, legten zwey kleine Städte und einige Marktflecken an, in denen ihre armſeligen und trägen Nachkommen jetzt nicht vielmehr als ein Pflanzenleben führen.

Noch

Noch nie hat Spanien ein Schiff nach dieſer Küſte geſchickt, oder von daher irgend ein Produkt empfangen. Ihre ganze Induſtrie geht nicht weiter, als daß ſie den Holländern auf St. Euſtach und den übrigen Eilanden in der Nachbarſchaft allerhand Vieh, und beſonders Mauleſel liefern; ſie empfangen dafür im Tauſch Kleidungsſtücke und einige andere Gegenſtände von geringem Wehrte. An der Küſte von Rio de la Hacha iſt eine einträgliche Perlenfiſcherey.

Venezuela.

Wie die Spanier zum erſtenmal in dieſe Provinz kamen, ſahen ſie da Hütten der Wilden, die auf Pfälen aufgeführt waren, damit dieſe Wohnungen vor dem ſtehenden Waſſer geſichert wären, welches hier die Ebenen zu überſchwemmen pflegt. Wegen dieſer Beſonderheit nannten ſie das Land Venezuela oder Klein-Venedig. Der Endzweck, den die Spanier bey Einnahme dieſes Landes hatten, war keineswegs der, hier eine Niederlaſſung anzulegen, ſondern da Sklaven auszuheben, und ſolche nach den Inſeln zu verſetzen, die ſie durch ihre raſende Mishandlungen öde und Menſchenleer gemacht hatten. Karl V. achtete dieß Land für nichts, und ſo wenig dieſer Fürſt als ſeine Leute ſahen deſſen Nutzen ein, es war alſo kein Wunder, daß er ſolches zu völligem Eigenthum an die Welſerſche Familie zu Augsburg überließ, von der er beträchtliche Summen aufgenommen hatte, die er hiermit berichtigen wollte.

Dieſe neuen Herren thaten es den Spaniern in der Grauſamkeit noch bevor. Sie durchliefen als gierige Wütriche dieß unglückliche Land, ließen die Wilden auf die Folterbank legen, und ihnen alle Glieder aus den Gelenken ziehen, weil man ſie zwingen wollte, zu bekennen, wo ſie ihr Gold etwa verſteckt hätten. Dieſe Menſchenſchinder

ſchinder waren in Verzweiflung, daß ſie ſo wenig von dieſem Metall in dem Lande fanden, welches ſchon von den erſtern Eroberern ausgeſogen worden war, und nachdem ſie hier die ſchrecklichſten Verwüſtungen angerichtet hatten, gaben ſie die Provinz an Spanien wieder zurück. Einige Unterthanen dieſer Krone legten nun darinne eine Kolonie an. Die Ankömmlinge befleißigten ſich inſonderheit auf den Kakaobau, und dieſer wurde vorzüglich im Gebieth von Caracas wo er den beſten Fortgang hatte, getrieben. Er geräth hier auch von beſſerer Güte, als irgend ſonſt wo.

Obgleich Spanien eine außerordentliche Menge Kakao zur Schokolate, ſeinem gewöhnlichen Getränke verbraucht, ſo verlief doch ſehr lange Zeit, bevor das Hauptland die Arbeiten der Koloniſten von Venezuela zu benutzen bedacht war. Der Handel Spaniens war ſo mit Abgaben beſchwert, und mit Formalitäten verknüpft, daß die Koloniſten von Caraccas großen Vortheil dabey fanden, den Holländern auf Curaſſao ihr Produkt im Tauſch gegen die Waaren, welche ſie ſelbſt bedurften, zu überlaſſen. Die nun den Kakao einhandelten, konnten die Waare immer noch mit einem außerordentlich großen Gewinn ſelbſt nach Spanien abſetzen.

Es gehörte eine Zeit von zwey Jahrhunderten dazu, ehe Spanien einſah, wie ſehr ihm dieſer Schleichhandel zum Nachtheile gereiche. Erſt im Jahr 1728 überließ es einigen Handelsleuten in Guipuſcoa den ausſchließenden Handel im Departement der Carracasküſte, zu dem auch noch der von Marecaibo geſchlagen wurde, welche Gebiete in Verbindung, die Provinz Venezuela ausmachen.

Das gute Benehmen dieſer Kompagnie hat der Kolonie mehr Kräfte und Wohlſtand verſchafft, als man von einem monopoliſchen Privilegio hoffen durfte. Die Koloniſten, inſonderheit die von Carracas haben

die

die ſtärkſten Aufmunterungen erhalten. Man hat ihnen alle die Summen vorgeſtreckt, die ſie bedurften, wenn ſie die Kultur auf einen gewiſſen Grad der Höhe emporbringen ſollten. Andrer Seits ſind auch die Produkte der Kolonie keineswegs der Raubgier der Unterbedienten des Inſtitutes Preis gegeben worden; ſondern eine allgemeine Verſammlung, die aus Adminiſtratoren der Kompagnie beſtund, entſchied über den Preis der Erzeugniſſe. Die von den Koloniſten, welche damit nicht zufrieden waren, hatten die Freyheit, den ſechſten Theil ihrer Aerndte für eigene Rechnung nach Spanien zu ſchicken, und dafür Waaren wieder einzuführen, nur mußte die Ausfuhr mit Schiffen der Kompagnie geſchehen.

Durch ſolche zweckmäßige Einrichtung und mehrere Anſtalten, die der Bevölkerung günſtig waren, hat ſich die Anzahl der freyen Menſchen in Venezuela beträchtlich vermehrt; die ältere Kultur hat Fortſchritte gewonnen, man hat neuen Anbau verſucht, und die Viehheerden ſind beträchtlich vergrößert worden. Die Verbeſſerungen ſind im Gebieth von Carracas am merklichſten geweſen. Dieſe Stadt enthält jetzt über 24,000 Einwohner, von welchen die meiſten wohlhabende Leute ſind. Marecaibo, Guayra und Puerto Cabello ſind die übrigen vornehmſten Häfen.

Obgleich die Provinz Venezuela ihren ganzen Wohlſtand dieſer Kompagnie zu danken hat, als welche das Land ſo zu ſagen aus dem Nichts herausgezogen und in Flor gebracht hat, ſo hat doch der Schleichhandel hier nicht völlig aufgehört. Umſonſt ſuchte die Kompagnie ihn dadurch zu hemmen, daß ſie zehn wohlbewaffnete Fahrzeuge in See hielt, und an den Küſten zwölf Poſten, die mit Soldaten beſetzt waren. Dieſe Anſtalten koſteten der Geſellſchaft jährlich 350,000 Thaler, ohne daß damit der Zweck erreicht wurde.

Spa-

Spanien hat merkliche Vortheile durch die Carracaskompagnie gehabt. Vor ihrer Stiftung waren die Einkünfte der Krone nicht einmal zureichend zu dem Aufwande, den die Souverainität erfoderte, und heutiges Tags betragen ſie ſchon vielmehr: vorher kaufte die Nation von den Holländern den Centner Kakao zu 80 Rthlr. der jetzt nur 40 Rthlr. koſtet. Endlich ſo lieferte Venezuela vordem gar nichts zum Handel des Hauptlandes; allein ſeit der Stiftung der Kompagnie hat dieſe Anſtalt immer Produkten geliefert, deren Maſſe ſich nach und nach immer vergrößerte: Von 1748 an bis 1753 brachte die Geſellſchaft alle Jahre nach Venezuela für 799,331 Thlr. 18 Gr. an Waaren, und alljährlich führte ſie aus der Kolonie aus:

37,000 Centner Kakao, verkauft für	1,330,500 Thlr.	— Gr.
157 Centner Indigo	49,747 —	12 —
2,500 Centner Tabak	44,550 —	— —
22,000 Stück behaarte Häute	89,100 —	— —
Färbeartikel, für	6,750 —	— —
An Silber	59,786 —	— —
Summe der Retouren	1,580,433 Thlr.	12 Gr.

Jene Importen hiervon abgezogen, bleiben 781,101 Thlr. 18 Gr. wovon jedoch die Unkoſten und Gefälle noch wegnehmen 483,125 Thaler. Die Kompagnie behielt alſo reinen Gewinn nur 425,474 Thlr. 6 Gr. nach ſächſiſchem Gelde.

Alle dieſe Zweige des Handels haben ſich nachher noch vergrößert, ausgenommen die Färbematerialien, welche ſich nicht mehr abſetzen ließen, ſeitdem man durch Verſuche ſich überzeugte, daß ſie keineswegs die Stelle der Galläpfel erſetzen könnten, wie man dafür gehalten hatte. Die Ausbreitung dieſes Handels wird noch viel

beſſer

beſſer von Statten gehen, wenn es der Regierung gelingt, dem Schleichhandel auf den Küſten von Venezuela völlig zu ſteuern.

Als 1778 der Fall eintrat, daß die Regierung ihren ſämmtlichen Unterthanen einen freyern Handel nach Amerika verſtattete, hob dieſer das Weſen der privilegirten Kompagnie größtentheils auf; ſie verblieb jedoch in Erwartung eines neuen Etabliſſements in Amerika, ihrer Verbindung und Form nach. Dabey wurde ſie von Unterhaltung der militairiſchen Küſtenbewahrung und andern Laſten befreyet, und erhielt die Erlaubniß, nach allen Ländern Indiens, gleich den übrigen ſpaniſchen Kaufleuten zu handeln. Allein eben dieſe mit der vorigen Einrichtung nicht verträgliche Konkurrenz ſetzte die Geſellſchaft in nicht geringe Verlegenheit. Ihr Kredit fiel zuſehends und man mußte auf eine völlige Trennung der Geſellſchaft bedacht ſeyn.

Sie wurde endlich 1785 mit der neuen oſtindiſchen Kompagnie in eins zuſammen geſchmolzen, und die ältere Kompagnie war damit geborgen. Seit 1781 alſo ſtehen die Häfen dieſer Provinz allen ſpaniſchen Handelsleuten offen.

Cumana, oder Neu-Andaluſien.

Dieſe Provinz iſt die öſtlichſte unter denen, welche die Spanier auf der nördlichen Küſte vom mittäglichen Amerika beſitzen. Sie liegt zwiſchen Venezuela und dem Nordmeer. Ihre Größe von Weſten nach Oſten beträgt gegen 80 franzöſiſche Meilen; die von Norden nach Süden hin ins Land hinein iſt noch anſehnlicher, und wird nur durch die Länder beſchränkt, die die Wilden bewohnen, und die ſich bis ans nördliche Ufer des Orinoko hinziehn.

Die

Die Spanier entdeckten die Küſte von Cumana faſt zu derſelben Zeit, wie die von Venezuela. Sie verübten da denſelben Unfug auch; aber die Wilden von Cumana waren nicht ſo geduldig als die andern. Sie wurden der Spanier unverſöhnliche Feinde, und machten den größten Theil derjenigen nieder, die den Verſuch gewagt hatten, ſich hier niederzulaſſen. Diejenigen, die noch mit dem Leben davon kamen, mußten das Land verlaſſen, und ſich anders wohin retten.

Seit der Zeit haben ſich endlich doch wieder einige Spanier in Cumana niedergelaſſen; aber dieſe Volksmenge hat immer nicht viel zu bedeuten gehabt; ſie hat ſich nie weit von der Küſte ins Land hineingewagt. Zwey Jahrhunderte hindurch hat das Hauptland mit der Kolonie nicht die mindeſte Verbindung gehabt; nur erſt ſeit kurzem ſchickt es jährlich ein oder zwey Schiffe dahin, welche im Tauſch für die europäiſchen Getränke und trockene Waaren, Kakao und einige andere ſüdamerikaniſche Produkten zurücknehmen. Dieſer Handel beträgt aber nicht über 250,000 Thaler. Ohne Zweifel würde ſolcher ſich weit höher belaufen, wenn nicht die Einwohner von Cumana den mehreſten Theil von ihrem Kakao und den übrigen Erzeugniſſen an die Holländer auf Curaſſao lieferten, welche Nachbarn von jener Küſte ſind.

Es iſt den Miſſionarien gelungen, daß ſie in 49 Dörfern, welche längs an dem nördlichen Ufer des Orinoko zerſtreut ſind, 12 bis 15,000 Wilde verſammeln können, denen ſie Geſchmack zum ſitzenden Leben und zu Feldarbeiten eingeflößt haben. Unter dieſen lebten im Jahr 1771, 4219 Eingeſeſſene, theils Spanier, theils Mulatten und Meſtizzen, welche in 13 Dörfern wohnten.

Bis auf dieſe letzte Zeit handelten allein die Holländer von Curaſſao mit dieſen Niederlaſſungen hier; ſie liefer-

lieferten ihnen alles, was ſie bedurften. Es war zu St. Thomas, in dem Hauptort der ganzen Kolonie, wo die Käuſe und Verkäufe vor ſich gingen. Die Europäer und die Schwarzen beſorgten die ihrigen ſelbſt; aber nur allein die Miſſionarien gaben die Vermittler bey den Geſchäften ihrer Neubekehrten ab. Die nehmliche Ordnung der Dinge dauert jetzt noch fort, obgleich ſeit einigen Jahren durch die Konkurrenz der ſpaniſchen Schiffe die Schleichhändler ziemlich verſcheucht worden ſind.

Neu-Granada, nuevo Regno de Granada.

Hinter den Küſten, von welchen ſo eben die Rede geweſen iſt, fängt das Land an, welches die Spanier unter Neu-Granada verſtehen, und das von außerordentlicher Weite iſt. Erſt im Jahr 1720 dachten ſie daran, es von den Indianern zu erobern, und dieſe ſetzten ihnen nur ſchwache Vertheidigung entgegen. Der Hof zu Madrid hat hierauf, damit das Land unter deſto genauerer Aufſicht ſey, einen Vicekönig hieher geſetzt, von welchem die Gouvernemens Cartagena, Guayaquil, Panama, Darien, Portovelo, Antioquia, Choco, Cuenca, Mariquila, Maynas, Sopayan, Quito, ſanta Marta y Rio del Hacha, und ſant Jago de Veragua abhängen.

Dieſes neue Königreich ſcheint allem Anſehn nach in Flor kommen zu müſſen. Man findet in dieſem Lande die ſchönſten Smaragdſteine auf der ganzen Erde, und das Gold, welches man anderwärts mit vieler Mühe aus den Eingeweiden der Erde herausreißen muß, findet ſich hier faſt an der Oberfläche, und dieß zeigt reichhaltige Minen an, daher man ſchon darauf bedacht iſt, ſolche zu eröffnen und zu bebauen; der Boden iſt von gleicher Fruchtbarkeit, wie nur immer der der beſten Ländereyen ſeyn kann, und vornehmlich der im Gebieth von

von Quito übertrift alles, was man ſich vorſtellen kann. Obgleich dieſes unter der heißen Erdzone liegt, ſo iſt doch das Klima geſund, und die Sommerhitze nicht übermäßig groß; kurz, es iſt hier eines der angenehmſten Länder auf der bisher bekannten Welt; auf den benachbarten Gebirgen findet man den Baum, von dem die Chinarinde geſchält wird, ein Arzneymittel, welches in Europa ſehr ſtark gegen die Wechſelfieber gebraucht zu werden pflegt. Die Ebenen und Thäler von Neu-Granada ſind faſt durchgängig mit Zuckerrohr, allen Arten Getraides, wie auch mit köſtlichen Früchten bewachſen, und enthalten zahlreiche Viehheerden. Schwerlich würde man irgendwo noch ein Land finden, das fruchtbarer als dieſes, und deſſen Bebauung mit wenigern Koſten verknüpft wäre: indeſſen hat es doch bisher noch nichts zum europäiſchen Handel liefern können; es verbraucht ſelbſt alle natürliche Reichthümer ſeines Bodens. Die Schwierigkeit des Transportes, und das theure Frachtlohn erlauben hier den Koloniſten nicht, ihre Kultur und die davon abhängigen Aerndten ſo auszudehnen, daß ihnen viel über das Lokalbedürfniß übrig bliebe. Nur die beyden Artikel Gold und Chinarinde ſind allein leicht auszuführen.

Alles, was bis jetzt der ſpaniſche Hof thun konnte, beſtund darinne, daß man ſo viel als möglich war, dem Schleichhandel wehrte, allein ungeachtet der Wachſamkeit, die hierbey beobachtet wird, gehen doch noch immer Gold und China nach Curaſſao. Was man dem Schleichhandel entzieht, wird über Cartagena nach Spanien verſchifft: mittelſt dieſes Hafens und des Magdalenenfluſſes unterhalten Santa Fé und Quito Gemeinſchaft mit Europa: auf einer andern Seite hat auch die Regierung noch dafür geſorgt, daß in Neu-Granada ſichere Landſtraßen und bequeme Wege aus einer Provinz und Stadt in die andere angelegt wurden. Sie mun-

munterte ſo weit zum Kornbau auf, daß das Land nun nicht allein das Getraide entbehren kann, welches vorhin aus Nordamerika gezogen wurde, ſondern auch ſchon im Stande iſt, ſelbſt welches den ſpaniſchen Inſeln abzulaſſen. Es iſt gewiß, daß viel Zeit dazu gehört, ehe man eine gewiſſe Ordnung unter wilden Leuten einführen, und zur Arbeit eine Kolonie zurückführen kann, welche durchs Nichtsthun und das liederliche Leben ſich außerordentlich geſchwächt hat. Unſtreitig wird dieſe Revolution viel ſchwerer in Neu-Granada zu bewirken ſeyn, als irgend ſonſt wo, indem da die Einwohner in dem größten Müſſiggange leben, woraus ſie faſt nichts auf der Welt bringen kann, und den Wollüſten, der Völlerey und dergleichen opfern ſie auch ohne alle Zurückhaltung, und ohne Unterbrechung. Dieſe Zügelloſigkeit der Sitten und unordentliche Lebensart herrſcht beſonders in der Stadt Quito und deren Gebieth, die die volkreichſten unter allen im Königreich ſind: ſollte da keine glückliche Veränderung im Nationalcharakter vorgehn, ſo wird man da den Gedanken einer Verbeſſerung der Sitten, und der Erweckung des Arbeitstriebes müſſen fahren laſſen, und ſich da bloß auf den Bau der vielen Minen einſchränken, die in Neu-Granada vorhanden ſind. Die Leidenſchaft, welche die Spanier zu allen Zeiten fürs Gold an den Tag gelegt haben, welches ohne Arbeit von ihrer Seite ihnen weiter nichts koſtet, als das Leben und Blut der Sklaven, dieſe läßt vermuthen, daß der Grubenbau von ihnen mit aller Thätigkeit betrieben werden dürfte.

Santa Fé de Bagota iſt die Hauptſtadt in dieſem Königreiche. Dieſe liegt nahe bey einem hohen Berge am Eingang einer weiten und prachtvollen Ebene. Sie hatte im Jahr 1774, 1770 Häuſer, welche 3246 Familien und 16233 Perſonen bewohnten. Die Volksmenge wird da gewiß in der Folge noch anſehnlich zunehmen, weil hier die Reſidenz des Unterkönigs, der Sitz

der

der Landesregierung, der Ort iſt, wo die Münzen des Landes geprägt werden, und die vornehmſte Niederlage fürs Kommerz des Königreichs iſt. Die Stadt Quito iſt bey weitem größer und volkreicher, als Santa Fé. Sie iſt ſehr angenehm gebauet, und zwar auf dem Abhange des berühmten Pichencaberges, und zählt in ihren Mauern 55 bis 60,000 Seelen, unter welchen die Spanier den größten Theil ausmachen; der Ueberreſt beſteht aus Meſtizzen, Indianern und Negern. Dieſe leztern treiben allein Künſte und Handwerke, geben ſich mit dem Betriebe der Manufakturen ab, und bauen das Land.

Der Spanier ſelbſt würde glauben, ſeiner Würde zu nahe zu treten, wenn er etwas Nützliches unternehmen und fleißig arbeiten ſollte; er legt lieber die Hände in den Schoos, und ſpielt den gebietenden Herrn.

Peru.

Das alte Reich der unglücklichen Inkas, war das volkreichſte, polizirteſte und reichſte in ganz Amerika; es hatte keine andern Gränzen gegen Norden, als den Meerbuſen von Guayaquil und die Tumbezküſte, gegen Süden die Magelhaniſche Meerenge, gegen Oſten die an Braſilien gränzende Länder, und endlich gegen Weſten das Südmeer an einer Strecke Küſten, die gegen 1250 franzöſiſche Meilen lang iſt.

Um das Jahr 1527 hatten zwey ſpaniſche Abentheurer, von welchen der eine Franz Pizzarro und der andere Diego d'Almagro hieß, auch beyde nur von geringer Herkunft waren, die Dreuſtigkeit oder vielmehr Tollkühnheit, auf die Eroberung dieſes weiten Landes mit einem kleinen Haufen Kriegsleute auszugehn, der nur aus 250 Mann zu Fuße, 60 Reutern, die ein Dutzend kleine Kanonen bey ſich hatten, beſtund. Bey ſo ſchwa-

chen Mitteln ließ ſich nur wenig Fortgang im Unternehmen hoffen. Allein dieſer übertraf nichts deſtoweniger alle Vorſtellung; die Kanonen, und ihr fürchterliches Gedonner, die Pferde, die eiſernen Waffen und Gewehre der Spanier machten auf die Peruaner denſelben Eindruck, wie auf die Mexikaner. Die Spanier hatten weiter keine Mühe, als daß ſie nur die große Menge der Indianer tödteten, welche Herzhaftigkeit genug beſaßen, ihre Freyheit und den Ruhm ihres Vaterlandes vertheidigen zu wollen. Ihr König Atahualpa erlag ſammt ihnen; Franz Pizzarro machte ihn zum Gefangenen, und entrieß ihm verrätheriſch, und meineydig Leben und Herrſchaft zugleich.

Der barbariſche Ueberwinder entging aber der Rache des Himmels nicht. Nicht nur er ſelbſt, ſondern auch alle ſeine Mitgehülfen und Spießgeſellen, die Vollbringer einer Eroberung, die Spanien ſo große Vortheile, und den Indianern ſo großen Schaden brachte, kamen hernach auf elende Weiſe um. Dem Diego d'Almagro wurde auf Befehl ſeines Freundes, des Franz Pizzarro der Kopf abgeſchlagen, und der Sohn des d'Almagro hatte daſſelbe Schickſal auch. Die Anhänger der Hingerichteten ermordeten den Franz Pizzarro in ſeinem eigenen Pallaſte; ſein Bruder Ferdinand wurde 23 Jahr lang in Spanien gefangen gehalten, und ſtarb in elenden Umſtänden: der dritte Bruder mit Namen Gonzalez verlohr den Kopf auf der Blutbühne, als ein Verräther des Landes.

Freylich gab man mit dieſen wohlverdienten Strafen ſo vielen Tauſenden der Indianer, die dieſe Wütriche gemordet hatten, das Leben nicht wieder, und milderte auch das Loos ihrer Nachkommen dadurch keinesweges; denn die Härte der ſpaniſchen Regierung iſt ſo groß geweſen, daß man ihrer wohl hundert Mal mehr in den Feſſeln der Sklaverey umkommen ließ, als in den

Schlach-

Schlachten und Gefechten gefallen waren. Da man in Peru ein härteres und anhaltenderes Unterdrückungsſyſtem ausgeführt hat, als in irgend einem andern von den der ſpaniſchen Krone unterworfenen Ländern, ſo iſt aus dem Reich der Incas eine wahre Wüſteney gemacht worden. Die Eingebohrnen des Landes, welche größtentheils einen Abſcheu vor dem geſellſchaftlichen Leben bekommen hatten, ſuchten gelegentlich ihre Feſſeln zu zerbrechen, und flüchteten in die Gebirge; diejenigen aber, die unter dem Joch bleiben mußten, leben alle ohne Ausnahme in dem viehiſchen Zuſtande, worein die Tyranney den Menſchen herabſetzt, und man hat ſie nur immer mit Gewalt ſo weit bringen können, daß ſie das Land bauen, und die Acker- Feld- und Wieſenarbeiten verrichten, welche zu Gewinnung des Lebensunterhalts für ſie und ihre Herren erfodert werden; denn dieſe hier ſind zu faul und träge, daß ſie auch Theil an den Arbeiten nehmen wollten.

Die Lücke, welche in der Bevölkerung von Peru durch das Niedermetzeln bey der Eroberung, und die nachher erfolgte Unterdrückung entſtanden war, haben die Spanier gar nicht wieder ausgefüllt. In der erſten Zeit wanderten allerdings ſehr viele Leute aus dem Hauptlande nach Peru aus. Die Begierde geſchwind reich zu werden, zog ihrer eine große Menge nach dieſem Lande; allein faſt alle kehrten, ſobald es ihnen gelungen war, nach Spanien zurück, und wollten da ihr erworbenes Vermögen in Ruhe und mit Gemächlichkeit genießen; die, welche zurückblieben, weil ihnen das milde Klima und die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens behagten, lebten hier in der vollkommenſten Unthätigkeit; da ſie hier durch die Hitze des Erdſtrichs und durch ein wollüſtiges und unordentliches Leben ſich entnervten, ſo nahm natürlich die Bevölkerung nur wenig zu: als abgeſagte Feinde der Arbeit, die ihnen doch al-

lein Thätigkeit geben, und die Stärke des Körpers erhalten konnte, ergaben ſie ſich nur dem Müßiggange, und ließen die Landgüther, die ihnen zufielen, durch afrikaniſche Sklaven bauen, oder durch Indianer, die dieſelben Feſſeln zu tragen verdammt wurden. Dieſe Art die Ländereyen bebauen zu laſſen, beſtehet noch bis auf den heutigen Tag in Peru fort.

Der Erdboden iſt da nicht überall gleich fruchtbar. Die unermeßlichen Küſten dieſes Landes, welche unter dem Namen der Thäler bekannt, und ſich vom Meere an bis auf zwanzig Meilen, mehr oder weniger, ins Land hinein erſtrecken, ſind nur ein Haufe dürren Sandes. In dieſer unfruchtbaren Erdgegend herrſcht eine öde Stille, und eine unaufhörliche Sterilität; nur jenſeits dieſer Thäler und bis an die Cordillerasgebirge, welche ſich längs durch Peru und Chili durchziehen, findet man Ebenen und Thäler von bewundernswürdiger Fruchtbarkeit. Sie enthalten nicht nur die Fruchtarten, die dieſem Klima eigen ſind, ſondern auch die meiſten, welche in Europa wachſen. Mit den ältern Kulturartikeln dieſes Landes, die in Mais, Baumwolle und Piment beſtunden, hat man in neuerer Zeit auch noch den Weitzen- Gerſte- Manioc- Kartoffel- und Zuckerbau verbunden, Oehlbäume und Weinſtöcke angepflanzt und dergleichen. Indeſſen werden von allen Erzeugniſſen die dieſe unterſchiedenen Kulturfächer liefern, keine ausgeführt, ſondern alle im Lande verbraucht. Man ſäet nicht einmal mehr aus, als was zum Verbrauch der Einwohner erfodert wird. Alle Anſtrengung der Induſtrie geht hier bloß auf den Bergwerksbau, deſſen Reichthümer jeder mit großer Begierde ſich zu verſchaffen ſucht.

Indeſſen ſind dieſe nicht mehr ſo ergiebig, als in der vergangenen Zeit, und vornehmlich, wie die erſte Eroberung geſchah. Nachdem nehmlich die ungeheuren Maſſen entweder gemünzten oder verarbeiteten oder

Klum-

Klumpen-Goldes und Silbers, aus welchen die Schätze der Incas und ihrer Unterthanen beſtanden hatten, oder die zur Zierde und Verherrlichung der Tempel und öffentlichen Gebäude dienten, von den Eroberern geplündert, und dieſe unter den Eroberern vertheilt hier und dort zerſtreuet und nach Europa verſahren worden waren; ſo mußte man, wenn man neue Reichthümer gewinnen wollte, dieſe bey der Quelle aufſuchen, woraus die erſten gefloſſen waren, nehmlich in den Bergwerken; diejenigen, welche die Peruaner anfänglich anzeigten, entſprachen zwar den Wünſchen der Spanier auch ſchon; aber weder Peru, noch irgend ein Land auf der Erde hat jemals der Habgier der Menſchen ſo reichhaltige Silberminen dargeſtellt, als Potoſi. Außerdem, was nicht in die Zollbücher eingetragen worden war, ſondern durch Schleichwege ausging, belief ſich das Fünftel, welches die Regierung als Gebühr erhebt, von 1545 bis 1564 auf 36,450,000 Pfund. Zu der Zeit gab jedweder Centner Mineral oder Stufen funfzig Pfund Silber, aber heutzutage erhält man aus funfzig Centnern nicht über zwey Pfund Erz, und das Fünftel, welches die Krone erhebt, beträgt nicht mehr als jährlich 341,170 Thaler und 16 Gr. nach ſächſiſchem Gelde.

Sollte dieſe Verringerung der Ausbeute in der Folge noch immer zunehmen, ſo müßte man die Minen gar aufgeben; allein unter der Zeit, daß einige abnehmen, andere völlig erſchöpft werden, oder man ſie außer Acht ſetzt, weil die Minen zu arm ſcheinen, oder ſie auch vom Waſſer überwältiget werden, werden wieder andere entdeckt, die die Stelle jener erſetzen. Die Goldminen, welche immer mit gutem Erfolge gebauet wurden, und die man für die reichhaltigſten anſiehet, ſind die von Lupitoca, Araca, Suches, Caravaca, Fipoani und Cachabamba. Unter den Silberbergwerken, welche heutiges Tags im Betriebe, iſt das zu Huantajaha am meiſten im

Rufe.

Ruſe. Seit funfzig Jahren, daß dieſes im Gange iſt, hat es noch keine Abnahme zu erkennen gegeben. Wenn man da fünf oder ſechs Fuß unter der Erde gräbt, findet man oft einzelne Klumpen, welche einer auf die erſte Anſicht für eine unordentliche Miſchung von Sand und Kies halten möchte, die aber beym Probiren zwey Drittel des Gewichts an Silber ausgeben. Im Jahr 1759 ſchickte man von hier zwey ſolcher Klumpen an den ſpaniſchen Hof, von welchen einer 375, und der andere 175 Pfund im Gewicht hielt. Auch zu Oruro, Popo, Carangas, Chucuito, Turco und an einigen andern Orten, ſind ſehr ergiebige Bergwerke.

Unter den Metallminen in Peru, und vornehmlich denen im Königreich Neu-Granada, findet man außer dem gediegenen Gold und Silber, auch noch die Platina, eine Erzart, welche ein Mitteldinq zwiſchen dem Gold und Silber vorſtellt, oder eigentlicher eine Miſchung von dieſen beyden Metallen iſt, die man durch chemiſche Handgriffe leicht von einander ſcheiden kann. Die Spanier ſind die einzigen Beſitzer dieſes Bergproduktes, und es wird noch nicht in Quantitäten zum Handel gebracht. Indeſſen, wenn man einſt ſeine Eigenſchaften, ſeinen Wehrt und Nutzen gründlich erforſcht haben wird, kann dieſer Artikel dem Hauptlande neue Reichthümer verſchaffen. Peru hat auch Kupfer- und Zinngruben, die einen ziemlich großen Ueberfluß dieſer Erze ausgeben, der meiſt nach Europa verſchifft wird. Eine reichhaltige Queckſilbergrube hat Peru bey Guancavelica. Dieß Bergwerk wurde ſchon im Jahr 1564 in einem weitläuftigen Berge, 60 Meilen weit von Lima angelegt, und wird nun von Privatleuten betrieben, die aber verbunden ſind, das Queckſilber für einen gewiſſen Preis der Krone zu überlaſſen, und mit der Arbeit inne zu halten, ſobald Vorrath auf ein ganzes Jahr beyſammen iſt. Ein Theil hiervon wird auf der Stelle verkauft, das

das übrige ſchickt man in die königlichen Magazine in Peru. Das Bergwerk giebt davon jährlich im Durchſchnitt 5241 Centner.

Alle Minen in Peru ohne Ausnahme werden nur mit großen Koſten betrieben; denn die Natur hat ſolche in Gegenden gelegt, die Mangel an Waſſer, Holzung, Lebensmitteln, kurz faſt an allen Subſiſtenzartikeln haben, ſo daß man dieſe nur mit ſchweren Koſten durch unermeßliche Wüſteneyen herzuholen muß. Dieſer Beſchwerniſſe halber giebt man alle die Minen hier auf und läßt ſie liegen, deren Ertrag nicht ſo hoch geht, daß der davon zu erhaltende Gewinn die Koſten und Gefahren verhältnißmäßig vergütet, welche mit dem Bergbau verknüpft ſind.

In der Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts betrugen die Exporten aus Peru nach einem ſechsjährigen Durchſchnitt, alle Jahre:

An Gold und Silber für Rechnung der Krone	348,754	Thaler.
An Gold und Silber für den Handelsſtand	5,099,915	—
600 Centner Chinarinde	51,868	—
5634 Centner Kupfer	105,162	—
10600 Centner Zinn	228,824	—
31000 Centner Kakao, von Guayaquil	810,000	—
470 Centner Vigunjawolle	81,000	—
Noch an Kupfer: 5216 Centner	97,364	—
	6,822,887	Thaler.

In der Folge iſt zwar der Zuſtand dieſer Dinge in etwas verändert worden, allein die Verbeſſerung will doch noch nicht viel bedeuten, und wird allem Anſehn nach nie beträchtlich ſeyn, ſo lang die Spanier nicht

mehr

mehr Fleiß auf die Kultur verwenden, und inſonderheit die Viehheerden zu vermehren ſuchen. Beſonders ſollten ſie auf die Vermehrung der Vicunnathiere, einer Art Kameelziegen in dieſem Lande, wie auch auf die der Pacos und Guanacos bedacht ſeyn.

Von den erſtern hat das Land jetzt ſchon eine ziemliche Anzahl, die auf den Cordilleras weiden. Ihre Wolle iſt eben ſo langhaarig, als die engliſche Schaafwolle, und ſie wird vorzüglich zu feinen Tüchern und Hüten verarbeitet. Ihre Ausfuhr aus Spanien iſt ſeit 1785 verbothen, und der Artikel geht nur durch Schleichhandel heraus. Sie gilt ſchon in Spanien einen hohen Preis, indem das Pfund nach der Feine zu einem Thaler bis zwey Thaler ſechs Groſchen verkauft wird.

Peru unterhält außer dem obgedachten Handel über Guayaquil und Quito, nur einen mäßigen Verkehr mit Chili und einen ziemlich beſchwerlichen Landhandel mit Buenos-Ayres. Der größte Vertrieb ſeiner Produkten geht daher über die Südſee.

Aus dem Hafen Callao, der nur zwey Meilen von Lima entfernt iſt, geſchehen die Verſchiffungen, und hier löſchen auch die aus Europa angekommenen Schiffe ihre Ladungen.

Lima iſt eine große, reiche Stadt, in der 55 bis 60,000 Seelen gezählt werden. Hier haben der Vicekönig, die hohen Gerichtsſtellen ihren Sitz, und da halten ſich auch die vornehmen Leute des Landes, reiche Güther beſitzer und Hauptperſonen vom Kriegsſtande auf. Der Stand des Kommerzirenden iſt da für Adliche nicht zu gering: dieſer einzige Umſtand iſt ſchon Urſache, daß hier viele Europäer herzugezogen werden; aber auch das ſchöne Klima trägt viel dazu bey. Demungeachtet machen doch die Meſtizzen, Mulatten, freyen Neger und Indianer den größten Theil der Stadteinwohner aus; ſie ſind es auch, die Künſte und Handwerke treiben.

Lima

Lima hat das Unglück gehabt, ſchon zweymal durchs Erdbeben faſt völlig zerſtöhrt zu werden, nehmlich im Jahr 1687 und 1746. Die Stöße des letztern waren ſo heftig, daß alle ſowohl kleine als große Gebäude zu Boden ſtürzten, und dieß in einer Zeit von etwa drey Minuten. Unter dem Schutte wurden gegen 1300 Menſchen begraben. Noch größer war das Unglück zu Callao. Hier lagen gerade drey und zwanzig Schiffe vor Anker, und hiervon ſanken nicht weniger als neunzehn unter, und die übrigen wurden durch die wüthenden Fluthen weit ins Land hineingeworfen. Zum Glück wurde der dadurch verurſachte Schade bald wieder gut gemacht. Durch Nothdurft und Bedürfniß angeſpornt, zeigten die übrigen Einwohner von Lima eine Thätigkeit, die man von einem vormals ſo trägen und weichlichen Volke gar nicht erwartet hätte. Die Stadt wurde binnen kurzer Zeit wieder neu aufgebauet, zwar nicht von Steinen, wie vorher, ſondern von leichter Materie, die mit Thonerde überzogen iſt. Da nun die Häuſer alle nur von einem Stockwerk aufgeführt ſind, ſo werden ſie, wenn der Himmel wieder den Ort mit einer Erderſchütterung heimſuchen ſollte, die Stöße viel eher aushalten.

Von Callao aus iſt hier noch der größte Handel, welcher Seewärts getrieben wird. Dieſer gieng ehmals über Panama, ſeit 1740 aber durch die Magelhaniſche Meerenge über Buenos-Ayres nach Europa. Oft aber berühren die gedachten Schiffe den zuletzt genannten Ort nicht, weil die Fahrt den Seeleuten bey weitem nicht mehr ſo gefährlich und fürchterlich vorkommt, als vormals; auch iſt die Magelhaniſche Meerenge nicht über 60 Meilen lang, und da wo ſie am ſchmälſten, nur etwa eine Meile breit, man kann alſo leicht abnehmen, daß die Gefahr ſehr übertrieben worden iſt.

Chili oder Chile.

Chili oder nach den Spaniern Chile, iſt ein außerordentlich weites Königreich, das ſich von Peru längs am Südmeere bis an die Magelhaniſche Meerenge erſtreckt, und von Panama durch große Wüſteneyen abgeſondert iſt. Hiervon beſitzen die Spanier aber nur längs an der Küſte eine Strecke von 20 Meilen in der Breite, und 4 bis 500 geographiſche Meilen in der Länge, indem das gegenſeitige gebirgige Land noch jetzt im Beſitz verſchiedener Stämme der Eingebohrnen iſt, die die Spanier nicht haben bezwingen können.

Wie die Spanier die vornehmſten Provinzen von Peru erobert hatten, faßten ſie den Vorſatz, ihre Herrſchaft auch nach Chili auszudehnen. D'Almagro fing dieſe Eroberung an, mußte aber wieder davon ablaſſen, als er die Unbeſonnenheit gehabt hatte, dem Franz Pizarro Fehde zu bieten, der über ihn ſiegte, ihn gefangen bekam, und hernach köpfen ließ. Der Spanier Valdivia wollte von neuem den Plan des D'Almagro ausführen, aber nun waren die Indianer ſchon von ihrer Betäubung zurückgekommen, hielten Stand, und fürchteten ſich weniger vor den Waffen der Spanier und ihrer Uebung im Kriegshandwerk. Sie vertheidigten mit großem Muthe ihre Freyheit, und erkühnten ſich ſogar, im freyen Felde den Spaniern die Spitze zu bieten; als ſie darauf den Valdivia in einem engen Paſſe überfallen hatten, machten ſie ihn ſammt hundert und funfzig Reutern, die er bey ſich hatte, nieder, ſuchten ſich den erhaltenen Sieg zu Nutze zu machen, drangen an mehreren Orten in die Niederlaſſungen der Spanier ein, und verheerten dieſe mit Feuer und Schwerdt. Sie würden dieſe völlig zu Grunde gerichtet haben, wenn nicht ein anſehnliches Hülfskorps aus Peru angerückt wäre, wodurch die Ueberwundenen wieder in Stand geſetzt wurden,

den, die Poſten zu vertheidigen, die ihnen noch übrig geblieben waren, und auch die wieder zu erobern, die ſie vorher verlohren hatten.

Dieſe blutigen Händel ſind lange Zeit immer erneuert worden. Die Schlachten und Gefechte, in welchen die Spanier nicht immer als Sieger ſich zeigten, nahmen auf beyden Seiten viele Leute weg, und ſind immer nur durch einen kurzen Stillſtand unterbrochen worden. Wie man aber hören kann, haben die Indianer ſeit 1771 die Spanier in Ruhe gelaſſen.

Bey aller der Hitze und Hartnäckigkeit, womit hier beyde Theile ſich zu ſchaden ſuchten, hat doch die ſpaniſche Kolonie nicht unterlaſſen, feſten Fuß zu gewinnen und ſich einzurichten. Der Krieg beunruhigte am meiſten die Gegenden in der Nachbarſchaft der Gebirge: die Niederlaſſungen wurden nach und nach an den Ufern des Oceans angelegt, allwo die Spanier einige ziemlich wichtige Städte aufgeführt haben, als z. E. Coquimbo, Valparayſo, Valdivia, Conception und San Yago, welches die Hauptſtadt der Kolonie und der Wohnſitz des Generalkapitains. Unter dieſem ſtehen die Gouvernöre von Chiloe, Valdivia und Valparayſo.

San Yago enthält eine Volksmenge von etwa 4000 Familien, die Hälfte aus Spaniern, die übrigen aus Indianern oder Meſtizzen beſtehend, worunter aber nur wenig afrikaniſche Sklaven ſich befinden. Ueberhaupt ſind die Spanier in Chili, ganz gegen die Gewohnheit und Natur ihrer übrigen Landsleute, fleißige und arbeitſame Leute, und rechnen ſich es gar nicht zur Schande, daß ſie mit ihren indianiſchen Pflanzern den Anbau der Plantagen und Ländereyen mit eigener Hand betreiben. Sie werden dazu eines Theils durchs hieſige ſchöne Klima angereizt, der Himmel iſt faſt immer heiter, und der Boden des Landes ſo außerordentlich fruchtbar, daß alle Reiſende die hieher gekommen ſind, ſich

darüber

darüber höchlich verwundert haben. In dieſem von der Natur beglückten Erdreich geben die Wein- Getraide- und Oehlärndten, obgleich dieſe Produkten nachläßig genug gebauet und gewartet werden, wohl vierfach ſo viel im Ertrage, als die in Europa. Keine von dieſen Früchten iſt da aus der Art geſchlagen, und viele unter den europäiſchen Thierarten haben ſich hier ſehr verbeſſert. Beſonders die Pferde aus unſerm Welttheile haben in Chili eine Schnelligkeit im Rennen und ein Feuer bekommen, daß ſie die berühmte Andaluſiſche Zucht an Schönheit übertreffen, von der ſie gleichwohl abſtammen. Die Natur hat ihre Vorliebe dieſem Lande noch mehr gezeigt, und demſelben nicht nur Goldminen, ſondern auch Minen, die vortrefliches Kupfer enthalten, zugetheilt.

Vom Urſprung der Kolonie an bis auf die neueſte Zeit, hat aber Spanien immer, ohne daß ſich der Beweggrund einſehen läßt, der Kolonie in Chili alle Gemeinſchaft mit Europa verſagt: nur erſt im Jahr 1778 hat der ſpaniſche Hof hierinne eine Veränderung gemacht, denn ſeit dieſer Zeit dürfen alle Häfen des Hauptlandes mit Chili ein unmittelbares Verkehr haben, wie denn auch alle ſpaniſche Häfen ohne Ausnahme nach allen Häfen der Kolonien hin- und zurückhandeln mögen. Durch dieſe Einrichtung wird vermuthlich Chili, da es ihm an Naturgüthern nicht fehlt, in kurzem ein wichtiges Land werden. Seit einigen Jahren legt man hier auf den Werften viele Schiffe auf, wozu das Land ſehr ſchönes und dauerhaftes Holz in Menge hat.

Die Spanier in Chili treiben mit den Wilden, wie auch nach Peru und Paraguay einen ziemlichen Handel. Sie empfangen von den erſtern Punchos, eine Art Kleidungsſtücke, aus feiner Wolle verfertiget, die für das hieſige Land ſehr bequem ſind, und von Jedermann getragen werden; dieſe koſten von 7½ Thaler anzufangen, bis

bis auf hundert, zweyhundert, auch wohl dritthalbhundert Thaler, nachdem das Gewebe fein iſt, und reichere oder minder reiche Einfaſſung hat. Im Tauſch dafür giebt man den Wilden kleine Spiegel, allerhand Eiſen- und Clincailleriekrahm und einige andere Artikel von wenigem Wehrte. Sie erhielten vorhin auch Wein und Brantwein dafür, allein die Regierung hat es ſeit 1774 verbothen, weil ſie damit zur Völlerey angereitzt werden, und wenn ſie trunken ſind, die größten Ausſchweifungen begehen. Oft hat dieß Anlaß zu blutigen Händeln und Kriegen zwiſchen den Wilden und den Spaniern gegeben.

Chili liefert an Peru Häute, trockene Früchte, geſalzenes Fleiſch, Pferde, Hanf, Gold, Kupfer, und nimmt im Tauſch dafür zurück Zucker, Tabak, Kakao, Fajancewaaren, und viele andere Artikel, die zu Quito fabricirt werden, oder auch Luxusgegenſtände, die aus Europa kommen. In dem Hafen von Valparaiſo legen ſich die Schiffe vor Anker, welche von Callao aus zu dieſem wechſelſeitig nützlichen Verkehr abgeſchickt werden.

Der mit Paraguay geſchiehet zu Lande. Man hat dafür gehalten, es ſey vortheilhafter und mit mindern Koſten verknüpft, wenn man dieſen Weg gebrauchte, obgleich derſelbe 164 Meilen von San Yago bis nach Buenos-Aires beträgt, und von dieſen über funſzig durch den tiefen Schnee, an den Abgründen und in den hohlen Wegen der Cordilleras zurückzulegen ſind. Die Waaren und Güther, welche auf dieſem Wege nach Paraguay abgefertiget werden, ſind inſonderheit Weine, Brantwein und Gold. Dieſes Land giebt in Bezahlung Mauleſel, Wachs, Baumwolle, Paraguaykraut und Sklaven: ſollte jedoch die Handlung von Chili mit Paraguay ſich ausbreiten, ſo würde der Landweg zu dieſem Verkehr nicht mehr taugen, man müßte die Kommuni-

munikation nothwendig entweder durch die Magelhaniſche Meerenge, oder ums Vorgebirge Horn einrichten. Dieß letztere iſt jetzt wirklich der Fall, ſeitdem Spanien das neuere Handelsſyſtem in ſeinen Kolonien eingeführt hat.

Conception iſt im Range die zweyte Stadt in Chili. Sie liegt unter 36 Gr. 42 M. Br. in einem angenehmen Thale am Meer, hat aber ſchon vielmal vom Erdbeben ſtark gelitten. Man zählt darinne gegen 13,000 Seelen.

Valparaiſo, in der goldreichen Provinz Quillota, iſt der Sitz des Handels, den Peru mit Spanien unterhält. Der Hafen iſt ſo tief, daß auch die ſchwerbeladenen Schiffe bis ans Land ankommen können.

Valdivia, wird für die wichtigſte Feſtung in den ſpaniſchen Beſitzungen am Südmeere gehalten. Der Hafen liegt an dem Fluſſe deſſelben Namens, drey Meilen vom Meere unter 39 Gr. 58 M. Breite.

Paraguay.

Dieſes große Land, das die Spanier unter dem Vicekönigreich Buenos Ayres begreifen, hat zu Gränznachbarn gegen Weſten Peru und Chili, gegen Oſten Braſilien, und gegen Süden den Atlantiſchen Ocean. Es hat eine Breite von mehr als 350 franzöſiſchen Meilen, und eine noch beträchtlichere Länge, wenn man von der Mündung des Fluſſes la Plata zu zählen anfängt, bis an das Amazonenland, das im Norden die Gränze macht. Durch den la Platafluß hat es mit dem Nordmeere Gemeinſchaft. Dieſes weite Land, welches bis jetzt noch nicht ſonderlich bekannt geworden iſt, wird von ſehr vielen Flüſſen und Bächen durchſtröhmt. Man findet in demſelben drey große Flüſſe, den Parana, den Paraguay, von welchem das ganze Land den Namen hat, und den Urugay. Alle drey vereinigen ſich mit einan-

einander, und machen zuſammen den berühmten la Plataſtrohm, welches der größte auf der bekannten Welt iſt.

Nicht ohne den lebhafteſten Widerſtand von Seite der Indianer haben die Spanier ſich in Paraguay niederlaſſen können. Diejenigen, die da zu allererſt erſchienen, wurden insgeſammt von den Wilden, ihren abgeſagten Feinden, niedergemacht; da aber in der Folge die Kaſtilier ſich in Paraguay ſtark vermehrt hatten, erhielten ſie die Oberhand, opferten die Feinde entweder ihrer Rache auf, oder hielten ſie wenigſtens in der Unterwürfigkeit. Allmählig wurden einige von dieſen Völkern unter das Joch gebracht; und diejenigen, die noch immer feſt auf ihre Freyheit hielten, zogen ſich tiefer ins Land hinein, nach Maaße wie ihre Unterdrücker die Niederlaſſungen weiter hindehnten. Dieſe machen jetzt drey große Provinzen oder Statthalterſchaften aus, nehmlich Paraguay, Tucuman und Buenos-Ayres.

Tucuman iſt ein weitläuftiges Land, oſtwärts der Cordilleras oder Andes, und ſüdlich am la Plataſluß. Es iſt eben, wohl bewäſſert, und die Luft ſehr geſund; man bauet in demſelben mit ſehr gutem Fortgang ſo viel Baumwolle, als zum Verbrauch der Einwohner erfodert wird; und die Anzahl dieſer ſchätzt man auf mehr als hunderttauſend Köpfe, an Spaniern, Indianern und Negern. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß hier Indigo und die übrigen Produkte Amerikas, welche die Handlung bereichern, ebenfalls ſehr gut gedeihen würden. Der Theil dieſes Landes, welcher nahe an den Gebirgen liegt, iſt reich an Gold- und Kupferminen; allein, wenn man dieſe bearbeiten wollte, müßte man viele Hände dazu brauchen, und an ſolchen fehlt es hier zu Lande gar ſehr. Daher liefert auch Tucuman nichts zum Handel. Alle ſeine Erzeugniſſe werden im Lande verbraucht, und der Ueberfluß ſeiner zahlreichen Viehheerden wird auf die Märkte in Chili und Peru gebracht. Man ſchickt von hier-

hier aus alle Jahre 18,000 Stück Ochſen, viertauſend im Lande aufgezogene Pferde, und gegen 60,000 zwey bis dreyjährige Mauleſel dahin, welche aus der Gegend von Buenos-Ayres kommen. Die Bewohner von Tucuman ſind in ſieben Marktflecken verſammelt, von welchen San Yago de l'Eſtero der vornehmſte iſt, zum Theil ſind ſie auch auf einzelnen Landgüthern zerſtreuet, die oft eine Größe von zehn oder zwölf Meilen haben. Corduba iſt der Sitz des Statthalters.

Die Provinz, welche recht eigentlich Paraguay genannt wird, iſt noch minder wichtig, als Tucuman: wenn man davon die berühmten Miſſionen abrechnet, ſo zählt man darinne nicht über 56,000 Seelen. Die Hauptſtadt Aſſomption enthält ihrer nur 400. Zwey andere Flecken, die auch den Titel der Städte führen, enthalten noch weniger. Vierzehn Völkerſchaften, welche nach demſelben Plane, wie die Miſſionen ihre Einrichtung haben, zählen eine Volksmenge von ſechs Millionen Indianern. Alles Uebrige lebt auf dem Lande, bauet da Tabak, Zucker und Baumwolle, welche Produkten ſammt dem Paraguaykraute nach Buenos-Ayres gebracht werden; da tauſcht man dafür Waaren ein, die aus Europa kommen. Paraguaykraut iſt das Blatt von einem mäßig großen Baume, der hier Caa heißt, im Geſchmack kommt es den Pappelblättern gleich, und der Geſtalt nach iſt es dem Pommeranzenblatte ähnlich. Man trinkt in ganz Südamerika die gedörrten Blätter mit Zucker, Zitronſaft und Paſtillen vermiſcht, wie bey uns den Thee, pflegt dem Getränke aber noch weit mehr Tugenden beyzumeſſen. Man bringt von dieſem Kraute nichts nach Europa, aber nach Peru und Chili allein werden jährlich 18,000 Centner ausgeführt, wofür das Land gegen 450,000 Thaler löſet. Die Jeſuiten als Vorſteher der hieſigen Miſſionen, zogen wie der Orden noch beſtand, faſt dieſe ganze Summe an ſich.

Buenos-

Buenos-Aires, die Hauptſtadt der dritten Provinz, iſt eine ziemlich ſchöne Stadt, am la Plataſtrohm, 60 Meilen vom Meere, mit einer Volksmenge von etwa 30,000 Seelen und einer Citadelle, worinne eine Beſatzung von 6 bis 700 Mann regulirter Truppen liegt. Der Kanal vom Strohm dient zum Hafen; die Schiffe werden da von den Lootſen des Landes durch eine große Menge Klippen hindurch geführt, und legen drey Meilen von der Stadt an, wo ſie ihre Ladungen löſchen: ſie müſſen hernach ſich ausbeſſern und kalfatern, und die Kargäſonen zur Rückreiſe ſieben oder acht Meilen tiefer an einem Orte, den man Incenada de Barragan heißt, einnehmen. Dieß iſt nur ein armſeliges Dorf, wo man weder Magazine nach Proviſionen findet, und das nur von einer kleinen Anzahl träger und unthätiger Menſchen bewohnt wird, von welchen ſich die Schiffsahrer weder Dienſtleiſtung noch Hülfe zu verſprechen haben.

Die Unzulänglichkeit dieſes Zufluchtortes war Urſache, daß man im Jahr 1716, vierzig Meilen unterhalb Buenos-Ayres, die Stadt Monte-Video an einer Bay anlegte, welche zwey Meilen weit iſt. Eine ſehr gute Citadelle vertheidiget den Platz von der Landſeite, und eine Anzahl Batterien, die mit Kenntniß der Sache vertheilt ſind, ſchützen ihn von der Flußſeite ebenfalls; aber die Bay von Monte-Video kann bloß Kauffartheyſchiffe einnehmen. Zwar könnte man mit geringer Arbeit, und ohne ſonderlichen Koſtenaufwand hieraus einen der ſchönſten Häfen auf der Welt machen, worinne die Kriegsſchiffe einen ſichern und bequemen Platz haben würden; allein Spanien hat dazu noch keine Anſtalt getroffen.

Gold, Silber, Vigognewolle, und Häute in groſſer Menge ſind die einzigen Gegenſtände, welche Buenos-Aires zum Handel nach Europa liefert.

 Von

Von 1753 bis 1758 empfing Spanien aus dieſer Kolonie:

In Golde	381,176	Thlr.	6	Gr.
In Silber	945,000	—	—	—
300 Centner Vicunnawolle	51,840	—	—	—
150,000 Stück rohe Häute	810,000	—	—	—
	2,188,016	Thlr.	6	Gr.

Dieſer ganze Betrag war für Rechnung des Handelsſtandes, und der Krone gehörte davon *nichts zu*. Unter dieſen Artikeln waren Gold, Silber und Vicunnawolle nicht inländiſche Produkte, ſondern kamen aus Peru. Die zahlreichen Ochſenheerden, welche in den weiten Ebenen von Buenos-Aires weiden, geben die vielen Häute, die man von hier nach Europa ſchickt. Dieſe Thiere ſind aus der alten Welt hieher gebracht worden, und haben ſich da erſtaunlich vermehrt. Man hat ſie noch vor einigen Jahren bloß in der Abſicht getödtet, ihre Häute zu bekommen. Ihre Anzahl hat ſich daher ſchon ziemlich vermindert.

Im Jahr 1764 hat Spanien *eine ordentliche* Poſt zwiſchen Buenos-Aires und Lima und nach St. Yago in Chili angelegt, wozu hernach noch die Einrichtung der Packetböte von Corunna in Spanien nach Buenos-Aires hinzugekommen iſt. Damit gewann man einen weit nähern Weg, als über Cartagena nach Chili, oder ums Vorgebirge Horn nach Lima.

Wenn man die Gegenſtände zuſammenrechnen will, welche die ſpaniſchen Beſitzungen in Südamerika zum Handel liefern, ſo findet ſich, daß Cartagena und das Königreich Neu-Granada

dazu geben	3,734,942	Thaler	6	Gr.
Venezuela und Carracas	1,580,433	—	12	—
Cumana	250,000	—	—	—

Peru

Peru und Chili	7,691,154 Thaler	6 Gr.
Paraguay oder Buenos-Aires	2,188,016 —	6 —
Summa	15,444,546 Thaler	6 Gr.

Bey dieſer Summe ſind mehr als fünf Sechstel an Metallen: nimmt man dem übrigen Sechstel noch den Wehrt der Chinarinde, Vicunnawolle und Häute ab, die mit dem Erdbau nichts gemein haben, ſo ſiehet man klar, daß die Produkte des Bodens keine zwey Millionen Thaler überſteigen. Das iſt alſo die Wirkung aller Induſtrie, auf welche es die ſpaniſchen Koloniſten in einer unermeßlichen Strecke von Ländern die über tauſend Meilen lang, und auf eine außerordentliche Breite Landeinwärts gehen, haben treiben können, in Ländern, welche größtentheils einen außerordentlich fruchtbaren Boden haben, wogegen die kleine Inſel Barbados, die nur 7 Meilen im Umfange hat, aber von den Engländern kultivirt wird, ob da gleich der Boden von Jahr zu Jahre mehr erſchöpft und ausgeſaugt wird, dennoch dem Handel über zwey Millionen Thaler an Erdprodukten liefert.

Allein Spanien darf nie hoffen, ſeinen Handel in Amerika emporzubringen, ſo lang man da nicht größern Fleiß auf die Kultur der Ländereyen wendet; ſo lang die Produkten in den Händen der Monopoliſten gelaſſen werden, oder ſie mit übermäßigen Gefällen beſchwert ſind; ſolang ihre Ausfuhr einem Haufen beſchwerlicher Formalitäten unterworfen iſt, welche den Pflanzer muthlos machen, und ihn zum Schleichhandel einladen; ſo lang Spaniens Kolonien allen Fremden verſchloſſen ſind, die dahin ihre Arbeiten, ihren Gewerbfleiß und ihre Kapitalien mitbringen wollten; ſo lang die Intoleranz in Anſehung der Religionsbegriffe und die zu große Menge der Ehelosen da die Fortſchritte in der Bevölke-

rung hindern, welche Beförderung der Volksmenge hier um ſo wichtiger iſt, da es in den ſpaniſchen Kolonien durchgängig an Händen fehlt, und das an Menſchen ſelbſt keinen Ueberfluß habende Mutterland nicht im Stande iſt, ſolche herzugeben. Kurz, die Regierung ſorge nur mit Ernſt dafür, daß alle Hinderniſſe, welche jetzt noch dem Emporkommen ſeiner Kolonien in Amerika entgegen ſind, gehoben werden, dann wird ſie auch gewiß das Vergnügen haben, zu ſehen, daß das Intreſſe, dieſer wichtige Sporn der alle Menſchen mit ſo großer Gewalt antreibt, die Trägheit und Unthätigkeit verbannen, und an deren Statt Gewerbſamkeit und Liebe zur Arbeit erwecken wird. Dann werden Peru, die Länder am la Plataſtrohm, und Neu-Granada alle Produkten in Menge hervorbringen, durch welche ſich jetzt die Inſeln in der neuen Welt ſo ausnehmend bereichern. Der Verbrauch dieſer Erzeugniſſe nimmt in Europa noch alle Tage zu, und nachdem ſie lange Zeit bloß Gegenſtände des Luxus geweſen ſind, fängt man ſie nun ſchon an unter die Bedürfniſſe von unumgänglicher Nothwendigkeit zu rechnen, welche ſelbſt Leute von niedrigem Stande nicht entbehren können.

Braſilien.

Dieſen Namen führt der öſtlichſte Theil von Südamerika, der der Krone Portugall gehört. Das Land hat zu Gränzen gegen Norden den Amazonenfluß, bis an deſſen Ausfluß ins atlantiſche Meer, und gegen Süden die Mündung des la Plataſtrohmes. Nach ſeiner ganzen Länge von Norden nach Süden wird alſo Braſilien durch die beyden größten Ströhme auf dem Erdboden begränzt, und gegen Weſten ſind ſeine Gränzen Peru und der Paraguayfluß.

Ueber

Ueberhaupt genommen, iſt der Boden in Braſilien ausnehmend fruchtbar, und brachte bis zu der Zeit, wo die Goldminen entdeckt wurden, alle zum menſchlichen Leben nothwendige Dinge hervor. Allein nach der Zeit nahm der Betrieb dieſer hier, und der Bau der Produkte, die dem Handel überlaſſen werden, eine ſolche Menge Hände weg, daß der Land- und Ackerbau ſehr vernachläßigt worden iſt, und Braſilien heutiges Tags was ſeinen Lebensunterhalt anbetrift, ſich von Europa aus verſorgen laſſen muß. Uebrigens liefert dieſes Land dem Kommerze die reichſten Artikel auf der Welt, Gold, Diamanten, wie auch andere Edelſteine, den ſchönſten Zucker, viel Tabak, Häute, Copahubalſam, Brechwurzel, Baumwolle, Rocou, Pareirabrava, Braſilien- und Fernambukholz, Salſeparilla und dergleichen.

Colum unternahm die Entdeckung Amerikas, nachdem er eine Reihe Betrachtungen über die Geſtalt der Erdkugel angeſtellt hatte, aber ein bloßer Zufall war es, der den Portugiſen die Kenntniß von Braſilien verſchaffte. Portugall hatte eine Flotte nach Oſtindien beym Vorgebirge der guten Hoffnung vorbeygeſchickt, die D. Pedro Alvarez Cabral befehligte. Da dieſe ſich in der hohen See hielt, weil man die Windſtillen vermeiden wollte, die an den afrikaniſchen Küſten ſehr gewöhnlich ſind, ſo wurde ſie ſo weit abgetrieben, daß die Leute ein völlig unbekanntes Land zu Geſicht bekamen, das weſtlich vor ihnen lag. Cabral landete auf demſelben an dem Orte, der hernach Porto ſeguro genannt wurde, und nahm davon im Namen des Königs von Portugall Beſitz.

Sobald der Hof zu Liſſabon das Land unterſuchen laſſen, und erfahren hatte, daß darinne weder Gold noch Silber enthalten ſey, achtete er dieſe Entdeckung für ſo gering, daß daraus ein Verbannungsort gemacht

wurde, wohin alle Uebelthäter Portugalls tranſportirt werden ſollten; die Ländereyen und Grundſtücke wurden unter einen Haufen Vornehmer des Königreichs vertheilt, und dieſen gab die Krone Vollmacht, die Untergebenen in der Kolonie nach ihrem Gutbefinden zu behandeln. Der König behielt ſich bloß das Recht über Leben und Tod vor, wie auch die Münzgerechtigkeit und den Zehend der Landesprodukte. Als dieſe erſte Einrichtung getroffen war, war man bedacht dieſe Kolonie auf etwas feſten Fuß zu ſetzen. Eine große Menge der Indianer hatte ſich bereits unterworfen, man ſchickte alſo als Statthalter in dieſem Lande den Thomas Souza ab. Dieſer ließ 1549 die Stadt San Salvador aufbauen, welche lange Zeit für Braſiliens Hauptſtadt angeſehen wurde. Im Jahr 1570 verband man mit der Kultur, die man im Lande eingeführt gefunden hatte, auch noch den Anbau des Zuckerrohrs, wozu die Anleger der Plantagen Sklaven gebrauchten, die aus Afrika herzugeholt wurden.

Dieſes Produkt bewirkte gleich anfangs ſoviel, daß dieß Etabliſſement in eine Art Wohlſtands kam. Der Zucker war vorher nur auf den Gebrauch zur Arzney eingeſchränkt geweſen, ward aber nun allmählig ein Gegenſtand des Luxus, des Wohllebens und eines einträglichen Handels.

Die kommerzirenden Nationen in Europa ſahen nicht ohne Neid die Fortſchritte, welche die Portugiſen in Braſilien machten. Die Franzoſen bekamen unter ihnen zuerſt Luſt ſich da auch niederzulaſſen; nachdem ſie aber dazu einige Verſuche gemacht hatten, die nicht von Statten gehen wollten, ſtanden ſie davon ab, und verließen das Land wieder. Die Holländer zeigten mehrere Beharrlichkeit in dieſem Vorhaben und es glückte ihnen ſchon beſſer. Da ſie gewohnt waren, die Portugiſen in Oſtindien zu beſiegen, ſo fingen ſie nun auch an ihnen

in Amerika zu Leibe zu gehen, und fielen in Braſilien ein; Graf Moritz von Naſſau vollendete die Eroberung dieſes Landes im Jahr 1636, zu einer Zeit, wo gerade Portugall unter die Herrſchaft Spaniens gekommen war.

Die Revolution, durch welche das Haus Braganza auf den portugiſiſchen Thron erhoben wurde, war nicht ſobald vorgegangen, als Johannes IV. den die Portugiſen für ihren König erkannten, darauf bedacht war, Braſilien wieder zu erobern. Dieſes Land war unter das Monopol der holländiſchen Weſtindiſchen Kompagnie gekommen, welche durch die Räubereyen und Bedrückungen ihrer Agenten, ihren filzigen Geitz, und die grauſame Behandlung der Indianer ſich ſo verhaßt gemacht hatte, daß gar nicht viel dazu fehlte, ſo wären alle Leute von dieſer Nation in einer Zuſammenverſchwörung niedergemacht worden, die man gegen ſie angezettelt hatte.

Die Portugiſen brauchten alſo nur wenig Mühe, Leute aus dem Lande zu treiben, die ſich ſo allgemein verhaßt gemacht hatten. Die Holländer verſuchten umſonſt alles, was in ihrem Vermögen ſtand, ſich in dem Beſitz des Landes zu erhalten, ſie mußten es endlich doch verlaſſen. Durch den Friedenstraktat vom Jahr 1661 wurde der völlige und ruhige Beſitz von Braſilien der Krone Portugall verſichert. So ließen ſich hier die Holländer eine Eroberung aus den Händen winden, welche zur Anlegung der reichſten und wichtigſten unter allen Kolonien der neuern Zeit hätte dienen, und der Republik der vereinigten Staaten ein großes Territorialgebieth hätte verſchaffen können, woran es ihr noch jetzt mangelt. Ihr Etabliſſement auf Batavia iſt wirklich ſo gut als nichts in Vergleich mit dem, welches in Braſilien hätte angelegt werden können, wenn Holland weiſe

genug

genug dabey zu Werke ging, und ſich in dieſem Beſitz behauptete.

Die Portugiſen ſahen ſich nicht ſobald durch einen feſten Vertrag von einem Feinde befreyet, der ſie ſo oftmals in Aſien überwunden, ſo oft gedemüthiget hatte, als ſie ſich es höchſt angelegen ſeyn ließen, ſich in der Eroberung feſtzuſetzen, und da die Kultur emporzubringen, und zu vermehren. Die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens kam ihnen dort ſehr zu ſtatten, und eine Reihe glücklicher Zufälle war ihnen auch noch günſtig.

Wir haben ſchon oben bemerkt, wie groß die Ergiebigkeit der Ländereyen in Braſilien ſey, und was für reiche Erzeugniſſe dieſes Land zum Handel liefere; ſein Klima iſt geſund; es hat viele und gute Häfen; die Schiffe können an die Küſte leicht herankommen; und das Innere des Landes wird von einer Menge ſchiffbarer Ströhme und Flüſſe durchſchnitten, die die größte Bequemlichkeit zum Hin- und Herſchaffen der Produkte und Bedürfniſſe gewähren; die Leute werden hier zur Arbeit und Betriebſamkeit durch den Ueberfluß und die Wohlfeilheit der Lebensmittel, des Viehes und der Sklaven aufgemuntert. Braſilien liegt den afrikaniſchen Küſten näher, als die andern Gegenden von Amerika; das große Etabliſſement, welches die Portugiſen im Lande Angola beſitzen, giebt ihnen die leichteſten Mittel an die Hand, da die beträchtliche Menge Sklaven einzukaufen, die ſie hier bedürfen, und zwar für einen vortheilhaftern Preis, als es die andern Kolonien vermögen. Die Natur hat mit dieſen Vortheilen noch dem Lande ein Geſchenke mit Gold- und Diamantengruben gemacht. Erſt im Jahr 1728 wurde dieſe letztere Art Reichthümer in der Provinz Minas-Geraes entdeckt. Die Braſilianiſchen Diamanten werden nicht aus dem Eingeweide der Felſen herausgezogen, ſondern man findet ſolche größtentheils einzeln und zerſtreut in dem Sand der Flüſſe, wo man

man ſie aufſucht und ſammelt. Man hält ſie für eben ſo gut und fein, als die Oſtindiſchen aus Golconda. Der Landesherr treibt allein damit Handel, und läßt dieſer Steine jährlich 60,000 Karat ausgeben, die ein einziges Handelshaus übernimmt, welches dafür eine Summe von 780,000 Thalern nach ſächſiſchem Gelde bezahlt. Dieſe Diamanten werden roh nach England und Holland verhandelt, und dieſe Länder liefern ſie hernach wieder verſchiedentlich geſchliffen zum Handel.

Braſilien enthält zwar eine Anzahl Goldminen; aber die reichhaltigſten und die vorzugsweiſe betrieben werden, ſind die in der Provinz Minas Geraes, welche 1699 entdeckt wurden. Die in der Provinz Goyas fing man an 1726 zu betreiben, und die von Matto Groſſo 1735. In dieſem Lande hier iſt das Aufſuchen des Goldes weder gefährlich noch ſehr mühſam. Zuweilen findet man es ſchon an der Oberfläche der Erde, oder dicht unter derſelben, und dieſes iſt das feinſte von Gehalt: oft gräbt man auch wohl drey bis vier Klafter tief darnach, aber ſelten noch weiter. Der König erhebt das Fünftel von der Ausbeute der Bergwerke, welches nebſt dem Schlagſchatze von den goldenen Münzen, und noch einer andern Abgabe, für die Erlaubniß das Gold verſchiffen und verfahren zu mögen, dem Regenten ein Einkommen von 1,800,750 Thaler nach ſächſiſchem Gelde giebt. Die ganze Ausbeute der Minen in Braſilien beträgt nicht über 6,328,125 Thlr. nach gedachtem Gelde. Man ſchlägt auf mehr als fünf Millionen Thaler die Metallmaſſe an, welche für gewöhnlich im Lande umläuft; ein wenig mehr kommt zum Handel.

Vom Jahr 1770 bis 1775 beliefen ſich die Reichthümer, welche aus dieſem weitſchichtigen Lande in der neuen Welt nach Portugal gebracht wurden, auf 14,234,822 Thaler 12 Groſchen nach ſächſiſchem Gelde.

Man

Man rechnet, daß Gold und Diamanten unter dieſer Summe für etwa ſieben Millionen Thaler geweſen, und das übrige als der Preis für 58,500 Centner Tabak, 443,000 Centner Zucker, 4500 Centner Baumwolle, 20,000 Centner Färbeholz, 114,420 Stück Häute und einige minder beträchtliche Artikel zu rechnen ſey.

Braſilien wird dafür mit Waaren bezahlt, die aus der erſten Hand nicht über vier Millionen Thaler gekoſtet haben. Die Abgaben und Gefälle, welche der Landesherr ſich vorbehalten hat, verſchiedene Monopolien, übertriebene Taxen, theures Frachtlohn, die Procente des Kaufmanns u. ſ. w. verſchlucken das Uebrige. Es muß aber in die Augen leuchten, daß Braſilien, dem es gewiß an nichts mangelt, was ihm den blühendſten Handel verſchaffen könnte, es nie dazu bringen wird, ſo lang ſein Kommerz mit einer ſolchen Menge drückender Abgaben beſchwert iſt, von Zollbedienten und ganzen Heeren der Publikanen beängſtiget wird, und der Monopoliſt, den die Krone ſchützt, die Thätigkeit des Koloniſten gefeſſelt hält, kurz, ſo lang der Preis der Waaren, die man Braſilien zuführt, durch die darauf gelegten Taxen beynahe verdoppelt werden muß.

Die Erzeugniſſe des Mutterlandes langen nicht hin, die Hälfte von dem herzugeben, was nach Braſilien geſchickt werden ſoll; Portugal kauft das Uebrige von den Ausländern, ſammt dem, was ihm zu ſeinem eigenen Verbrauch fehlt. Es koſtet ihm alle Jahre über funfzehn Millionen Thaler, die Waaren zu bezahlen, welche es aus verſchiedenen Staaten in Europa beziehet. Es ſind zwar große Abwechslungen in dem Verhältniß des Antheils vorgegangen, welche der oder jener Staat an dieſem Kommerze genommen haben; man hält aber doch dafür, daß vor zwölf Jahren England 14, Italien 8, Holland 7, Hamburg 6, Frankreich 5, Schwe-

Schweden 4, Dännemark auch 4, Spanien 2, und Rußland eine von den 51 Portionen, worein er eingetheilt war, in Händen gehabt haben.

In neueſter Zeit hat ſich aber auch manches im Syſtem des Handels von Braſilien verändert. Es führt jeßt mehr Artikel, als ehedem aus, und viele der alten in weit größerer Menge, als vorhin. Man ſagt, daß jeßt die einzige Ausfuhr der Baumwolle über dritthalb Millionen Cruſados betragen ſoll. Unter den neuen Artikeln, die Braſilien liefert, ſind Pöckelfleiſch, langer Pfeffer, Bergkryſtall, Amethyſte, grauer Ambra und Seide ſchon von Belang.

Außer dem Verkehr, welches Braſilien mit dem Hauptlande unterhält, treibt es auch noch wichtige Handelsgeſchäfte mit verſchiedenen Ländern auf dem Erdboden. Z. B. auf der Weſtküſte von Afrika handelt es alle Jahre gegen 16,000 Stück Sklaven, welche zu 78 Rthlr. eins ins andere gerechnet, eine Summe von 1,248,000 Thlr. ſächſ. Geldes ausmachen. Dieſer Betrag wird mit Gold, Tabak, Brantwein, Zucker, baumwollenen Geweben, die in Braſilien fabrizirt werden, mit Glaskorallen, Spiegeln, rothen Mützen, Bändern und verſchiedenen Kram- und Clincailleriewaaren, die aus Europa gekommen ſind, berichtiget. Braſilien empfängt auch von Madeira und den Açoriſchen Inſeln für ohngefähr 50,000 Thlr. Weine, Weineßig, Brantwein, Leinwand, geſalzenes Fleiſch und Mehl. Die Agenten bey dieſem Kommerze übernehmen zur Rückladung die Produkte Braſiliens, von welchen ſich das Hauptland nicht etwa den Alleinhandel vorbehalten hat. Dieſe verſchiedenen Handelszweige zuſammengenommen, nehmen jährlich an Produkten der Kolonie für 542,750 Thaler weg.

Braſilien wird in neun große Statthalterſchaften eingetheilt, von welchen ſechſe, nehmlich: Para, Bahia, Per-

Pernambucco, Maragnan oder Maranhan, Rio Janeiro und San Pablo an den Küſten liegen. Die drey andern, welche man das **Minenland** nennt, ſind Minas-Geraes, Goyas und Matto-Groſſo, und dieſe liegen landeinwärts. Man zählt in dieſen Gebiethen überhaupt

175,987	Weiße,
247,858	Sklaven und
281,516	freye Indianer.
Zuſammen 703,361	Seelen.

Vormals war San Salvador die Hauptſtadt dieſer wichtigen Kolonie. Heutzutage iſt es Rio-Janeiro. Der Hafen an dieſem Platze iſt einer der ſchönſten, die man nur ſich vorſtellen kann. Die Mündung iſt zwar nur ſchmal, der Hafen erweitert ſich aber allmählig, ſo wie man tiefer hineinkömmt. Die Schiffe laufen da leicht von zehn Uhr des Morgens bis auf den Abend ein, und werden von einem mäßigen und regelmäßigen Seewinde hineingetrieben. Der Hafen iſt weit und bequem, hat einen ſehr guten Schlammgrund, und fünf bis ſechs Faden Waſſer.

Aus dieſem Hafen gehen alle Reichthümer ab, welche aus Braſilien nach dem Hauptlande beſtimmt ſind, und hier langen auch wieder die Flotten und Geſchwader an, welche dieſer Kolonie die Bedürfniſſe zuführen. Die Schätze ungerechnet, welche dieſer unaufhörliche Umlauf hier zirkuliren läßt, bleiben da auch alle Jahre 750,000 Rthlr. zum Aufwande der Regierung zurück, und eine noch größere Summe, wenn die Staatsverwaltung von Portugall für gut findet, in Braſilien Kriegsſchiffe auflegen zu laſſen.

Rio-Janeiro iſt eine ziemlich wohlgebauete und regelmäßig befeſtigte Stadt, mit einer ſtarken Volksmenge. Hier haben die Vicekönige ihren Sitz. Der

Sittenverderb der hier herrſcht, überſteigt alle Vorſtellung. Die Zügelloſigkeit jeder Art geht ſehr weit. Verrätherey, Rachgier, Diebſtahl und Mordthaten ſind da häufiger, und bleiben eher unbeſtraft, als in irgend einer andern Stadt in Braſilien, ja ſelbſt in der ganzen neuen Welt.

Guiana.

Man giebt dieſen Namen einem weitſchichtigen Lande, welches ſich nach Oſten zu auf 400 franz. Meilen an der Küſte hinſtreckt, und zwar längs am Nordmeer. Es hat zu Gränzen gegen Mittag den Amazonenfluß, gegen Mitternacht den Orinoko, und gegen Abend den Rio-Negro, welcher jene beyden Flüße mit einander verbindet, und aus Guiana eine große Inſel zu machen ſcheint.

Landeinwärts iſt der Boden der ſogenannten hohen Gegenden, das heißt, ſolcher, die nicht unter Waſſer geſetzt werden, oder zuweilen überſchwemmt ſind, unfruchtbar. Er beſtehet meiſtens aus einer Miſchung von Lehm, Kreide und dergl. in welcher nur Manioc, Ignamas, Batates und einige ähnliche Gewächſe fortkommen, und auch dieſe gerathen gemeiniglich in der regnichten Jahrszeit in Fäulniß.

Die niedern Grundſtücke, nemlich die, welche längs an den Ufern ſich befinden, ſtellen zuvörderſt eine Menge großer Bäume vor Augen, welche die Franzoſen Palétuviers nennen, und dieſe nehmen den ganzen Raum ein, wo die Fluth ſich ſpühren läßt. Sie bilden da große weitläuftige Wälder, die während der Fluth auf vier bis fünf Fuß hoch mit Waſſer bedeckt ſind, und wenn dieſe wieder vorüber, mit einem weichen Schlamme, durch den man nicht durchkommen kann, überzogen werden. Hinter dieſen Holzungen, welche der

der Gegend gleichſam wie einen Vorhang vorgezogen haben, ſind etwa vier bis fünf hundert Schritt weiter hin Ebenen, die vom Regenwaſſer überſchwemmt werden, das hier keinen Abfluß findet. Dieſe Ebenen waren alle vorhin Moräſte, und wurden allein von kriechenden Thieren, Amphibien und Ungeziefer bewohnt, bis zu der Zeit, wo die Europäer anfiengen Niederlaſſungen zum Handel in einem ſo ungeſunden Lande anzulegen, welches ohne Aufhören überſchwemmt iſt, und wo alles den Fleiß fruchtlos und die Arbeiten ohne Nutzen macht. Heutzutage iſt dieß ſonderbare Land zwiſchen den Holländern, Franzoſen und Spaniern vertheilt. Wir wollen nun ſehen, welcher von dieſen Nazionen es am beſten gelungen iſt, die Hinderniſſe zu überwinden, die hier die Natur der Induſtrie entgegen ſetzt.

Holländiſches Guiana.

Nachdem die Holländer Braſilien verlohren hatten, faßten ſie den Vorſatz, ſich in Guiana niederzulaſſen. Sie kamen dahin, griffen im Jahr 1667 eine kleine engliſche Kolonie an, welche an den Ufern des Surinam einige Zuckerplantagen beſaß; bemächtigten ſich derſelben, und der Beſitz dieſer wurde ihnen durch den Friedenstraktat zu Breda zugeſprochen.

Wie Holland ſich im ruhigen Beſitz des Theils von Guiana ſah, das die Surinamſche Küſte genannt wird, und ſich von dem ſüdlichen Ufer des Orinoko, bis an den Maronifluß erſtreckt; welcher dieß Land vom franzöſiſchen Guiana abſondert, übergab ſie dieſes weite Etabliſſement dem Monopol der Weſtindiſchen Kompagnie; da nun dieſe hier ſich auſſer Stand befand, die nöthigen Kapitalien herzuſchießen, welche zur Urbarmachung eines ſo ſchlechten Bodens vorausgeſetzt werden konnten, trat ſie ihr Privilegium 1672 an eine Anzahl reicher

Kauf=

Kaufleute zu Amſterdam ab, die hierauf die Surinamſche Geſellſchaft ſtifteten. Ob dieſe gleich mehrmalen großen Verluſt erlitten hat, und ihr große Unfälle begegnet ſind, ſo hat ſie doch ihren Handel und die Kolonie weit mehr empor gebracht, als man es hoffen konnte. Dieſen Wohlſtand hat ſie ihrem beharrlichen Fleiß, ihren Einſichten, und daß man überall wirthſchaftlich zu Werke gieng, zu danken.

Die erſten Arbeiten in der Kolonie wurden zuvörderſt auf die hohen Gegenden angewandt; allein man ward gar bald gewahr, daß dieſe fruchtlos waren, und daß die Theile, welche hier befruchten ſollten, vom Regenwaſſer fortgeſpühlt, und nach den niedrig gelegenen Gegenden hingebracht wurden. Auf dieſe Bemerkung legte man die Pflanzungen an dieſen leztern Orten an. Allein das Unternehmen war ſchwer, da hier die weiten Ebenen faſt das ganze Jahr durch überſchwemmt blieben, und überall nur ein äußerſt moraſtiges Land zu ſehen war.

Die Holländer fiengen es nun hier auf denſelben Fuß an, wie ſie in Holland ſchon gethan hatten. Durch unſäglich große Arbeiten und eine nicht zu ermüdende Geduld, und nach ungeheurem Koſtenaufwande gelang es ihnen endlich doch, den Boden bewohnbar und zur Kultur geſchickt zu machen. Sie führten gegen die reißenden Ströhme und das Zudringen der Waſſerfluthen ſtarke und dichte Dämme auf; lieſſen breite und tiefe Gräben mit Schleußen anlegen, vermittelſt welcher das Waſſer abgeleitet werden konnte, und die Moräſte austrockneten; hernach machten ſie die Ländereyen urbar, erhöheten das Erdreich wo es nöthig war, und ließen dem neu aufgewühlten Lande Zeit, auszutrocknen und locker zu werden. Dieſe Arbeiten und Bemühungen hatten den beſten Erfolg. Man ſiehet heutzutage mit Erſtaunen, daß in demſelben Lande, wo vor hundert

Jahren

Jahren nichts als Pfützen und Moräſte waren, jetzt 430 Zuckerplantagen und eben ſo viele Wohnörter aufgeführt ſind, in welchen man alle Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten vereiniget findet, die ſelbſt in den blühendeſten Beſitzungen der Engländer und Franzoſen nicht anzutreffen ſind. Da ſiehet man allenthalben geräumige und wohl eingerichtete Wohngebäude, ſchöne ebene Terraſſen, Gewächſe- und Fruchtgärten, ſchnurgerade Alleen von herrlichen Bäumen u. ſ. w. Aber durchgängig hat man hier das Nützliche dem Angenehmen nicht aufgeopfert. Die Kultur iſt mit größter Thätigkeit auf einem Boden betrieben worden, den man bloß durch Mühe und Arbeit fruchtbar und ergiebig gemacht hat. An Fonds hat es den Pflänzern nie gemangelt; ſie haben immer die zu den Arbeiten erforderliche Menge Sklaven gehabt, und die Erzeugniſſe ſind verhältnißmäßig nach dieſen Mitteln geweſen. Im Jahr 1775 ſchickte die Kolonie nach dem Hauptlande für 4,979,436 Thlr. 18 Gr. nach ſächſiſchen Gelde, an Produkten, beſtehend in

28,320,000 ℔. rohem Zucker verkauft für - -	2,083,350 Thlr.	—
15,387,000 ℔. Kaffee -	2,145,233 —	12 Gr.
970,000 ℔. Baumwolle	593,063 —	18 —
790,854 ℔. Kakao -	154,092 —	12 —
Und an Färbeholz, für -	3,697 —	—
	4,979,436 Thlr.	18 Gr.

Außer dieſen Waaren ſchickt auch die Kolonie noch jährlich im Durchſchnitt 560,000 Gallons Zuckerſyrup und 160,000 Gallons Rum nach Nordamerika. Auch der Tabaksbau, worauf man ſich jetzt zu legen angefangen hat, läßt guten Fortgang hoffen.

Vom Fluß Surinam hat die ganze Kolonie den Namen, indem ſolche an ſeinen Ufern angelegt iſt.

Der

Der Fluß iſt an ſeiner Mündung über eine halbe Meile breit, und ſelbſt bey niedriger See findet man in demſelben immer noch drey bis vier Faden Tiefe. Rechts und links ſind Bänke von Sand und Schlamm, auf denen nur wenig Waſſer, und dieſe gehen bis auf eine Meile ins Meer.

Paramaribo, vormals Middelburg, iſt der Hauptort in der ganzen Kolonie. Dieſe Stadt, welche an der Weſtſeite vom Fluße, zwey Meilen von ſeinem Ausfluſſe liegt, war vorhin nur ein Dorf, das von Indianern bewohnt wurde. Sie iſt regelmäßig auf einem ſandigten Boden erbauet, hat ſchöne gerade und breite Straßen, die auf beyden Seiten mit ſchönen Alleen von Pommeranzbäumen prangen, und alle Häuſer ſind zierlich und bequem eingerichtet.

Die Volksmenge in der Kolonie betrug im Jahr 1778 gegen 5000 Weiße, die Beſatzung mit dazu gerechnet, welche aus 1200 Mann regulirter Soldaten beſtehen ſoll, und die Sklaven ſchäzte man damals auf etwas mehr als 50,000 Köpfe, beyderley Geſchlechts. Aller Wahrſcheinlichkeit nach hat aber dieſe Zahl ſeitdem anſehnlich ſich vergrößert; denn es ſind in den leztern Jahren bisweilen 8 oder 10 Schiffe auf einmal von Rotterdam nach Surinam abgefahren, die aus Deutſchland und andern Ländern Auswanderer mitbrachten.

Außer den vorgedachten Produkten wird auch jährlich aus der Kolonie eine große Menge Tiſchler- und Zimmerholz ausgeführt, und durch den Schleichhandel geht von allen Artikeln dieſes Etabliſſements ein beträchtlicher Theil zu den Engländern über. Unterdeſſen, ob man gleich alle dieſe Zweige unmöglich ganz genau berechnen kann, ſo läßt ſich doch ſoviel annehmen, daß der jährliche Ertrag der Produkten dieſer Kolonie über zehn Millionen holländiſcher Gulden ausmacht.

Surinam iſt jetzt eine der reichſten und wichtigſten Kolonien in ganz Amerika. Die beträchtliche Menge der hieſigen Erzeugniſſe, und die ausgebreiteten Geſchäfte, welche dieſes Etabliſſement mit dem Hauptlande unterhält, geben einen ſehr überzeugenden Beweiß, was Fleiß und Betriebſamkeit zu Stande bringen können.

Von Surinam hängen auch die beyden kleinern Kolonien Berbice und Eſſequebo ab. Die erſtere iſt, weil ſie eine Reihe Unglücksfälle nach einander erfahren hat, in merklichem Verfalle, woraus ſie ſchwerlich wieder emporkommen wird. Die zu Eſſequebo iſt ein wenig glücklicher geweſen: aber ob man ihr gleich alle Hülfe zugewandt, ſo hat ſie doch erſt 1769 angefangen, an den Ufern des Demerari 130 Pflanzungen zu zählen.

Im Jahr 1777 hat man aus dieſen Kolonien zu Amſterdam erhalten:

Aus Berbice	Aus Demerary:
mit 5 Schiffen:	mit 9 Schiffen.
502 Faß Zucker.	1326 Faß Zucker.
1,482,042 Pfund Kaffee.	269808 Pfund Kaffee.
173,000 Pf. Baumwolle.	151,443 Pf. Baumwolle.
61,280 Pf. Kakao.	351 Pf. Kakao.
1778. mit 6 Schiffen:	mit 15 Schiffen:
476 Faß Zucker.	1357 Faß Zucker.
1,498,659 Pf. Kaffee.	4,044,685 Pf. Kaffee.
240,800 Pf. Baumwolle.	230,870 Pf. Baumwolle.
129,140 Pf. Kakao.	— — —
	20 Faß Tabak.

Franzöſiſches Guiana.

Die Gränzen des franzöſiſchen Guiane ſind noch ungewiß. Auf der Südſeite iſt ohne Zweifel der Amazonenſtrohm die Gränze der franzöſiſchen Beſitzungen, indem durch einen Vertrag vom 4. März 1700 die Portu-

giſen

giſen ſich verbindlich gemacht haben, die Forts zu ſchleifen, welche ſie an dieſem berühmten Strohme aufgeführet hatten. Beym Utrechter Friedensſchluß wurde Frankreich, das ſich damals Geſetze vorſchreiben laſſen mußte, gezwungen, die Schifffahrt auf dieſem Fluße ſammt den Ländereyen, welche ſich an dem Vincent Pinçon oder Oyapockfluß hinziehen, abzutreten. Wie es darauf ankam, den Friedenstraktat zu vollziehen, fand es ſich, daß dieſe beyden Namen, welche man als gleichbedeutend eingerückt hatte, ſowohl im Lande ſelbſt, als auch auf den alten geographiſchen Charten zwey unterſchiedliche Flüſſe bezeichneten, deren einer von dem andern wohl dreyßig Meilen entfernt iſt. Jedweder von den beyden Höfen wollte dieſen Fehler zu ſeinem Vortheil anwenden. Man konnte darüber nicht eins werden, und ſah bloß ein, daß die Bevollmächtigten ſchlechte Kenntniß von der Erd- und Länderbeſchreibung gehabt hatten; im übrigen blieben nun die Länder, welche zwiſchen dem Amazonenſtrohm und Oyapockfluß liegen, unangebauet. Die, welche Frankreich verblieben ſind, und von dem letztern Fluſſe an bis an den Maroni ſich hindehnen, der ſie gegen Norden von den holländiſchen Beſitzungen abſcheidet, ſind ebenfalls nicht kultivirt. Alles liegt wüſte in dem hundert Meilen weiten Lande, welches den nehmlichen Boden, als das holländiſche Guiana hat. Wir haben oben bemerkt, daß die Koloniſten dieſes letztern alles mögliche gethan haben, die Natur zu bezwingen, und ihr ihre Reichthümer gleichſam abzunöthigen. Im franzöſiſchen Guiana ſoll alles erſt geſchehen, und iſt noch nichts gethan.

Nach dem Friedensſchluß vom Jahr 1763, durch welchen aus Canada eine Engliſche Beſitzung ward, glaubte Frankreich dieſen Verluſt damit erſetzen zu können, daß es in Guiana eine mächtige Kolonie anlegte, welche fähig ſeyn ſollte, aus eignem Vermögen die frem-

den Anfälle abzutreiben, und bey Gelegenheit ſeinen andern Kolonien zu Hülfe zu kommen. Man beſtimmte 25 Millionen Livres zur Ausführung dieſes Entwurfs, der allerdings gut ausgeſonnen war, aber deſto ſchlechter in Erfüllung gebracht wurde.

Man beging gleich Anfangs einen ſtarken Fehlgriff bey der Wahl der Koloniſten die nach Guiana beſtimmt wurden. Man bildete ſich ein, daß funfzehntauſend Deutſche, die aus einem geſunden und gemäßigten Erdſtrich herkamen, die beſchwerlichen und ſauren Feldarbeiten in einem heißen Lande wie dieſes hier, das im brennenden Erdgürtel liegt, würden ertragen, und ohne Gefahr die feuchte und regnichte Luft unter den Wendezirkeln aushalten können. Man reizte ihre Habgier durch ſchnöde und zweydeutige Verſprechungen, und gleichſam, als wenn man recht mit Vorbedacht die Leute zur Schlachtbank liefern wollte, brachte man ſie an den Ort ihrer Beſtimmung in der ſchlechteſten Jahrszeit, nehmlich zur Regenzeit. Anſtatt, daß man ihnen auf der Inſel Cayenne den Platz anweiſen, ihnen Wohnungen vorher zurecht machen, für Erfriſchungen und Unterhalt ſorgen ſollte, warf man ſie in den moraſtigen Wüſten dieſes Landes ab, und die Leute mußten da unter ſchlechten Schuppen kampiren: hier waren ſie nothwendig zur Unthätigkeit während der langen Regenzeit verdammt, hatten lange Weile und Mangel an den allernothwendigſten Bedürfniſſen; ſie wurden nun noch von anſteckenden Krankheiten heimgeſucht, die natürlichen Folgen der ungeſunden Luft, ſchlechten Beſchaffenheit der Nahrungsmittel u. ſ. w. daher es kein Wunder war, wenn der Tod faſt alle dieſe neuen Ankömmlinge binnen wenigen Monaten von der Welt wegraffte. Nur etwa zweytauſend derſelben, die die ſtärkſten Naturen hatten, entgingen dem Tode, und dieſe kehrten wieder nach Europa zurück, und erfüllten alle Gegenden, wo ſie durchzogen,

mit

mit ihrem Klaggeſchrey, ſtießen gräßliche Flüche und Verwünſchungen gegen die Urheber jenes Entwurfs aus, durch den ſie ins Verderben geſtürzt, und dreyzehntauſend ihrer armen Gefährten dem Tode überliefert worden waren.

Seit jener Zeit ſcheint Frankreich die arme Kolonie, welche auf dem feſten Lande von Guiana noch vorhanden iſt, ganz aus dem Geſicht verlohren zu haben. Dieſe beſteht in nicht mehr, als 1300 freyen Leuten und 8000 Sklaven, welche in einem Raume von 100 Meilen Landes zerſtreut ſind, da ohne Geſetze, ohne Policey, ohne Wetteifer leben. Daher ſind auch ihre Hervorbringungen ſehr kärglich. Im Jahr 1774, betrugen die Produkte, welche die aus Amerika rückkehrende Schiffe von Martinik und Guadaloupe, mitbrachten, nicht über 25,000 Thaler, und die, welche das Hauptland erhielt, beliefen ſich auf 122,149 Rthlr. 12 Gr.

Die Kolonie auf der Inſel Cayenne iſt zwar ein wenig ordentlicher eingerichtet, aber doch noch weniger reich.

Seit 1752 hat man von dort nur ſehr kleine Quantitäten Zucker, Rocou, Baumwolle, Kaffee und Kakao ausgeführt. Man zählt darinne mehr nicht, als 90 franzöſiſche Familien, 128 freye Indianer und 1500 Sklaven.

Auf der ganzen Inſel, welche 14 oder 15 franzöſiſche Meilen im Umfange haben mag, findet man nur einen einzigen Flecken, der aus einem Haufen hölzerner Hütten oder Baraken beſteht, die ohne Ordnung und Wahl untereinander ſtehen, und in denen nicht die geringſte Bequemlichkeit anzutreffen iſt, daher herrſchen hier den Sommer durch ſehr gewöhnlich Fieberkrankheiten. Der Ort wird durch einen bedeckten Weg, einen breiten Graben, und einen Erdwall ſammt fünf Baſtionen vertheiget. Mitten in dem Flecken iſt eine ſehr hohe Hütte, woraus eine Art Redoute gemacht iſt, die man das Fort

heißt;

heißt; hier könnten 40 Mann allenfalls noch kapituliren, wenn gleich der Platz ſelbſt ſchon übergegangen wäre. Die Einfahrt in den Hafen hat nur 13 Fuß Waſſer, die Schiffe, welche 14 Fuß tief gehen, könnten ſchon anſtoßen, aber zum Glück iſt der Grund nur weicher Schlamm, durch den man ohne Gefahr Furchen ziehen kann.

Das Unglück, welches die Inſel Cayenne erfahren, hat ihr Zunehmen verzögern, ja ſogar verhindern müſſen. Ihre erſten Bewohner ließen es ſich angelegen ſeyn, ihre Plantagen gehörig in Wehrt zu ſetzen; ſie kultivirten mit merklichem Fortgange Zucker, Baumwolle und Orlean. Der Gewinn, den ihnen der Ertrag dieſer Kultur brachte, erweckte die Eiferſucht der Holländer, welche vormals an Frankreich dieſelben Produkte verkauften. Sie ſchickten bewaffnete Schiffe ab, die die Inſel angriffen, und ſich derſelben bemächtigten. Aber ein franzöſiſches Geſchwader, welches der Hr. d'Etrées anführte, entriß ihnen die Beute wieder, und die Franzoſen kamen nach der Inſel in größerer Anzahl wieder zurück, als ihrer vorhin da geweſen waren. Die alte Kultur wurde nun mit verdoppeltem Eifer wieder vorgenommen; die Freybeuter brachten einen Theil der Reichthümer, die ſie im Südmeere erbeutet hatten, hieher; kurz, die Kolonie ward reich und blühend, als es den Leuten hier einfiel, mit den Freybeutern gemeine Sache machen, Surinam überfallen und plündern zu wollen. Dieſes Unternehmen lief aber ſehr unglücklich ab. Ein Theil der Cayenniſchen Leute wurde von den Holländern niedergemacht, die andern geriethen in die Gefangenſchaft, und wurden nach den Antillen gebracht, wo die Hoffnung eines beſſern Glückes ſie feſt hielt. Die Kolonie hat ſich von dieſem Verluſte bis zu dieſer Stunde noch nicht erholen können, und jene Ungerechtigkeit, die ſie gegen Surinam beging, iſt jetzt noch nicht verſühnt.

Uebri-

Uebrigens werden manche unter den Produkten von Cayenne ſehr geſchätzt. Die Baumwolle iſt die feinſte unter allen, die Frankreichs Kolonien liefern. Sie gilt daher auch ſchier noch einmal ſo hoch im Preiſe. Man kann durchaus keine andere als die von Cayenne zu Muſſolinen verarbeiten. Auch der hieſige Rocou und Indigo ſind geſucht.

Spaniſches Guiana.

Dieſes liegt an beyden Seiten der Ufer vom Orinoco, und erſtreckt ſich gegen Weſten bis an den Rio Negro, welcher unter 8 Gr. 5 M. Norder Br. ſich befindet, und in die Mündung des Orinoco ſtürzt; nach andern Reiſebeſchreibern aber bis gegen Oſten an den Waimyfluß, welcher zur Gränzſcheidung zwiſchen dem ſpaniſchen und holländiſchen Guiana dienen ſoll.

Man findet in dieſem Lande, obſchon es nahe an der Mittellinie liegt, dennoch wegen der Gebirge, nach Verſchiedenheit der Lage, mehr oder weniger, alle vier Jahrszeiten. Man bauet hier Zuckerrohr, Reiß, Tabak u. ſ. w. es wachſen Orangen und dergleichen, hingegen auf der Seite des kalten Erdſtrichs Korn, Hülſenfrüchte ꝛc. Am Orinoco giebt es ſchöne Wieſen, und in dieſer Gegend ziehet man trefliche Pferde, Mauleſel und Hornvieh, womit ein ſtarker Handel getrieben wird.

Das Gouvernement des ſpaniſchen Guiana hängt vom Vicekönig in Neu-Granada ab.

Wenn man den Wehrt der Waaren und Produkten, welche Südamerika an Europa liefert, zuſammenrechnet, findet ſich, daß er austrage, (die von Surinam

und

und aus dem holländiſchen Guiana überhaupt zu 6 Millionen Thaler angeſchlagen)	37,801,518	Thlr.	6 Gr.
Der aus den Antillen, zuſammen	74,437,792	—	18 —
Der von Nordamerika	54,193,471	—	10 —
Preis der aus Oſtindien gezogenen Güther und Waaren	38,637,213	—	— —
Der Handel, den Europa mit Afrika treibt, läßt ſich ſchätzen, auf	20,000,000	—	— —
	225,069,995	Thlr.	10 Gr.

Hier wäre nun der Generalbetrag aller Waaren und Güther, welche Europa jährlich im Durchſchnitt aus den drey andern Welttheilen ziehet. Die europäiſchen Handelsleute empfangen dieſe ungeheure Menge Produkten ſo, daß ſie dafür Gegenſtände ihrer eigenen Induſtrie, Erzeugniſſe ihrer Manufakturen und Hervorbringungen ihres Bodens zurückliefern, doch iſt der Preis dieſer viel geringer, als der der Artikel, die ſie einkaufen. Auf den Gewinn, den ſie hierbey machen, iſt ihr Glück gegründet. Jeder erhält davon einen mehrern oder mindern Theil nach den Kapitalien, welche er darauf anlegt oder wagt, und nach dem Maaße ſeiner Thätigkeit, ſeiner wirthſchaftlichen Betriebſamkeit, und ſeiner mehr oder weniger wohl ausgeſonnenen Spekulationen.

Regiſter

Regiſter
der hierinne enthaltenen Artikel:

Afrika . . Seite 1
Mitternächtliche Küſten von Afrika . 5
Aegypten . . . 6
Staaten auf der barbariſchen Küſte . 10
Tripolis . . . 10
Tunis . . . 12
Algier . . . 21
Marocco oder Marokos . . 25
Oeſtliche Küſten von Afrika . . 30
Habyſſinien oder Habeſſinien . . 31
Küſten von Adel und Ajan . . 35
Zanguebar Küſten . . 36
Melinde, Mombaſa, Monſia und Quilloa 36
Mozambique . . 39
Comoriſche Eilande . . 40
Küſte von Sofala . . 41
Madagaſcar . . 43
Inſeln Bourbon und France . 44
Vorgebirge der guten Hoffnung . 47
Weſtküſten von Afrika . . 51
Portendic und Arguin . . 59
Nigerfluß . . . 60
Gambia- oder Gambrafluß . . 64
Caboverde-Inſeln . . . 65
Cazamance- und Cacheofluß . . 66
Sierra-Leona . . 67
Körner- Zahn- und Quaquasküſte . 67
Appollonia-Vorgebirge . . 68
Goldküſte . . . 68
Juida . . . 69
Beninfluß . . . 71
Gabonfluß . . . 72
Angola . . . 76
St. Helenen-Inſel . . 77
Canariſche Inſeln . . . 79
Madeira . . . 83

Aſien.

Aſien . . Seite 86
Arabien . . . 88
Perſiſcher Meerbuſen . . 92
Malabarſche Küſten . . 96
Diu . . . 96
Surate . . 98
Salſett und Bombay . . 101
Goa . . . 103
Calicut oder Kalkutta . . 105
Cochim . . 106
Travancor . . 107
Maldiviſche Inſeln . . 108
Ceylon oder Selan . . 110
Coromandelſche Küſte . . 114
Negapatnam oder Nagapatnam . 116
Tranquebar . . 117
Pondichery . . 118
Sadraspatan . . 125
Fort St. David . . 125
St. Thome' . . 126
Madras . . 126
Paliacate . . 129
Mazulipatnam . . 130
Bengalen . . 130
Schandernagor . . 141
Thibet . . 142
Arakan und Azem . . 142
Pegu und Ava . . 143
Malacca . . 147
Siam . . . 149
Tunking und Koſchinſchina . 151
China . . . 152
Formoſa . . . 158
Japan . . . 159
Philippiniſche Inſeln . . 164
Moluckiſche Inſeln . . 170
Timor . . 177
Celebes . . . 177
Borneo . . 179
Balambangan . . 181
Sumatra . . 182
Java . . 186

Amerika.

Amerika . . Seite 195
Nordamerika . . 199
Hudſons-Bay . . 199
Canada . . 203
Acadien oder Neu-Schottland . 207
St. Johannisinſel . . 210
Inſel St. Pierre und Miquelons . 212
Inſel und Bank von New-found-land 213
Neu-England, oder die Staaten Maſſachuſett, Hampſhire, Rhode-Island und Connecticut . 221
New-Yorck . . 227
New-Yerſey . . 231
Delaware . . 232
Penſylvanien . . 233
Maryland . . 240
Virginien . . 243
Nord-Carolina . . 247
Süd-Carolina . . 250
Georgien . . 253
Florida . . 264
Lucayiſche Inſeln . . 266
Luiſiana . . 268
Alt-Mexiko oder Neu-Spanien . 269
Neu-Mexiko . . 278
Californien . . 279
Antillen-Inſeln . . 283
Spaniſche Inſeln . . 288
Hiſpaniola oder Isla Eſpannola . 288
Inſel Cuba . . 290
Puerto-Rico . . 294
Franzöſiſche Inſeln . . 298
Saint Domingue . 298
Martinique . . 308
Guadaloupe . . 312
Sainte Lucie . . 315
Tabago . . 318
St. Martin . . 318
Engliſche Inſeln . . 322
Jamaika . . 322
Grenada . . 326
Barbados . . 329

Antigoa . Seite 331
St. Chriſtoph oder St. Kitts . 332
St. Vincent . . 333
Montſerrat . . 334
Newis oder Nieves . 335
Barbuda, Anguilla und Virgins-Inſeln . . 336
Dominica . . 336
Holländiſche Inſeln . . 340
Curaſſao . . 340
St. Euſtach . . 342
Saba . . 345
St. Martin . . 346
Dänïſche Inſeln . . 346
St. Thomas, St. Johann und Sainte Croix . . 346
Schwediſche Inſel . . 349
St. Barthelemy . . 349
Südamerika . . . 352
Darien . . 356
Cartagena . . 357
Santa Marta und Rio de la Hacha . 359
Venezuela . . 360
Cumana, oder Neu-Andaluſien . 364
Neu-Granada . . 366
Peru . . . 369
Chili oder Chile . . 378
Paraguay . . 382
Braſilien . . 388
Guiana . . 397
Holländiſches Guiana . 398
Franzöſiſches Guiana . 402
Spaniſches Guiana . 407

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schedel, Johann Christian, 1750-1803

Historisches Handbuch für Kaufleute oder darstellendes Gemählde der Handlung und des Verkehrs, die jetzt Europa mit den übrigen Welttheilen unterhält

Lübeck 1793

Merc. 92
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10290895-3
VD18 14476592-001